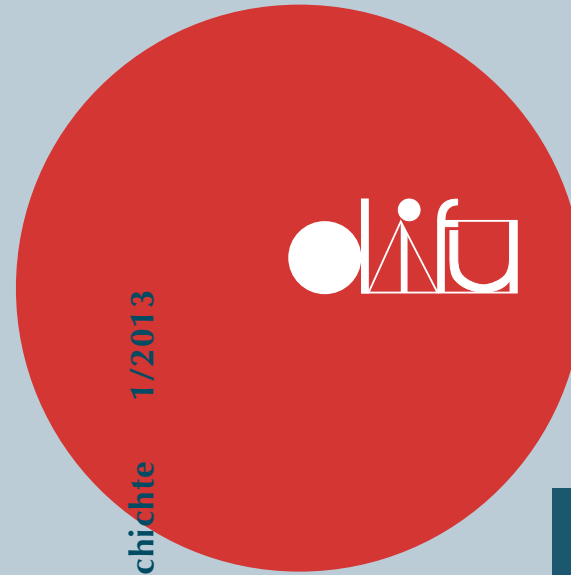




Informationen  
zur modernen  
Stadtgeschichte

Themenschwerpunkt

Westeuropäische  
Großsiedlungen



Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1/2013

1/2013

IMS

ISSN 0340-1774

**INFORMATIONEN ZUR MODERNEN STADTGESCHICHTE (ZITIERWEISE: IMS)**

|                            |  |
|----------------------------|--|
| <b>Erscheinungsweise</b>   | <b>halbjährlich, ISSN 0340-1774</b>  |
| <b>Bezugsbedingungen</b>   | <b>Jahresabonnement (2 Hefte) 19 Euro<br/>Einzelheft 12 Euro</b>   |
| <b>Redaktion</b>           | <b>Prof. Dieter Schott<br/>Institut für Geschichte<br/>Technische Universität Darmstadt<br/>schott@pg.tu-darmstadt.de</b><br><br><b>PD Dr. Christoph Bernhardt<br/>Leibniz-Institut für Regionalentwicklung<br/>und Strukturplanung<br/>bernhardt@irs-net.de</b>                       |
| <b>Koordination</b>        | <b>Andrea Perthen<br/>Institut für Geschichte<br/>Technische Universität Darmstadt<br/>Fachbereich 2:<br/>Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften<br/>Residenzschloss<br/>64283 Darmstadt<br/>Tel. 06151/16-2044<br/>Fax 06151/16-3992<br/>andrea.perthen@stud.tu-darmstadt.de</b> |
| <b>Verlag und Vertrieb</b> | <b>Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH<br/>Zimmerstraße 13-15<br/>10969 Berlin<br/>Tel. 030/39001-253<br/>Fax 030/39001-275<br/>verlag@difu.de</b>   |

# Informationen zur modernen Stadtgeschichte

---

2013  
Verlagsort: Berlin

1.Halbjahresband

Herausgegeben von  
Martin Baumeister, Christoph Bernhardt, Dorothee Brantz, Martina Heßler,  
Gerd Kuhn, Friedrich Lenger, Gisela Mettele, Susanne Rau, Jürgen Reulecke,  
Ralf Roth, Axel Schildt, Dieter Schott und Clemens Zimmermann

in Verbindung mit  
Stefan Fisch, Antjekathrin Graßmann, Adelheid von Saldern,  
Hans Eugen Specker und Clemens Wischermann

## Themenschwerpunkt

### Westeuropäische Großsiedlungen

Verantwortliche Herausgeber:  
Sebastian Haumann und Georg Wagner-Kyora

#### **LEITARTIKEL**

*Sebastian Haumann / Georg Wagner-Kyora*  
Westeuropäische Großsiedlungen – Sozialkritik und Raumerfahrung..... 6

#### **BERICHTE UND AUFSÄTZE ZUM THEMA**

*Peter Kramper*  
Die Neue Vahr und die Konjunkturen der Großsiedlungskritik  
1957-2005..... 13

*Christiane Reinecke*  
Laboratorien des Abstiegs? Eigendynamiken der Kritik und der schlechte  
Ruf zweier Großsiedlungen in Westdeutschland und Frankreich..... 25

|   |    |
|---|----|
| <i>Klaus Weinbauer</i><br>Kriminalität in europäischen Hochhaussiedlungen: Vergleichende<br>und transnationale Perspektiven.....              | 35 |
| <i>Petra Brouwer/Tim Verlaan</i><br>Symbolic gestures? Planning and replanning Amsterdam's Bijlmermeer<br>and new town Almere since 1965..... | 48 |
| <i>Maren Harnack</i><br>Vom Wohnen für alle zur Notlösung für Arme: Kommunaler<br>Wohnungsbau in London nach dem Zweiten Weltkrieg.....       | 60 |
| <i>Christian Heppner</i><br>Garbsen – Auf der Horst: Eine Stadtneugründung in der Gebietsreform...  | 73 |
| <i>Sabine Mecking</i><br>Senne – Sennestadt – Bielefeld: Vom städtebaulichen Prestigeprojekt<br>zum seelenlosen Anhängsel?.....               | 83 |

#### **LEITREZENSION**

|  |    |
|--|----|
| <i>Sebastian Haumann</i><br>Leitrezension..... | 92 |
|--|----|

#### **FORUM**

|   |     |
|---|-----|
| <i>Sybille Frank, Jochen Schwenk, Silke Steets, Gunter Weidenhaus</i><br>Städte und ihre Zoos. Über die eigenlogische Strukturierung von<br>Räumen..... | 95  |
| <i>Phillip Wagner</i><br>Segregation planen? Die International Federation for Housing and<br>Town Planning und die Ordnung des Stadtraums .....         | 125 |

#### **ALLGEMEINE BERICHTE**

|  |     |
|--|-----|
| <i>Wolfgang Hofmann</i><br>Nachruf: Peter Hennock.....   | 144 |
| <i>Ekkehard Schönherr</i><br>Tagungsbericht: „Mapping spatial relations, their perceptions and<br>dynamics: the city today and in the past“ am 18. Mai 2012,<br>Workshop des DFG-Projekts „Geschichte und Kulturen der Räume<br>in der Neuzeit“ an der Universität Erfurt..... | 149 |
| <i>Susanne Dengel</i><br>Tagungsbericht: „Stadt-Land-Beziehungen im 20. Jahrhundert“,<br>am 25. und 26. Oktober 2012 in Münster.....   | 152 |
| <i>Normen von Oesen</i><br>Tagungsbericht: Autostädte. Wachstums- und Schrumpfungprozesse<br>in globaler Perspektive, vom 27. bis 29. Juni 2012 im Institut<br>für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation in Wolfsburg .....   | 156 |
| <i>Matthias Henkel</i><br>Tagungsbericht: „Museum.macht.Identity. – Zur Bedeutung der<br>Stadtmuseen im 21. Jahrhundert“, am 16. und 17. November 2012<br>im Museum Industriekultur/Museen der Stadt Nürnberg.....   | 160 |
| <i>Renate Kastorff-Viehmänn/Yasemin Utku</i><br>Tagungsbericht: Das Erbe Robert Schmidts: 100 Jahre regionale<br>Planung im Revier am 8. und 9. November 2012 im Regionalverband<br>Ruhr in Essen.....   | 162 |
| <i>Anna Richter</i><br>Conference report: „Industrial Cities: History and Future“ from<br>September 21 <sup>st</sup> to 22 <sup>nd</sup> 2012 at the Chair of Cultural and Media<br>History, Saarland University, Saarbrücken.....   | 165 |
| <i>Florian Graf/Olga Sparschuh/Gunnar Zamzow</i><br>Die 11. Konferenz der European Association for Urban History in<br>Prag aus Sicht der GSU-Stipendiaten.....  | 168 |
| <b>MITTEILUNGEN</b> .....  | 178 |

## Editorial zu Heft 1/2013

Liebe LeserInnen, liebe AbonentInnen,

mittlerweile ist die neue Rubrik der nicht an das Schwerpunkt-Thema gebundenen Beiträge schon etwas etabliert; die Herausgeber haben beschlossen, diese Beiträge unter dem bereits früher verwandten Begriff „Forum“ zu bündeln. Zugleich möchten wir Ihnen eine Veränderung in der Zuständigkeit für diese Rubrik „Forum“ mitteilen: Friedrich Lenger, der mit großem Elan den Start dieser Rubrik ermöglichte und die redaktionellen Arbeiten koordinierte, hat um Entlastung gebeten. Die Herausgeber – in deren Kreis Friedrich Lenger Mitglied bleiben wird – danken ihm für seine erfolgreiche Pionierarbeit. Die Verantwortung für das „Forum“ geht mit diesem Heft auf Clemens Zimmermann (Universität des Saarlands) über, der mehrere Jahre lang die GSU leitete.

Wir rufen auch diesmal unsere Leserinnen und Leser mit Nachdruck auf, die Chance einer flexibleren Veröffentlichung neuer Forschungsbeiträge zu nutzen und geeignete Manuskripte für wissenschaftliche Aufsätze an die Redaktion der ‚Informationen zur modernen Stadtgeschichte‘ einzusenden. Die dort veröffentlichten Beiträge werden einem Peer-Review-Verfahren unterzogen, um die IMS als Publikationsort für jüngere wie für etablierte Wissenschaftler noch attraktiver zu machen. Derzeit können wir eine recht zügige Bearbeitung und, falls die Beiträge angenommen werden, Publikation zusichern.

Bitte reichen Sie also geeignete Beiträge ein an:

Prof. Dr. Clemens Zimmermann,  
Lehrstuhl für Kultur- und Mediengeschichte,  
Universität des Saarlandes,  
Postfach 15 11 50,  
66041 Saarbrücken,  
cl.zimmermann@mx.uni-saarland.de

Für die Redaktion:

Dieter Schott (Darmstadt), Christoph Bernhardt (Berlin), Clemens Zimmermann (Saarbrücken)

## Westeuropäische Großsiedlungen – Sozialkritik und Raumerfahrung

Die westeuropäischen Großsiedlungen der 1960er und 1970er Jahre sind gescheitert - so lässt sich eine weit verbreitete gesellschaftspolitische Haltung zusammenfassen. Dieses Verdikt kann seinerseits historisiert werden. Mit den Siedlungsschwerpunkten am Stadtrand war in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren ein neuer Typ von Wohnbebauung entstanden, der großmaßstäblich, oft in Form einer ausgeprägten Hochhausbebauung, und mit einem hohen Anteil staatlicher Fördergelder die europäische Stadtlandschaft veränderte. In vielen bundesdeutschen Städten gibt es Beispiele solcher Wohnbebauung, die in der Öffentlichkeit auch als „soziale Brennpunkte“ wahrgenommen werden.<sup>1</sup> Berichte aus den europäischen Nachbarländern, etwa über die Londoner ‚*Council Estates*‘ oder die Pariser *Banlieue*-Quartiere, scheinen zu belegen, dass diese Siedlungen mit Problemen grundsätzlicher Art behaftet sind.

Erklärungsversuche für ihr vorgebliches – oder tatsächliches – Scheitern gibt es zur Genüge: die monotone Architektur und deren Überdimensionierung; eine mangelhafte infrastrukturelle Versorgung oder die Massierung sozialer Problemfälle. Fast immer werden Gründe angeführt, welche pointiert auf die baulichen Unvollkommenheiten der Siedlungen und deren Steigerung zur sozialen Schieflage abheben. So gewannen die öffentliche Debatte und die sozialwissenschaftliche Forschung für lange Zeit einen gemeinsamen Fokus in der Frage, *warum* die Großsiedlungen gescheitert seien. Dementsprechend wurden vor allem die Gründe dieses Scheiterns gesucht und analysiert. Dies passte gut zu einer auch theoretisch fundierten Grundsatzkritik an der vorgeblich „fordistischen“ Stadtentwicklung der Nachkriegszeit. Sie habe die Stadträume zu einseitig allein nach funktionalen Gesichtspunkten organisiert, auf Kosten ihrer Soziabilität und zulasten einer fortdauernden gesellschaftlichen Integration.<sup>2</sup> Frühere Forschungsergebnisse der Geschichtswissen-

<sup>1</sup> Vgl. Sabine Kraft, Planung und Realität, in: ARCH+ 203, 2011, S. 11.

<sup>2</sup> Vgl. Hartmut Häußermann/Dieter Läßle/Walter Siebel, Stadtpolitik, Bonn 2008, S. 151–157; zur Ge-

schaft, die diese Negativstereotypisierung unter den Prämissen einer alltagskulturell interessierten Sozialgeschichte immer schon vermieden hatte, gerieten hierbei weitgehend aus dem Blickfeld.<sup>3</sup>

In den vergangenen Jahren brachte die Frage nach der historischen Verortung der Großsiedlungen allerdings eine neue Dynamik hervor. Neuere Studien beurteilen den Bau und die Entwicklung einzelner Siedlungen wesentlich differenzierter und kontextualisieren überdies in verschiedene Richtungen, etwa indem sie die Erfahrungen und Gestaltungsmöglichkeiten der Erstabwohner<sup>4</sup>, die wohnungswirtschaftlichen Interessen<sup>5</sup> oder die lokalpolitischen Akteurskonstellationen<sup>6</sup> einbeziehen. In signifikanter Weise überschneidet sich das neuerliche geschichtswissenschaftliche Interesse mit einer wachsenden Aufmerksamkeit seitens der Architektur und des Denkmalschutzes. Rund 40 Jahre nach dem Bau der Großsiedlungen stellt sich die Frage, inwieweit Erhalt und Sanierung dieser Objekte möglich und wünschenswert ist. Es gilt, das architektonische und städtebauliche Potenzial dieser Großsiedlungen für das 21. Jahrhundert zu bestimmen.<sup>7</sup>

schichte des eigentlich auf industriellen Produktionsprozesse bezogenen Fordismus-Konzept: Rüdiger Hachtmann/Adelheid von Saldern, „Gesellschaft am Fließband“. Fordistische Produktion und Herrschaftspraxis in Deutschland, in: Zeithistorische Forschungen 6, 2009, S. 186–208.

<sup>3</sup> Vgl. Ulfert Herlyn/Adelheid von Saldern/Wulf Tessin (Hrsg.), Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre. Ein historisch-soziologischer Vergleich, Frankfurt a. M./New York 1987; Axel Schildt/Arnold Sywotek (Hrsg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 1989, S. 494–412; Ulfert Herlyn, Wohnverhältnisse in den Neubausiedlungen der sechziger Jahre, in: ebd., S. 513–536; Adelheid von Saldern, Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute, Bonn 1995; Ingeborg Flagge (Hrsg.), Geschichte des Wohnens Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau, Stuttgart 1999, S. 233–417; Thomas Topfstedt, Wohnen und Städtebau in der DDR, in: ebd., S. 419–562; Katrin Zapf, Haushaltsstrukturen und Wohnverhältnisse, in: ebd., S. 563–614; Georg Wagner-Kyora, Das Zweckmäßige ist fast immer auch schön. Stadtplanung, Wohnkultur und Lebensstile in der Bundesrepublik der sechziger Jahre, in: Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Tepe (Hrsg.), Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn 2003, S. 615–645.

<sup>4</sup> Sudhir Alladi Venkatesh, American project. The rise and fall of a modern ghetto, Cambridge Mass. 2000; Kenny Cupers, The expertise of participation. Mass housing and urban planning in post-war France, in: Planning Perspectives 26, 2011, S. 29–53.

<sup>5</sup> Peter Kramper, Neue Heimat. Unternehmenspolitik und Unternehmensentwicklung im gewerkschaftlichen Wohnungs- und Städtebau 1950 - 1982, Stuttgart 2008.

<sup>6</sup> Oliver Schöller, Die Blockstruktur. Eine qualitative Untersuchung zur politischen Ökonomie des westdeutschen Großsiedlungsbaus, Berlin 2005; Peter Shapely, The politics of housing. Power, consumers and urban culture, Manchester 2007; Nicholas Dagen Bloom, Public housing that worked. New York in the twentieth century, Philadelphia 2008.

<sup>7</sup> Maren Harnack, Rückkehr der Wohnmaschinen. Sozialer Wohnungsbau und Gentrifizierung in London, Bielefeld 2012; ARCH+ 203, Planung und Realität – Strategien im Umgang mit Großsiedlungen, 2011; Journal of the American Planning Association 78, Nr. 4, Special Issue: American Public Housing at

Die Aktualität der Großsiedlungen in so unterschiedlichen Disziplinen ist Grund genug, mit dem vorliegenden Themenheft die neueren Ansätze einer interdisziplinär geführten Debatte aufzugreifen. Ein gemeinsamer Nenner der hier versammelten Beiträge ist das Interesse an der Genese ihrer Negativwahrnehmung und deren Reichweite. Anstatt von vorneherein nach den Gründen des Scheiterns zu suchen, gehen die Beiträge dieses Themenheftes vielmehr der Frage nach, inwieweit das, was aus heutiger Perspektive als „Scheitern“ verhandelt wird, herbeigeführt und konstruiert wurde oder aber auch auf sozialgeschichtlich relevanten Phänomenen im Alltagsleben der Bewohner basierte. Die Entstehung der Negativwahrnehmung wird dabei teilweise als Reflex auf empirisch nachweisbare Problemlagen begriffen, vor allem aber als Konstruktion einer kritischen Öffentlichkeit in der Auseinandersetzung mit fachwissenschaftlichen Diskursen.

Denn die Großsiedlungen der 1960er und 1970er Jahre bargen auch große historische Chancen. In der Bundesrepublik Deutschland waren sie, wie in anderen westeuropäischen Staaten, in eine ausgeweitete Wohnungsversorgungspolitik eingebettet und halfen, die grassierende Wohnungsnot der Nachkriegszeit nach Jahrzehnten des Mangels zu überwinden. Schließlich lieferte der bundesdeutsche soziale Wohnungsbau die Klammer für die konzeptionelle Erweiterung des Massenwohnungsbaus zum stärker architektonisch und stadtplanerisch ausgestalteten Siedlungsbau der späten 1960er und der 1970er Jahre. Diese Siedlungen markierten den Höhe- und bald auch den Endpunkt einer sozial fokussierten Bautätigkeit, die in den späten 1980er Jahren ganz zum Erliegen kam. Die sozialstrukturelle Entwicklung der bundesdeutschen Großsiedlungen blieb noch bis in die 1990er Jahre hinein durch das Zuweisungssystem von Mietwohnungen nach sozialstaatlich festgelegten Berechtigungskriterien geprägt. Dieses Vergabesystem wurde fast immer auch eingehalten – jedenfalls gilt dies für alle Erstmietler genau jener Großsiedlungen, die hier zur Debatte stehen.<sup>8</sup> Auch blieben die konsensstiftenden städtebaulichen Konzepte weitgehend intakt, die auf soziale „Durchmischung“ setzten, also auf das Nebeneinander von kleinbürgerlichen und Arbeiterhaushalten, sowie auf neuartige Urbanitätsvorstellungen. Sie bildeten die Grundlage für die planerische Weiterentwicklung bestehender Großsiedlungen bis in die Gegenwart.

Nichtsdestotrotz basierte die Problematisierung dieses Wohnumfelds sicherlich auch auf handfesten Phänomenen wie Vandalismus oder auf den alltagspraktischen

75: Policy, Planning, and the Public Good, 2012.

<sup>8</sup> Vgl. Marina Becker, Bielefelder Mieter der Wohnungsbaugesellschaft Eintracht. Eine Datenauswertung der Jahre 1964-1976, in: Georg Wagner, Wohnraum für Alle. Der Soziale Wohnungsbau in Bielefeld 1950-1990, Bielefeld 1991, S. 124-131; Georg Wagner, Sozialstaat gegen Wohnungsnot. Wohnraumbewirtschaftung und Sozialer Wohnungsbau im Bund und in Nordrhein-Westfalen 1950-1970, Paderborn 1995, S. 355-387.

Nachteilen einer zunächst noch mangelhaft ausgebildeten Infrastruktur. Mit der weitgehenden Sättigung des Wohnungsmarktes am Ende der langen Wiederaufbauphase, in der Bundesrepublik also in den 1980er Jahren, setzten zudem Verschiebungen in der städtischen Bevölkerungsstruktur ein, welche das Problem der Migration weitaus stärker in den Fokus rückten als zuvor. Die Großsiedlungen wurden dann aber mit den Folgeerfordernissen allein gelassen. Dass der anhaltende Bevölkerungsdruck in den Stadtrandsiedlungen unter den Bedingungen einer kontinuierlichen Migration distinktive und hoch ausdifferenzierte Regelungskompetenzen erforderte, war schlicht vergessen worden und wurde erst spät in nachholenden Sozialprogrammen und schließlich dem Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt“ aufgenommen. Im Grunde ist diese Akzentverlagerung bis heute aktuell geblieben und vielfach reflektiert worden. Dennoch mögen diese Probleme immer auch nur Randerscheinungen gewesen sein, wenn Großsiedlungen zugleich elementare individuelle wie gesellschaftliche Bedürfnisse erfüllten.

Vor diesem Hintergrund ist zu fragen, wie und aus welchen Gründen die diskursbestimmende Negativwahrnehmung auch die breite öffentliche Debatte um Großsiedlungen, spätestens seit den 1980er Jahren, nahezu vollständig dominierte. Erst diese Konstruktion, so ließe sich provokant zuspitzen, hat die zunächst noch eher unbestimmte Problemhaftigkeit der Großsiedlungen der 1960er und 1970er Jahre überhaupt so weit verdichtet, dass sie einen gewissen Grad von Selbstevidenz zugeschrieben bekam.

In Hinblick auf die Weiterentwicklung der bestehenden Siedlungen gewinnt die Frage nach der diskursiven Verdichtung von Problemlagen auch strategische Bedeutung. Dies ist vor allem deshalb hervorzuheben, weil sie der Selbstwahrnehmung der Bewohner oft diametral entgegen stand. Die Bewohner bildeten vielfach sogar eine explizit auf die neuen baulichen und infrastrukturellen sowie sozialen Charakteristika der Großsiedlungen bezogene lokale Identität heraus. Das Identifikationspotenzial der Großsiedlungen war, wie mehrere Beiträge dieses Themenheftes nachweisen, weitaus stärker in der jeweiligen Bewohnerschaft verankert, als dies in der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde. Aus Sicht der Historiker muss festgestellt werden, dass die Bewohnerperspektive viel zu oft ausgeblendet worden ist, um dieses Problemfeld zureichend beurteilen zu können. Insgesamt laden also alle unsere Beiträge dazu ein, das Problem des Imagewandels dieser Großsiedlungen einer kritischen Revision zu unterziehen. Deren Urbanität, so zeigt sich mit dieser Bestandaufnahme, ist ein noch immer weitgehend unerforschtes Feld geblieben.

Der Fokus der hier vorgestellten Beiträge liegt auf Westeuropa mit Beispielfällen aus den Niederlanden, Großbritannien, Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland. Für alle diese Länder gilt, dass die stadtplanerischen und gesell-

schaftspolitischen Problemlagen der Großsiedlungen und deren öffentliche Wahrnehmung transnational vergleichbar und mitunter auch verflochten waren, sich allerdings deutlich von der gesellschaftlichen Einbettung ähnlicher Siedlungen in anderen Teilen der Welt abheben, insbesondere vom sozialistisch geprägten Mittel- und Osteuropa und damit auch von den Großsiedlungen der späten DDR.

Nach der Fertigstellung der eindrucksvollen, pionierhaften ‚Grindelwohnhochhäuser‘ in Hamburg-Eimsbüttel zwischen 1947 und 1956<sup>9</sup> war die Bremer Großsiedlung Neue Vahr das erste Bauvorhaben im bundesdeutschen Sozialen Wohnungsbau, das die Schwelle zum Großsiedlungsbau schon zu Beginn der 1960er Jahre überschritten hatte. Peter Krämper zeigt auf, wie die anfangs gefeierte Siedlung zunehmend unter Legitimierungsdruck geriet, obwohl die dortigen Wohnverhältnisse kaum Anlass zur Klage boten. Dieser Umschwung von der Erfolgs- zur Misserfolgsgeschichte war durch eine umfassende Modernekritik geprägt, die zwischen 1965 und 1985 dominierte. Die migrationsbedingte Veränderung der Bewohnerstruktur seit den frühen 1990er Jahren stand wiederum in eigenartiger Weise quer zur späten nachhaltigen Aufwertung der Neuen Vahr im öffentlichen Diskurs.

Im Vergleich des Berliner Märkischen Viertels mit Sarcelles im Großraum Paris untersucht Christiane Reinecke die sozialwissenschaftlich fundierte Wahrnehmung der Großsiedlungen. In Berlin waren es kurioserweise Studierende aus dem links-alternativen Milieu, welche die eigene Fixierung auf punktuell auftretende soziale Problemlagen zu einer dauerhaften Übersteigerung der Negativimages ausweiteten. In Paris nahm der sozialpsychologische Diskurs das Adoleszenzproblem jugendlicher *Banlieue*-Bewohner im Vergleich zur Heterogenität der übrigen Bewohnergruppen zu intensiv wahr, um repräsentativ und damit vorurteilslos über die neuen Großsiedlungen zu urteilen. Reinecke kann die Stadien dieser Stereotypisierungen als ein internationales Problem der Fremdwahrnehmung in der sozialwissenschaftlichen Expertise aufzeigen.

Im transnationalen Vergleich der Kriminalitätsdiskurse zeichnet Klaus Weinhauser die Wahrnehmungsgeschichte von Jugenddelinquenz für einstmalige Vorzeigeprojekte der staatlichen Wohnungspolitik in der Bundesrepublik, in Großbritannien und den Niederlanden nach. Überall war in den 1970er Jahren ein Eskalationsmodell von lokalisierter Jugenddelinquenz verankert worden. Während in der Bundesrepublik die Wahrnehmung amerikanischer Großstadtkrawalle völlig überspitzt rezipiert wurde, wandelte sich vor allem in Großbritannien die zunächst noch klassengesellschaftlich konnotierte Wahrnehmung von Kleinkriminalität unter dem Druck eines fortgesetzten Wegzugs der Mittelschichten aus den Großsiedlungen.

<sup>9</sup> Vgl. Axel Schildt, *Die Grindelwohnhäuser. Eine Sozialgeschichte der ersten deutschen Wohnhochhausanlage Hamburg-Grindelberg 1945 bis 1956*, Hamburg 1988.

Schließlich übernahmen in den Niederlanden sogar die staatlichen Kontrollinstanzen das radikalere Ethnisierungskonzept im Umgang mit stadträumlich lokalisierter Jugendgewalt.

Der diachrone Vergleich der beiden niederländischen Vorzeigeprojekte Bijlmermeer und Almere im Großraum Amsterdam, den Petra Brouwer und Tim Verlaan vorstellen, führt in die Problematik der Wiederbelebung von als problematisch wahrgenommenen Großsiedlungen ein. Dieses Verdikt traf beide, absolut gegensätzlich konzipierte Trabantenstädte in höchst unterschiedlicher Weise. Während das in monumentalen Mehrgeschossreihen realisierte Projekt in Bijlmermeer zunächst an der Miethöhe und später an der Unterschichtung durch Migranten scheiterte, reüssierte das anfangs als langweilig wahrgenommene Niedriggeschosssystem der Familienhausreihen in Almere später als Königsweg der vorstädtischen Stadtplanung. Brouwer und Verlaan können aufzeigen, wie homogene stadtplanerische Bewertungskriterien die Neukonzeption von Umstrukturierungsmaßnahmen in beiden Gebieten in sehr unterschiedlicher Weise beeinflussten.

Die lokalpolitische Dimension in Auseinandersetzung mit der staatlichen Wohnungsbaupolitik wird im Beitrag von Maren Harnack für die Londoner Wohnungsbau-geschichte dargelegt. Institutionelle Neuorientierungen in der großgemeindlichen Selbstverwaltung schufen Instrumentarien des Städtebaus, welche den Architekten zunächst große Freiräume für anspruchsvolle Lösungen gewährten. Im Zuge des gesamtgesellschaftlichen Umbaus des Sozialstaats in den 1980er Jahren verloren die eigentlich sozialpolitisch privilegierten Unterschichtenquartiere ihre stützende Hand und verkamen zunehmend zur Verfügungsmasse einer gemeindlichen Mangelverwaltung unter dem Druck der Privatisierung.

Die anschließenden beiden Aufsätze reflektieren ein spezifisch deutsches Problem der institutionellen Verankerung von Großsiedlungen in neuen städtischen Verwaltungseinheiten unter dem Druck von Eingemeindungsbestrebungen. Christian Heppner kann für Garbsen, eine Neugründung am Stadtrand von Hannover, aufzeigen, wie eine entschiedene und klug fokussierende Infrastrukturpolitik zur dauerhaften Aufwertung einer Siedlungsagglomeration zur selbstständigen Stadt führte. Der umgekehrte Fall, den Sabine Mecking mit der Eingemeindung der ehemals selbstständig gegründeten Sennestadt nach Bielefeld nachzeichnet, zeigt an, welches großes Potenzial an lokalen und kommunalen Identifizierungsangeboten selbst die andernorts als seelenlos diskreditierten Großsiedlungen bei ihren Bewohnern auslösten.

Gemeinsam eröffnen die Beiträge dieses Themenhefts transnationale Vergleichsperspektiven, in denen sie die vielfach geübte Kritik an Großsiedlungen mit Hinweisen auf die konkreten Raumerfahrungen ihrer Bewohner, aber auch mit der



Wahrnehmungsperspektive der Besucher von außerhalb - der Wissenschaftler und Journalisten, der Politiker und Planer - in eine spannungsreiche Beziehung setzen. Sie zeigen, wie an die stadträumlichen Innovationen der Erbauungszeit in den unmittelbar nachfolgenden Jahrzehnten angeknüpft wurde, auch wenn dabei gerade deren vermeintliche und tatsächliche Problemlagen in den Mittelpunkt rückten. Die Beiträge werfen damit auch ein Schlaglicht auf den größeren historischen Kontext der westeuropäischen Sozialstaatssysteme im Zeitalter vor und während des Umschwungs zum Neoliberalismus und beschreiben recht unterschiedliche Lösungsansätze dieser Übergangszeit. Vor diesem Hintergrund kann das vorliegende Themenheft auch Anstöße für die aktuellen Debatten um die Zukunft von Großsiedlungen der 1960er und 1970er Jahre liefern – zu einer Zeit, in der die sozialstaatliche Intervention im Wohnungswesen wiederentdeckt wird.

**Dr. Sebastian Haumann, TU Darmstadt, haumann@pg.tu-darmstadt.de**  
**Prof. Dr. Georg Wagner-Kyora, Center for Metropolitan Studies, TU Berlin,**  
**wagner-kyora@metropolitanstudies.de**

## **B E R I C H T E U N D A U F S Ä T Z E Z U M T H E M A**

**P E T E R K R A M P E R**

### **Die Neue Vahr und die Konjunkturen der Großsiedlungskritik 1957-2005**

Spätestens seit Sven Regeners 2004 erschienenem Roman „Neue Vahr Süd“ ist die Neue Vahr bundesweit bekannt – als Inbegriff eines gesichts- und geschichtslosen Neubauviertels, dessen herausragendstes Charakteristikum der Autobahnanschluss zu sein scheint.<sup>1</sup> Doch das war nicht immer so: Als der Bremer Bürgermeister Wilhelm Kaisen die Siedlung im August 1961 feierlich einweihte, galt sie als *das* Aushängeschild des bundesrepublikanischen Wohnungsbaus – als eine sozialpolitische Errungenschaft ersten Ranges, die nicht nur aufgrund ihrer schiereren Größe, sondern gerade auch wegen ihrer städtebaulichen Konzeption hoch gelobt wurde und europaweit Beachtung fand.

Es wäre angesichts dieser im Zeitverlauf stark differierenden Bewertungen nahe liegend, dahinter eine Abwärtsentwicklung des Viertels zu vermuten und die Geschichte der Neuen Vahr als eine weitere Bestätigung der standardmäßigen Erzählung über deutsche Großsiedlungen der 1960er und 1970er Jahre zu interpretieren. Deren zentrale Botschaft lautet, dass die mit hohen Ansprüchen gestarteten „Betonburgen“ der Wirtschaftswunderzeit aufgrund städtebaulicher Defizite und sozialstruktureller Verschiebungen zu Ghettos verkommen seien, in denen sich die sozialen Probleme der Republik massierten.<sup>2</sup> Tatsächlich ist diese Auffassung im Fall der Neuen Vahr aber ebenso wenig zutreffend wie ihre „revisionistische“ Umkehrung, nach der die Negativwahrnehmung der Großsiedlungen nicht Folge, sondern Ursache ihrer seit dem Ende der 1970er Jahre diagnostizierten Fehlentwicklungen war.<sup>3</sup>

Vielmehr soll im Folgenden die These vertreten werden, dass sich die öffentliche Beurteilung der Bremer Trabantenstadt seit ihrer Entstehung antizyklisch zur „realen“ Problemlage verhielt. Diese Auffassung werde ich in drei Schritten darlegen.

<sup>1</sup> Sven Regener, *Neue Vahr Süd*, Frankfurt a. M. 2004.

<sup>2</sup> Olaf Gibbins, *Großsiedlungen. Bestandspflege, Weiterentwicklung*, München 1988, S. 18f.

<sup>3</sup> So z. B. Wulf Tassin, *Die Entstehungsbedingungen der Großsiedlungen*, in: Ulfert Herlyn/Adelheid von Saldern/Wulf Tassin (Hrsg.), *Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre. Ein historisch-soziologischer Vergleich*, Frankfurt a. M./New York 1988, S. 75-101, hier S. 94-96.

Der erste Teil zeichnet die Entstehungsgeschichte der Neuen Vahr und ihre anfänglich geradezu enthusiastische Bewertung nach. Der zweite Abschnitt erläutert die Mitte der 1960er Jahre einsetzende Kritik, die in den folgenden zwei Jahrzehnten immer stärker answoll, und kontrastiert sie mit der in diesem Zeitraum weitgehend unproblematischen Entwicklung vor Ort. Der dritte Teil schließlich wird zeigen, dass es seit Mitte der 1980er Jahre zu einer Umkehrung dieses Verhältnisses kam. Einem immer positiveren Bild der Neuen Vahr in der breiten Öffentlichkeit stand eine stetige Akkumulation sozialer Benachteiligungen gegenüber. In der Schlussfolgerung wird die Frage erörtert werden, inwiefern die Erkenntnisse aus diesem Einzelfall breitere Rückschlüsse auf die Mechanismen der Großsiedlungskritik in der Bundesrepublik zulassen.

### *Die Entstehung der Neuen Vahr*

Zum Zeitpunkt ihrer Entstehung war die Neue Vahr das wichtigste Einzelprojekt des bundesrepublikanischen Wohnungsbaus. Innerhalb weniger Jahre – zwischen Ende 1956 und Mitte 1963 – entstand auf der sprichwörtlichen „grünen Wiese“ eine Großsiedlung, die alle bis dahin bekannten Dimensionen sprengte: In den vorgesehenen 10.000 Wohnungen sollten bis zu 25.000 Menschen Platz finden.<sup>4</sup>

Hintergrund für dieses Riesenprojekt war, dass Bremen trotz einer im innerdeutschen Vergleich sehr ansehnlichen Bautätigkeit Mitte der 1950er Jahre noch immer unter Wohnungsnot litt. Das war zum einen eine Folge kriegsbedingter Zerstörungen, zum anderen aber auch darauf zurückzuführen, dass die Stadt zu diesem Zeitpunkt aufgrund der reichlich vorhandenen Arbeitsplätze pro Monat (!) um etwa 1.500 Einwohner anwuchs. 25.000 Wohnungssuchende standen deshalb auf der Dringlichkeitsliste.<sup>5</sup> In der Bremer Landespolitik galt es angesichts dieser Lage als ausgemachte Sache, dass die Stadt neue Wege finden müsse, um die hohe Nachfrage befriedigen zu können. Der Senat verabschiedete deshalb 1956 ein innovatives Wohnungsbaugesetz, das innerhalb von nur vier Jahren Mittel für 40.000 Neubauten zur Verfügung stellen sollte. Eine solche Größenordnung konnte das kleine Bundesland nur stemmen, weil es mit der Umstellung vom System der Kapital-

auf das System der Zinssubventionierung ein hohes, von vielen Experten sehr skeptisch betrachtetes Risiko einging.<sup>6</sup>

Diese neuartige Finanzierungsmethode war nur mit Hilfe eines starken Partners in die Praxis umzusetzen. Hier kam die gewerkschaftseigene NEUE HEIMAT (NH) ins Spiel. Sie war das mit Abstand größte deutsche Wohnungsunternehmen, verfügte über einen exzellenten Zugang zum Kapitalmarkt und hatte zudem 1953/54 die alteingesessene Bremer Wohnungsbaugesellschaft Gewoba übernommen.<sup>7</sup> Auch in planerischer Hinsicht drängte es sich aus Sicht der Stadt geradezu auf, die NH bzw. ihre lokale Tochtergesellschaft mit dem wichtigsten Teilprojekt zur Umsetzung des Wohnungsbaugesetzes zu betrauen. Schließlich hatte sie 1954 auf einem unmittelbar angrenzenden Gebiet bereits eine kleinere Siedlung, die „Gartenstadt Vahr“, verwirklicht, die in der lokalen Presse sehr positiv aufgenommen worden war. Der Entwurf für dieses Viertel stammte von keinem Geringeren als Ernst May.<sup>8</sup> In der „kleinen“ Vahr war er gemeinsam mit den Bremer Architekten Max Säume und Günther Hafemann zu einem Plan gelangt, der mit seiner niedrigen Bebauungsdichte, der starken Durchgrünung und dem Verkehrskonzept ganz dem Leitbild der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“<sup>9</sup> entsprach.

Dieses städtebauliche Konzept lag auch der im Mai 1956 begonnenen Planung für die Neue Vahr zugrunde. Neben den genannten Merkmalen folgte sie mit der Aufteilung des Viertels in fünf „Nachbarschaften“ à 2.000 Wohnungen einer weiteren zentralen Prämisse des neuen Leitbildes. In der räumlichen Strukturierung der Gesamtsiedlung war allerdings Mays individuelle Handschrift unverkennbar. Schon bei der Gartenstadt hatte er großen Wert auf eine Staffelung der Bauten nach ihrer Höhe gelegt. In ähnlicher Manier sollten nun die Gebäude bei der Neuen Vahr „von einer zweigeschossigen Bebauung am Rande über vier- und achtgeschossige Häuser zu einem vierzehngeschossigen ‚Punkthaus‘ (...) aufsteigen.“<sup>10</sup> Als Mittelpunkt für die gesamte Anlage hatte May ein Hochhaus vorgesehen, das mit zwei- und zwanzig Geschossen alle anderen Wohnhäuser deutlich überragen sollte.

Die Planung dieser städtebaulichen Dominante oblag dem finnischen Architekten Alvar Aalto.<sup>11</sup> Sein überaus eleganter und origineller Entwurf eroberte die Her-

<sup>6</sup> Horst Adamietz, Die fünfziger Jahre. Bremer Parlamentarier 1951-1959, Bremen 1978 S. 56f.; Kramper, S. 176-179.

<sup>7</sup> Ebd., S. 126f.

<sup>8</sup> Wallenhorst, S. 199-213 sowie Ernst May u. a., Die Grünstadt „Bremen an der Vahr“, in: Neue Heimat Monatshefte H. 3-4/1955, S. 13-15.

<sup>9</sup> Johannes Göderitz/Roland Rainer/Hubert Hoffmann, die gegliederte und aufgelockerte Stadt, Tübingen 1957.

<sup>10</sup> Wallenhorst, S. 236.

<sup>11</sup> Vgl. Gewoba, S. 60-65; Alvar Aalto, Das Aalto-Hochhaus, in: Neue Heimat Monatshefte H. 12/1958, S.

zen der Bremer im Sturm. Dieses positive Echo übertrug sich bald auch auf die gesamte Siedlung. Erstens war es die schiere Zahl der innerhalb kürzester Zeit gebauten Wohnungen, die auf positive Reaktionen stieß: Bis 1963 hatten tatsächlich, wie geplant, 25.000 Wohnungssuchende hier eine neue Bleibe gefunden. Zweitens galt die technische Ausstattung der Neuen Vahr als vorbildlich. Alle Wohnungen verfügten über Einbauküchen und waren voll elektrifiziert. Nach einigen Debatten hatte sich die Gewoba sogar entschlossen, das gesamte Viertel mit Fernwärme zu beheizen.<sup>12</sup> Drittens war es vor allem die städtebauliche Gestaltung der Siedlung, die großen Anklang fand. Sie konnte als die wohl systematischste Verwirklichung des Programms der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ in ganz Europa gelten. Die Aufteilung in Nachbarschaften, die starke Durchgrünung, die aufgelockerte Bebauung – all diese theoretischen Forderungen waren hier beispielhaft verwirklicht worden.<sup>13</sup>

Insgesamt waren die Bremer sichtlich stolz auf dieses Vorzeigeprojekt. Selbst die lokale CDU schrieb sich den Bau der Siedlung auf die Fahnen, obwohl die Bundespartei im Vorfeld große Bedenken gegen das Projekt geäußert hatte. „Die ‚Neue Vahr‘“, so plakatierte die Bremer CDU 1961, „ist unser aller Werk.“<sup>14</sup>

#### *Leitbildwandel und die Situation vor Ort 1965-1985*

Trotz des positiven Bildes in der Öffentlichkeit wies die Neue Vahr aber schon zum Zeitpunkt ihrer Entstehung Defizite auf. Denn die Siedlung erfüllte das städtebauliche Credo der 1950er Jahre auch in einem Punkt, der von Anfang an zu Schwierigkeiten führte. Gemäß dem aus der „Charta von Athen“ übernommenen Paradigma der „funktionalen Trennung“, das eine Separierung von Stadtteilen nach Funktionen vorsah, war sie von Anfang an nur als ein *Teil* einer „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ gedacht – als derjenige Teil, dem die Rolle des Wohnviertels zugemessen war. Ihr Funktionieren hing also schon in der Gedankenwelt der Planer von der Interaktion mit anderen Stadtvierteln und damit von der Umsetzung eines gesamtstädtischen Verkehrskonzeptes ab.

Solange die Siedlung noch neu war, konnten die Probleme, die daraus resultierten, als „Kinderkrankheiten“ gelten. Schließlich, so argumentierte die Gewoba, dauere es seine Zeit, bis der Stadtbahnanschluss fertiggestellt sei. Anbindung und

1-10.

<sup>12</sup> Wallenhorst, S. 237f.

<sup>13</sup> Monika Zimmermann, Alte „Stadt der Zukunft“. Großsiedlung Neue Vahr, Bremen, in: Matthias Schreiber (Hrsg.), Deutsche Architektur nach 1945. Vierzig Jahre Moderne in der Bundesrepublik, Stuttgart 1986, S. 43-46, hier S. 43.

<sup>14</sup> Zit. nach Wallenhorst, S. 257.

Ausstattung würden aber sukzessive verbessert und die Probleme würden sich dann von selbst erledigen.<sup>15</sup> Das klang zunächst plausibel. So taten die vermeintlichen Anfangsschwierigkeiten dem positiven „Image“ der Neuen Vahr keinen Abbruch, zumal sich die Gewoba – u. a. durch den Bau eines Schwimmbades – einige Mühe gab, mit ihnen fertigzuwerden.

Mit Beginn der 1960er Jahre veränderte sich die Beurteilung der Siedlung aber merklich. In der Hauptsache waren es allerdings weder die ursprünglichen Planer noch die Bewohner, die hierfür den Anstoß gaben, sondern eine jüngere Generation von Sozialwissenschaftlern. Sie übten heftige Kritik an der „Unwirtlichkeit unserer Städte“<sup>16</sup>, die sie vor allem auf die Prinzipien der Gliederung und der Auflockerung zurückführten. Diese Kritik erhielt einen wesentlichen Anstoß aus dem Werk der Amerikanerin Jane Jacobs und wurde in Deutschland unter anderem von Alexander Mitscherlich und dem Soziologen Hans Paul Bahrtdt aufgegriffen. Bahrtdt kritisierte bereits 1960 als einer der ersten ein zentrales Element des Leitbildes der 1950er Jahre, nämlich das in der Neuen Vahr verwirklichte Konzept der „Nachbarschaften“. Er konstatierte eine soziale Vereinsamung derjenigen, die ganztägig auf den Aufenthalt in solchen schlafstadtartigen Vierteln angewiesen waren und lastete dies nicht mehr nur vorübergehenden Defiziten, sondern unmittelbar den Planungsgrundsätzen an: Die „funktionale Trennung“, so sein Verdikt, habe die städtischen Kommunikationsstrukturen und damit die „Urbanität“ zerstört.<sup>17</sup>

Vor dem Hintergrund dieses Paradigmenwechsels wandelte sich die Neue Vahr im Laufe der 1960er Jahre auch über die Sozialwissenschaften hinaus vom Vorzeigeprojekt zum Negativbeispiel.<sup>18</sup> Als der SPIEGEL 1969 eine beißende Kritik des Großsiedlungsbaus vorlegte, geriet sie neben dem – allerdings einige Jahre später und unter gänzlich anderen Voraussetzungen gebauten – Märkischen Viertel in Berlin zu einem der Kronzeugen „für die Fehlgriffe deutscher Wohnungsplaner“.<sup>19</sup> Besonders den Grundsatz der „Entballung“, die mangelhafte Infrastruktur und die daraus resultierende Isolierung der Bewohner beanstandeten die Journalisten. Sowohl im Bonner Bauministerium als auch vor Ort in Bremen machte die Tatsache, dass sich solche Stimmen nun auch in den überregionalen Medien häuften, einigen Ein-

<sup>15</sup> Vgl. Florian Heilmeyer, Vom Ein- und Auszug der Vahraonen. 50 Jahre Wohnzufriedenheit?, in: ARCH+ 203, 2011, S. 63-65, hier S. 64.

<sup>16</sup> Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt a. M. 1965.

<sup>17</sup> Hans Paul Bahrtdt, Nachbarschaft oder Urbanität, in: Bauwelt H. 51-52/1960, S. 1467-1477, passim.; vgl. ders., Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Reinbek 1961, S. 119f.

<sup>18</sup> Vgl. Franz Rosenberg, Möglichkeiten und Grenzen der Verflechtung. Eine Untersuchung am Beispiel der Neuen Vahr, in: Neue Heimat Monatshefte H. 8/1965, S. 1-13.

<sup>19</sup> Es bröckelt, in: DER SPIEGEL H. 6/1969, S. 38-63, hier S. 58.

druck: In Reaktion auf sie entstand ab 1970 mit dem aus Bundesmitteln geförderten Demonstrativbauvorhaben Osterholz-Tenever eine neue Großsiedlung mit 4.500 vor allem vertikal angeordneten Wohnungen. Nur wenige Kilometer östlich der Neuen Vahr sollten hier die vermeintlichen und tatsächlichen Fehler der 1950er Jahre vermieden und die alternativ dazu entwickelten Ideen der „Verdichtung“ und der „Verflechtung“ beispielhaft in die Praxis umgesetzt werden.<sup>20</sup>

Offen blieb allerdings die Frage, ob die in den überregionalen Medien verhandelte städtebauliche Kritik auch von den Bewohnern der Siedlungen wie der Neuen Vahr geteilt wurde. Sicher: Daran, dass die Infrastruktur dieser Stadtviertel wenig Begeisterung hervorrief, bestand kein Zweifel.<sup>21</sup> Aber den Schwerpunkt der seit Beginn der 1970er Jahre auch vor Ort geführten Debatten bildete ein ganz anderes Problem – eines, das überregional zu diesem Zeitpunkt noch kaum auf Interesse stieß. Das war die Frage der sozialen Zusammensetzung der Bewohnerschaft der Großsiedlung.

In den 1960er Jahren hatte die Siedlung in erster Linie jene jungen Familien mit ein oder zwei Kindern angezogen, für die die Planer sie intendiert hatten.<sup>22</sup> Dadurch war eine sozial homogene Bewohnerschaft entstanden, die auch politisch eine große Kohärenz aufwies. So war die Neue Vahr nicht nur das kinderreichste Viertel der Stadt, sondern auch eine ausgesprochene Hochburg der Sozialdemokratie. Auf dieser Basis entstand schnell „erst eine nachbarschaftliche Solidarität und dann eine gemeinsame Identität“<sup>23</sup>, die sich etwa in der Selbstbezeichnung der Bewohner als „Vahraonen“ niederschlug. Auch darüber hinaus bot das Viertel eine Reihe von Anknüpfungspunkten für eine positive Identifikation mit der Siedlung. Besonders die vielen Grünflächen standen bei den Bewohnern hoch im Kurs, was die in den Medien ventilierte Klage über die vermeintlich kommunikationszerstörende Wirkung der Gliederung und Auflockerung überaus fragwürdig erscheinen lässt. Ein 1971 von der NH in Auftrag gegebenes Gutachten kam jedenfalls zu dem Schluss, dass die städtebauliche Kritik an der Neuen Vahr im Wesentlichen von außen an die Siedlung herangetragen worden sei, wogegen sich das Viertel bei seinen Bewohnern „erstaunlicher Popularität“<sup>24</sup> erfreue.

<sup>20</sup> Vgl. Wallenhorst S. 331-340; Detlef Kniemeyer/Eberhard Syring, Stadtentwicklung und Architektur 1970-1989, in: Karl Marten Barfuß/Hartmut Müller/Daniel Tilgner (Hrsg.), Die Geschichte der Freien Hansestadt Bremen. Bd. 2: Von 1970 bis 1989, Bremen 2010, S. 507-603, hier S. 517-523; Juliane Greb, Bremen-Osterholz-Tenever, in: ARCH+ 203, 2011, S. 68f.

<sup>21</sup> Wallenhorst, S. 357.

<sup>22</sup> Janpeter Kob u. a., Städtebauliche Konzeption in der Bewährung: Neue Vahr, Bremen. Lehren einer Fallstudie, Göttingen 1972, S. 6-13.

<sup>23</sup> Heilmeyer, S. 64.

<sup>24</sup> Kob, S. 3.; vgl. Wendelin Strubelt, Großsiedlungen in Deutschland zwischen Anspruch und Wirklich-

Gleichwohl erkannte das Gutachten auch Anhaltspunkte dafür, dass die soziale Kohärenz des Viertels gefährdet war. Denn die stetige Verbesserung der Einkommenssituation und die wachsenden Ansprüche führten dazu, dass aufstiegsorientierte Familien aus dem Facharbeiter- und Angestelltenmilieu abwanderten. Seit 1970 ging die Bevölkerungszahl der Neuen Vahr deshalb langsam zurück. Das war zwar einerseits durchaus erwünscht, weil die Siedlung in den 1960er Jahren überbelegt war. Andererseits befürchteten die Autoren der Studie aber, dass der freigewordene, nach wie vor sozial gebundene Wohnraum ausschließlich vom unteren Ende der sozialen Leiter her neu belegt werden würde. Sie sahen deshalb die Gefahr, dass „mit erheblichem Aufwand gebaute Neubaustadtviertel quasi zu Ghettos von lower-class-families herabsinken“<sup>25</sup> könnten.

Dazu kam es aber zunächst nicht. Vielmehr blieb die Siedlung bis weit in die 1980er Jahre hinein sozial weitgehend stabil. Dafür gab es zwei wesentliche Gründe. Zum einen gelang es durch die Zusammenarbeit von Wohnungsbaugesellschaft und Mietern, behutsame Verbesserungen vorzunehmen, mit denen sich Defizite der Siedlung weitgehend kompensieren ließen. Dabei war es von großem Vorteil, dass sich die Neue Vahr nahezu vollständig in der Hand einer Wohnungsbaugesellschaft – der NH – befand und zudem eine politisch aktive und partizipationswillige Bewohnerschaft aufwies. 1972 erarbeitete ein Bürgerausschuss eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen, die allesamt darauf abzielten, eine drohende Ghettoisierung zu verhindern.<sup>26</sup> Zwar ließen sich nicht alle diese Pläne verwirklichen, aber 1976 erhielt die Neue Vahr, wie von den Bewohnern vorgeschlagen, ein neues Bürgerzentrum sowie ein Altenwohnheim. Zudem investierte die NH in den folgenden zehn Jahren einen dreistelligen Millionenbetrag in bauliche Instandsetzungen und Erhaltungsmaßnahmen.<sup>27</sup>

Mindestens ebenso wichtig war, dass sich der Bürgerausschuss – ganz im Gegensatz zur neuen städtebaulichen Orthodoxie – explizit *gegen* eine „bauliche Verdichtung der Nachbarschaften oder Bebauung der öffentlichen Grünanlagen“<sup>28</sup> ausgesprochen hatte und diese Linie auch durchsetzen konnte. Eine der hauptsächlichen Vorzüge des Viertels blieb dadurch erhalten. Das erwies sich als ein ausgesprochener Glücksfall, denn seit Mitte der 1970er Jahre stellte sich heraus, dass einige der aufgrund der Kritik an der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ entstandenen,

keit, zwischen Akzeptanz und Widerspruch. Ein eher persönlicher Rückblick, in: Informationen zur Raumentwicklung H. 3-4/2006, S. 139-154, hier S. 141.

<sup>25</sup> Kob, S. 84.

<sup>26</sup> Wallenhorst, S. 358f.

<sup>27</sup> Ebd., S. 363.

<sup>28</sup> Bürgerausschuss zur Umgestaltung der Neuen Vahr (Hrsg.), Vorläufiger Endbericht, Bremen 1972, S. 8, hier zit. nach Wallenhorst, S. 360; vgl. Gewoba Bremen, S. 66f.

hochverdichteten Modellprojekte das Potential zu echten Problemfällen in sich tragen – allen voran das Demonstrativbauvorhaben Osterholz-Tenever.<sup>29</sup>

Zwar wies auch die Entwicklung der neuen Vahr problematische Tendenzen auf. So erhöhte sich der Altersdurchschnitt der Siedlung im Laufe der 1970er Jahre um fast sechs Jahre, weil sie jüngeren Bewohnern wenig zu bieten hatte.<sup>30</sup> Dennoch war das Viertel in der ersten Hälfte der 1980er Jahre alles andere als ein sozialer Brennpunkt. In Sven Regeners Roman, der in diesem Zeitraum spielt, erscheint die Vahr jedenfalls nicht als explosive Gefahrenzone, sondern eher als eine Art kleinbürgerliches Idyll. Auch in anderen Quellen, die sich mit der lokalen Situation beschäftigen, ist bis zur Mitte der 1980er Jahre viel von „relative[r] Zufriedenheit“<sup>31</sup> und günstigen Mietpreisen, aber kaum etwas von Problemen oder gar Zerstörungen zu lesen.

### *Rehabilitierung und Massierung sozialer Probleme 1985-2005*

Darunter, dass die aus Beispielen wie Osterholz-Tenever gespeiste Großsiedlungskritik Mitte der 1980er Jahre einen neuen Höhepunkt erreichte, litt der Ruf der Neuen Vahr gleichwohl. Denn die Presseberichterstattung über die soziale Lage in den Neubauvierteln der 1960er und 1970er Jahre differenzierte zu diesem Zeitpunkt kaum zwischen „echten“ Problemfällen und eher unspektakulären Entwicklungen.<sup>32</sup> In der Vielzahl der in diesem Zeitraum vorgenommenen wissenschaftlichen Untersuchungen fiel das Bild allerdings anders aus: Hier wurde stets betont, dass die vorhandenen Schwierigkeiten in den Griff zu bekommen seien, etwa durch bauliche Verbesserungen, wie sie die NH bzw. die Gewoba vornahm.<sup>33</sup>

Der überwiegend negativen Wahrnehmung des Viertels standen also differenziertere Meinungen in einzelnen Teilöffentlichkeiten gegenüber. Neben Sozialwissenschaftlern galt das auch für Architekten und Stadtplaner. Schon zu Beginn der 1980er Jahre hatte es vereinzelte Stimmen gegeben, die die Qualitäten der Neuen Vahr wiederentdeckten und sie unter Denkmalschutz stellen wollten.<sup>34</sup> In den

<sup>29</sup> Kniemeyer/Syring, Stadtentwicklung 1970-1989, S. 517f.; Wallenhorst, S. 367.

<sup>30</sup> Gewoba Bremen, S. 67; Statistisches Landesamt Bremen, Stadtteile der Stadt Bremen 2007: Vahr, Bremen 2008, S. 10.

<sup>31</sup> Zimmermann, S. 43.

<sup>32</sup> Jutta Schmidt-Bartel/Hartmut Meuter (Bearb.), Der Wohnungsbestand in Großsiedlungen in der Bundesrepublik Deutschland. Quantitative Eckdaten zur Einschätzung der Bedeutung von Großsiedlungen für die Wohnungsversorgung der Bevölkerung und für zukünftige Aufgaben der Stadterneuerung, Bonn 1986, S. 7-9 und S. 43f.

<sup>33</sup> Gibbins, S. 24-90; Gewoba Bremen, S. 67; Nach dem NH-Skandal firmierte die Bremer Gesellschaft seit 1987 wieder unter dem alten Namen „Gewoba“, vgl. Wallenhorst, S. 433.

<sup>34</sup> Ebd., S. 261f.

1990er Jahren häuften sich diese Forderungen unter dem Eindruck einer gleichzeitigen Neubewertung der „Nachkriegsmoderne“. Sie ließ die gesamte Architektur der 1950er Jahre in einem besseren Licht erscheinen, und in ihrem Zuge wurde zumindest das Aalto-Hochhaus tatsächlich unter Denkmalschutz gestellt.<sup>35</sup> Im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends schließlich war aus diesen ursprünglich eher zaghaften Rehabilitationsversuchen beinahe schon eine neue Orthodoxie geworden. In jüngeren Darstellungen der Neuen Vahr ist nun „von der hohen Qualität ihrer Konzeption als Gesamtkunstwerk des organischen Städtebaus“ die Rede, die die Siedlung zu einer „stille[n] Sensation“<sup>36</sup> mache – eine Stimmungslage, die sogar die Erinnerung an die beißende Kritik der späten 1960er und frühen 1970er Jahre verdrängt, etwa, wenn von dem „durchgängig positive[n] Image der ‚grünen‘ Vahr“ die Rede ist, das „sich bis heute gehalten“<sup>37</sup> habe.

Ironischerweise scheint sich in dieser Bewertung allerdings zu wiederholen, was auch in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren zu beobachten war – ein Auseinanderklaffen der städtebaulichen Beurteilung und der sozialen Situation vor Ort. Denn während die Neueinschätzung der Planungsleistung meist mit der Auffassung einherging, die Neue Vahr habe sich um die Jahrtausendwende „letztlich zu einem akzeptierten Neubaugebiet, eigentlich ohne soziale Probleme“<sup>38</sup> entwickelt, so gibt es doch Hinweise darauf, dass diese Perspektive zu optimistisch ausfällt.

Denn zum einen setzte sich der Wegzug der jüngeren Bevölkerung fort, wenngleich er sich gegenüber dem Zeitraum zwischen 1970 und 1985 etwas verlangsamte.<sup>39</sup> Zum anderen aber entwickelte sich die Neue Vahr zunehmend zu einem Wohnort von Migranten. Eine erste Welle der Zuwanderung hatte es bereits in der zweiten Hälfte der 1970er und der ersten Hälfte der 1980er Jahre gegeben. Besonders türkische und italienische „Gastarbeiter“ waren damals in der Siedlung untergebracht worden.<sup>40</sup> Ab 1990 erhielt die Migration in das Viertel eine neue Dimension. Seit diesem Zeitpunkt führten starke Zuwanderungsströme aus den ehemaligen Ostblockstaaten dazu, dass sich der Ausländeranteil innerhalb weniger Jahre verdoppelte. Hinzu kam eine noch größere Zahl von Spätaussiedlern, so dass 2006 knapp über 50% aller und sogar über 70% der jugendlichen Bewohner der Neuen Vahr einen Migrationshintergrund hatten – etwa doppelt so viele wie in Bremen

<sup>35</sup> Vgl. Werner Durth/Niels Gutschow, Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre, Bonn 1987; <http://www.gewoba.de/service/stadtteilinformationen/bremen/vahr> (10.9.2012).

<sup>36</sup> Heilmeyer, S. 65.

<sup>37</sup> Sabine Kraft, Die Großsiedlungen – ein gescheitertes Erbe der Moderne?, in: ARCH+ 203, 2011, S. 49.

<sup>38</sup> Strubelt, S. 144.

<sup>39</sup> Statistisches Landesamt Bremen, S. 11.

<sup>40</sup> Ebd., S. 11f.

insgesamt.<sup>41</sup> Es kann deshalb keine Rede davon sein, dass die Siedlung „genau dieselben demographischen Veränderungen wie die gesamte deutsche Gesellschaft“<sup>42</sup> aufwies. Vielmehr bildete sie – wie bei der seit den 1970er Jahren auftretenden Problematik der Überalterung – eine Art Zerrspiegel, der einzelne Entwicklungen aufnahm und sie stark vergrößerte.

Die Folge davon war, dass in der Neuen Vahr seit den 1990er Jahren genau jene Aggregation sozialer Benachteiligungen stattfand, die den Großsiedlungen in den 1980er Jahren generell unterstellt worden ist. So stieg die Arbeitslosigkeit im Viertel bis 2005 auf über 20%. Zum selben Zeitpunkt lebten über 50% der Unter-15jährigen in einer Familie, die auf den Empfang von Arbeitslosengeld II angewiesen war.<sup>43</sup> Und in der besonders stark von jungen Migrantinnen und Migranten aus Russland geprägten Nachbarschaft vier ließen sich sogar Ansätze zu einer Art Ghettobildung beobachten. Hier schaukelten sich der schlechte Ruf des Viertels und die problematische Sozialstruktur gegenseitig hoch. So führten der starke Zuzug aus Osteuropa und die damit einhergehende Stigmatisierung als Ausländerquartier dazu, dass Familien aus angrenzenden Teilen der Siedlung die örtliche Schule mieden. Sie musste geschlossen werden, was die Attraktivität der Nachbarschaft weiter absenkte.<sup>44</sup>

Gegen diesen seit 2000 beschleunigten Abwärtstrend stemmten sich sowohl die Politik als auch die Gewoba. 1998/99 wurde die Neue Vahr als einer der ersten „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf“ in das Bund-Länder-Programm „Die soziale Stadt“ aufgenommen.<sup>45</sup> Die Eigentümergesellschaft sorgte mit regelmäßigen Investitionen dafür, dass die Siedlung in gutem baulichem Zustand blieb. Neben den Wohnungen und den Grünanlagen betraf dies auch ein 2003 errichtetes Einkaufszentrum und die Wiedereröffnung des in den 1990er Jahren geschlossenen Schwimmbades.<sup>46</sup> Zudem betrieb die Gewoba ein aktives Quartiersmanagement, indem sie beispielsweise ein obsolet gewordenes Waschhaus zu einem „Kultursalon“ umfunktionierte. Dessen dichtes Veranstaltungsprogramm stieß auf ein reges Publi-

<sup>41</sup> Ebd., S. 12f.; Beschluss des Beirates Vahr, o. D. [ca. 2008], [http://ortsamtschwachhausenvahr.bremen.de/sixcms/media.php/13/Beschluss BR Vahr.pdf](http://ortsamtschwachhausenvahr.bremen.de/sixcms/media.php/13/Beschluss_BR_Vahr.pdf) (10.9.2012), S. 1.

<sup>42</sup> Heilmeyer, S. 64.

<sup>43</sup> Statistisches Landesamt Bremen, S. 41; Beschluss des Beirates Vahr, S. 1.

<sup>44</sup> Luigi Pantisano, Ältere Migranten/innen im Stadtquartier. Eine Fallstudie auf der Grundlage von drei Modellvorhaben des ExWoSt-Forschungsfeldes „Innovationen für familien- und altengerechte Stadtquartiere“, Diplomarbeit Universität Stuttgart 2008, S. 51 und S. 54.

<sup>45</sup> Vgl. Juliane Greb/Sabine Kraft, Das Programm „Soziale Stadt“. Empowerment und Quartiersmanagement, in: ARCH+ 203, 2011, S. 66-67; Klaus Habermann-Nieße, Integriertes Handlungskonzept Neue Vahr. Endbericht, Bremen 2006, S. 12-15.

<sup>46</sup> Focke-Museum/Weser-Kurier (Hrsg.), Bremen und seine Stadtteile, Bremen 2003, S. 224f.

kumsecho und trug seinen Teil dazu bei, dass die Leerstandsquote der Siedlung im ersten Jahrzehnt der 2000er Jahre stets deutlich unter einem Prozent lag.<sup>47</sup>

Es wäre deshalb sicherlich übertrieben, die Neue Vahr zu einem hoffnungslosen Fall abzustempeln. Gleichwohl ist es auffällig, dass die städtebauliche Rehabilitation des Viertels Gefahr läuft, die negative Dynamik seiner Entwicklung in den letzten zwei Jahrzehnten auszublenden. Die Neue Vahr ist zwar auch heute kein „sozialer Brennpunkt“, aber wenn ihre Probleme nicht ernst genommen werden, könnte sie in wenigen Jahren deutlich schlechter dastehen, als es die aktuelle Stoßrichtung der Großsiedlungsdebatte vermuten ließe.

### *Schlussfolgerung*

Die Ende der 1960er Jahre einsetzende und bis Mitte der 1980er Jahre anschwellende öffentliche Kritik an der Neuen Vahr war, wie die Analyse gezeigt hat, im Wesentlichen von außen an den Stadtteil herangetragen worden und kontrastierte deutlich mit einer keineswegs völlig problemlosen, aber doch weitgehend stabilen sozialstrukturellen Entwicklung. Seit dem Ende der 1980er Jahre kam es hingegen zu einer Trendumkehr in der Beurteilung der Siedlung, die auf einer Neubewertung der Architektur der Nachkriegsmoderne beruhte. Sie ging allerdings mit stetig zunehmenden sozialen Belastungen einher, die auf die stark ausgeprägte Zuwanderung aus Osteuropa zurückzuführen waren und eine Tendenz zur „Ghettobildung“ mit sich brachten.

Insgesamt verhielten sich die überregionale öffentliche Wahrnehmung und die Lage vor Ort im Falle der Neuen Vahr also antizyklisch zueinander. Diese Entwicklung war zweifellos im Wesentlichen akzidenteller Natur, und es wäre wenig aussichtsreich, daraus ein generelles Muster ableiten zu wollen. Der hier vorgestellte Befund verweist vielmehr darauf, dass die Neue Vahr in vielerlei Hinsicht ein Sonderfall unter den Großsiedlungen der Bundesrepublik war – besonders deshalb, weil sie eben noch *nicht* die für die 1960er und 1970er Jahre typische, hochverdichtete Form aufwies, sondern einem früheren Leitbild gefolgt war. Insofern ließe sich auch die Auffassung vertreten, dass sich die problematischen Entwicklungen anderer Großsiedlungen bei ihr aufgrund der städtebaulichen Besonderheiten und auch aufgrund des insgesamt guten Managements nur mit zeitlicher Verzögerung und in abgeschwächter Form zeigten.

Trotz aller Spezifika hält das Beispiel der Neuen Vahr aber auch eine wichtige allgemeine Einsicht bereit: Es zeigt, in welchem geringem Maße negative Problemwahrnehmungen, positive Beurteilungen und lokale Entwicklungen miteinander in Ver-

<sup>47</sup> Ebd., S. 226; Heilmeyer, S. 65.

bindung standen. Paradoxerweise trifft dies für die jüngeren Debatten ebenso zu wie für die alarmistischen Töne früherer Jahrzehnte. Daraus lässt sich als Befund für die weitere Forschung folgern, dass die zweifellos nötige Revision der aus den 1980er Jahren überlieferten Negativ-Stereotypen – die zumindest bezüglich der Neuen Vahr zum Zeitpunkt ihrer Entstehung keine solide Grundlage hatten – nicht zu weit getrieben werden sollte. Sie könnte sonst derselben Illusion aufsitzen, die die Großsiedlungsdebatte schon einmal in die Irre geführt hat.

Dr. Peter Kramper, German Historical Institute London, [kramper@ghil.ac.uk](mailto:kramper@ghil.ac.uk)

C H R I S T I A N E R E I N E C K E

## Laboratorien des Abstiegs? Eigendynamiken der Kritik und der schlechte Ruf zweier Großsiedlungen in Westdeutschland und Frankreich

„Fast nur sozial problematische Familien wurden hierher abgeschoben [...]; viele sind mit den Mieten im Rückstand und kaufen neue Möbel auf Pump, Zwangsräumungen sind schon jetzt an der Tagesordnung [...]. Ein gesellschaftlicher Schuttadeplatz. Von denen, die im Endeffekt die Rechnung bezahlen müssen, handelt der Film: den Jugendlichen des Märkischen Viertels.“<sup>1</sup>

„Die Jugendlichen langweilen sich. Und das Ergebnis ist, dass man sie sieht, wie sie in den Wohnblöcken mit ihren Mopeds unterwegs sind, sowie sie einen freien Moment haben, und umher ziehen, zum großen Schrecken der Bevölkerung.“<sup>2</sup>

Die Schauplätze ähneln einander auffallend. Die eine Dokumentation zeigt Jugendliche, die im zwischen 1963 und 1974 erbauten Märkischen Viertel in Berlin um den Erhalt ihres Jugendzentrums kämpfen. In der anderen Dokumentation sorgen Jugendliche in der zwischen 1954 und 1976 errichteten Großsiedlung Sarcelles in der Pariser Peripherie mit ihren Mopeds für Unruhe. Sowohl Sarcelles als auch das Märkische Viertel zogen in den 1960er und frühen 1970er Jahren in besonderer Weise öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Die vielgeschossigen Großsiedlungen dienten als beliebte Objekte sozialwissenschaftlicher Studien und einer regen Berichterstattung in den Medien. Noch bevor ihr Bau abgeschlossen war, verfügten sie zu Beginn der 1960er Jahre (Sarcelles) bzw. zu Beginn der 1970er Jahre (Märkisches Viertel) über ein denkbar schlechtes Image. Dem Westberliner Märkischen Viertel hing der zweifelhafte Ruf an, ein Quartier sozial schwacher Familien zu sein, während Sarcelles zum Inbegriff einer anonymen Schlafstadt wurde. Derartige Charakterisierungen weisen auf die von der Raumsoziologie vielfach beschriebene Wech-

<sup>1</sup> Eine Initiative im Berliner Märkischen Viertel, in: Die Zeit, 11.12.1970.

<sup>2</sup> Zitat aus der Fernsehreportage „Habitations à loisirs modérés“, Erstaussstrahlung ORTF, 3.12.1964.

selwirkung von räumlichen Konstellationen und sozialen Beziehungen hin.<sup>3</sup> Darüber hinaus zeugt der spezifische Ruf urbaner Räume aber auch von der Tendenz, gesellschaftlichen Konflikten konkrete Orte zuzuordnen. Umso interessanter ist mit Blick auf die Geschichte sozialer Problemkonstruktionen in der französischen und westdeutschen Nachkriegsgesellschaft die Frage, auf welche Weise das Märkische Viertel und Sarcelles zum Inbegriff für bestimmte gesellschaftliche Problemlagen wurden.

Nachdem sich Politik und Stadtplanung Mitte des 20. Jahrhunderts von den neuen Großsiedlungen nicht nur mehr Wohnraum, sondern auch die Umsetzung gesellschaftlicher Ordnungsvorstellungen versprochen hatten, kam den Quartieren vielfach Modellcharakter zu. Sie wurden bereits in ihrer Bauphase als kontroverse Beispiele einer modernen Planungspolitik diskutiert und dienten als Untersuchungsräume wissenschaftlicher Studien. Die Berichterstattung in den Massenmedien und die wissenschaftliche bzw. studentisch-universitäre Wissensproduktion trugen zur diskursiven Rahmung der vorstädtischen Siedlungen entscheidend bei, wobei Wissenschaft und Medien nicht als getrennte Sphären zu verstehen sind, sondern als miteinander verflochtene Felder.<sup>4</sup> Vor diesem Hintergrund konzentriert sich der vorliegende Beitrag auf die Produktion von Wissen über die beiden Siedlungen in den Sozialwissenschaften, politischen Initiativen sowie ausgewählten Medien zwischen den 1950er und 1970er Jahren. Er beleuchtet aus einer vergleichenden Perspektive, wie sie als Laboratorien behandelt wurden, in denen sich gesellschaftliche Probleme verdichteten, und geht der Frage nach, was den spezifischen Ruf des Märkischen Viertels und Sarcelles ausmachte und wie er entstand. Die Analyse setzt sich in einem ersten Teil mit der diskursiven Herstellung des Märkischen Viertels als Problemviertel auseinander, um dann in einem zweiten Teil die gängigen Repräsentationen Sarcelles' dazu in Bezug zu setzen und abschließend einige vergleichende Überlegungen zum Einfluss der konzentrierten Wissensproduktion auf den Ruf der beiden Großsiedlungen anzustellen.

<sup>3</sup> Für einen Einblick in die aktuelle Forschungsdiskussion hierzu siehe Markus Schroer, Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Frankfurt a. M. 2006; Martina Löw, Soziologie der Städte, Frankfurt a. M. 2008; Joachim Fischer/Heike Delitz (Hrsg.), Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie, Bielefeld 2009.

<sup>4</sup> Zur Wissensgeschichte als Geschichte der Produktion und Zirkulation von Wissen siehe v.a. Philipp Sarasin, Was ist Wissensgeschichte?, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 36, 2011, S. 159-172; sowie aus gesellschaftsgeschichtlicher Sicht Wolfgang Kaschuba (Hrsg.), Wissensgeschichte als Gesellschaftsgeschichte, GG 34, 2008. Zur wechselseitigen Beeinflussung von Medien und Wissenschaft vgl. Frank Bösch/Norbert Frei, Die Ambivalenz der Medialisierung. Eine Einführung, in: dies. (Hrsg.), Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert, Göttingen 2006, S. 7-24, hier S. 9.

### *I. Eigendynamiken der Gesellschaftskritik: Zum schlechten Ruf des Märkischen Viertels*

Der Bau des Märkischen Viertels stellte eine Reaktion auf die Wohnungsnot der Nachkriegszeit dar.<sup>5</sup> Mit der Errichtung von knapp 16.800 neuen Wohneinheiten im nördlichen Westberlin war in erster Linie das Versprechen auf bessere Wohnverhältnisse verbunden.<sup>6</sup> Wie auch anderen Trabantenstädten lag dem Märkischen Viertel ein gesellschaftspolitisches Ordnungsmodell zugrunde, bei dem die Kombination von Mietwohnungen und Eigenheimen dazu führen sollte, dass unterschiedliche soziale Schichten zusammenkamen.<sup>7</sup> Allerdings wurden die meisten neuen Wohnungen im Rahmen des Sozialen Wohnungsbaus errichtet, und der Großteil der Mieter, die seit 1963 dorthin zogen, hatte zuvor in Wohnlauben und Notunterkünften gewohnt. Andere kamen aus unsanierten innerstädtischen Arbeiterquartieren. Für sie bedeutete der Umzug in die besser ausgestatteten Neubauwohnungen in der Regel einen sozialen Aufstieg. Zugleich kämpften viele mit den höheren Mietkosten. Dass die Mieten im öffentlich geförderten Wohnungsbau über denen in nicht sanierten Altbauten lagen, war in der Bundesrepublik die Regel. Doch fiel diese Tatsache im Märkischen Viertel insofern mehr ins Gewicht, als dort der Anteil der Arbeiter (40%) und Rentner (22%) sowie überhaupt der einkommensschwachen Bewohner deutlich über dem Bundesdurchschnitt lag.<sup>8</sup> Neben den Mieten waren es maßgeblich die schlechte Verkehrsanbindung und die mangelhafte Ausstattung mit öffentlichen Einrichtungen, die für Unzufriedenheit sorgten.<sup>9</sup> Bei einem Großteil der Zuziehenden handelte es sich um Familien mit Kindern. 1970 waren knapp 30% der dort Lebenden nicht älter als 15 Jahre. Diese demographische Struktur war bei den Planungen nicht ausreichend beachtet worden. Es fehlte an Einrichtungen für Kinder und Jugendliche.<sup>10</sup> Der Mangel führte zu Protesten der

<sup>5</sup> Vgl. Ingeborg Flagge (Hrsg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau, Stuttgart 1999.

<sup>6</sup> DEGEWO (Hrsg.), 75 Jahre DEGEWO, Berlin 1999, S. 62. Alexander Wilde, Das Märkische Viertel, Berlin 1989, S. 60.

<sup>7</sup> Vgl. David Kuchenbuch, Geordnete Gemeinschaft. Architekten als Sozialingenieure – Deutschland und Schweden im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2010. Zum Märkischen Viertel vgl. Torsten Birne, In weiter Ferne – Das Märkische Viertel und die Gropiusstadt. Wohnungsbau in Westberlin 1960 bis 1972, in: Thorsten Scheer u.a. (Hrsg.), Stadt der Architektur. Architektur der Stadt. Berlin 1900-2000, Berlin 2000, S. 307-313.

<sup>8</sup> Karl-Heinz Hasselmann, Neue Bevölkerungs- und Sozialstrukturen in West-Berlin. Erläutert am Beispiel des Märkischen Viertels, in: Soziale Arbeit 21, 1972, S. 149-164, hier S. 153f.

<sup>9</sup> Wilde, S. 83-100.

<sup>10</sup> Dieter Voll, Von der Wohnlaube zum Hochhaus. Eine geographische Untersuchung über die Entstehung und die Struktur des Märkischen Viertels in Berlin (West) bis 1976, Berlin 1983, S. 180.



Bewohner, die sich 1968 in Initiativen und Elternvereinen zu organisieren begannen und von der Bezirksverwaltung und den Wohnungsgenossenschaften Veränderungen forderten.<sup>11</sup>

Indes waren es maßgeblich gesellschaftspolitisch engagierte Publizisten und Akteure aus dem Umfeld der Studentenbewegung, die, gepaart mit einem wachsenden Interesse der Medien, das öffentliche Bild der Siedlung beeinflussten. Um 1970 entwickelte sich das Märkische Viertel zu einem bevorzugten Betätigungsfeld von Akteuren aus dem links-alternativen Milieu. In der Aufwärtsspirale der Aufmerksamkeit, die dieser Umstand mit sich brachte, lag eine zentrale Ursache für dessen nachhaltige diskursive Abwertung. Dem entspricht, dass der Tenor der überregionalen Berichterstattung sich im Zeitraum von 1968 bis 1972 verschob.<sup>12</sup> Ab Mitte der 1970er Jahre ließ die Aufmerksamkeit der Medien merklich nach und eine Phase des intensiven Engagements im und der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Märkischen Viertel neigte sich ihrem Ende zu. Die ‚Monstrosität‘ der dortigen Wohnbedingungen war zu diesem Zeitpunkt zu einem gängigen Attribut des „missratenen Märkischen Viertels“ geworden.<sup>13</sup>

Den Anfang eines stetig wachsenden Zugs von Akteuren aus dem links-alternativen Milieu in die Stadtrandsiedlung machten 1968 Studierende der Pädagogischen Hochschule (PH) Berlin, die im Märkischen Viertel in einem von der Volkswagenstiftung finanzierten Projekt praktische Erfahrungen sammeln sollten. Unter der Leitung von C. Wolfgang Müller, der einen Lehrstuhl für Sozialpädagogik an der PH innehatte, orientierte sich die Gruppe von etwa 100 Studenten maßgeblich an US-amerikanischen *community*-Projekten sowie an älteren psychoanalytischen Ansätzen.<sup>14</sup> Einen Schwerpunkt des studentischen Engagements, in dem sich benotete Seminararbeit und politische Aktivität überlagerten, bildeten Medienprojekte, die gemeinsam mit den Bewohnern durchgeführt wurden.<sup>15</sup> Ziel der Arbeit sollte es sein, die „auf Selbsthilfe gerichteten Kommunikationsstrukturen alter Arbeiterquartiere

<sup>11</sup> Groll aus dem Märkischen Viertel, in: Tagesspiegel, 8.6.1968, S. 11; Taten nach kritischen Mieter-Worten, in: Tagesspiegel, 28.6.1968, S. 10.

<sup>12</sup> Dieser Periodisierung folgt auch die Darstellung bei: Harald Bodenschatz/Clemens Radke/Carsten Seifert, Märkisches Vierteljahrhundert, in: Bauwelt 43/1989, S. 2038-2047. Als Basis der folgenden Analyse dient eine Schlagwortanalyse in FAZ, Spiegel und Zeit, ergänzt durch stichpunktartige Analysen des Tagesspiegels und der BZ.

<sup>13</sup> Allermöhe – Getto für die junge Mittelklasse, in: Der Spiegel, 5.11.1973, S. 78-84, hier S. 78.

<sup>14</sup> C. Wolfgang Müller/Ursula Schröter, Das Gemeinwesenprojekt Märkisches Viertel in Berlin, in: betrifft: erziehung 8, 1975, S. 28-33, hier S. 30; „Jetzt reden wir“: Betroffene des Märkischen Viertels, Wohnste sozial, haste die Qual. Mühsamer Weg zur Solidarisierung, Reinbek bei Hamburg 1975, S. 77-80.

<sup>15</sup> Vgl. hierzu: Autorengruppe „Märkische Viertel Zeitung“. Stadtteilzeitung. Dokumente und Analysen zur Stadtteilarbeit, Reinbek bei Hamburg 1974; sowie: Betroffene des Märkischen Viertels, Wohnste sozial.

in überwiegend proletarischen Neubauvierteln zu rekonstruieren.“<sup>16</sup> Die Formulierung unterstreicht die gesellschaftspolitische Zielsetzung des Projekts ebenso, wie sie die soziale Einordnung der Großsiedlung verdeutlicht: Das Interesse galt der „proletarischen Bevölkerung“ des Viertels, wodurch dessen deutlich heterogenere soziale Struktur in den Hintergrund rückte. Als zentrale Folie der Beurteilung diente eine marxistisch inspirierte Gesellschaftskritik, der die Wohnbedingungen der „Arbeiterklasse“ nicht nur als Ausdruck von Ausbeutung und Entfremdung, sondern auch als Instrumente ihrer Perpetuierung galten.

Wenngleich es primär Akteure aus links-alternativen Kreisen waren, die sich im Märkischen Viertel engagierten, war die krisenhafte öffentliche Darstellung der Großsiedlung nicht zu trennen von einer massiven Abwertung moderner Stadtplanungsideale in der Bundesrepublik der späten 1960er Jahre, die sich auch aus dem konservativen Milieu speiste. Angelehnt an Jane Jacobs Streitschrift zu „Leben und Tod US-amerikanischer Städte“ und angeführt von Alexander Mitscherlichs Kritik an der „Unwirtlichkeit der Städte“ wuchs das Unbehagen an einer funktionalen Ordnung des urbanen Raums.<sup>17</sup> Insbesondere Hochhausiedlungen wurden im Rahmen dieser sozialpsychologisch grundierten Kritik als Orte der Entfremdung und der Entfernung von Formen der bürgerlichen Öffentlichkeit angeführt. Die Kritiker verwiesen nicht nur auf die Seelenlosigkeit der hochgeschossigen Betonarchitektur, sondern sie mutmaßten, dass die monotone Umgebung sich negativ auf das Zusammenleben der Bewohner auswirkte. Das Märkische Viertel galt als Inbegriff einer solchen gescheiterten Moderne. So sah die Frankfurter Rundschau darin 1969 ein Musterbeispiel „starrer Uniformität und steriler Monotonie“, während die Frankfurter Allgemeine Zeitung von den „abweisenden Fronten dieses Gettos von Berlin“ sprach, wo „dreißigtausend Menschen in Betontürmen von trister Eintönigkeit zusammengepfercht“ worden seien.<sup>18</sup> Wenngleich andere Kommentatoren stärker Für und Wider abwogen, so zeugen diese Stimmen von einer verbreiteten Ablehnung der funktionalen Moderne, die sich an der mangelnden emotionalen wie sozialen Qualität der neuen Räume stieß.

Im Falle des Märkischen Viertels hoben die Massenmedien um 1970 besonders auf die Konzentration einkommensschwacher „Problemfamilien“ und deren Überforderung ab, wobei sich soziale mit sozialpsychologischen Sichtweisen verschränkten.<sup>19</sup> Das zeigt die Darstellung im neuen Leitmedium Fernsehen. Rundfunkredak-

<sup>16</sup> Betroffene des Märkischen Viertels, S. 77; Bericht zum Märkischen Viertel, in: Konkret, 12.4.1973.

<sup>17</sup> Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt a. M. 1965; Wolf Jobst Siedler/Elisabeth Niggemeyer, Die gemordete Stadt, Berlin 1964.

<sup>18</sup> Rolf Michaelis, Mit Pauken und Trompeten durchgefallen, in: FAZ, 4.10.1969, S. 7; Zitat aus FR, 20.01.1969, nach: 75 Jahre Degewo, S. 62; vgl., Slums verschoben, in: Der Spiegel, 9.9.1968, S. 134-138.

<sup>19</sup> Vgl. Slums verschoben, in: Der Spiegel, 9.9.1968, S. 134-138, hier S. 134f.; Eine Initiative im Berliner

teure und unabhängige Filmemacher drehten am Übergang zu den 1970er Jahren zahlreiche Dokumentationen in der Satellitenstadt. In Teilen von den Sendeanstalten finanziert, erreichten viele dieser Produktionen eine breite Öffentlichkeit, indem sie im öffentlich-rechtlichen Fernsehen gezeigt und daraufhin auch in den Printmedien besprochen wurden.<sup>20</sup> Einige entstammten dem Umfeld der Studentenbewegung, andere wurden von etablierten Redakteuren produziert. In beiden Fällen dominierte eine sozialkritische Sichtweise. Den Filmen diente das Märkische Viertel als Schauplatz von Jugendproblemen und zerrütteten Familienverhältnissen, die ihrerseits als Ausdruck umfassender gesellschaftlicher und ökonomischer Missstände interpretiert wurden. Andere setzten sich mit den politischen Strategien der Bewohner auseinander. Durchgehend stellten sie „proletarische“ Protagonisten in den Mittelpunkt und bekräftigten damit die Etikettierung als Arbeiterquartier, ob schon „Arbeiter“ de facto nicht einmal die Hälfte der dortigen Bevölkerung ausmachten. Damit setzte sich ein Narrativ durch, das maßgeblich von lokal aktiven Studierenden und Mitgliedern der Außerparlamentarischen Opposition vorangetrieben wurde, die am Beispiel des Märkischen Viertels grundsätzliche Probleme einer kapitalistischen Bau- und Stadtplanungspolitik aufzuzeigen suchten. Ihre Medienarbeit – mithilfe von Stadtteilzeitungen, Ausstellungen und Dokumentarfilmen – war es letztlich, die dem Viertel Ende der 1960er Jahre das stetig wachsende Interesse der überregionalen Medien verschaffte; ein Interesse, das dazu beitrug, den schlechten Ruf des Viertels langfristig zu festigen.<sup>21</sup>

## II. Sarcelles und die Pathologien der urbanen Moderne

Es ist das Spannungsfeld zwischen dem Verweis auf akute Wohnungsnot einerseits und einer scharfen, anti-urban grundierten Kritik der neu geschaffenen Wohnverhältnisse andererseits, in dem sich die öffentliche Auseinandersetzung mit den *Grands Ensembles* in Frankreich um 1960 bewegte. Noch stärker als in Westdeutschland rekurrierten die französischen Massenmedien dabei auf die Forschungsergebnisse von Sozialwissenschaftlern, und wie keine andere Satellitenstadt zogen Kritiker wie Befürworter Sarcelles heran, um über den staatlichen Wohnungs-

Märkischen Viertel. Glatte Bauchlandung, in: Die Zeit, 11.12.1970; Wir wollen Blumen und Märchen bauen, in: Der Spiegel, 14.2.1972, S. 153.

<sup>20</sup> „Wir wollen Blumen und Märchen bauen“: TV-Erstsending 15.12.1970, ARD (Wiederholung: 16.2.1972); „Rudi“: Erstsending 27.3.1972, ARD; „Der Lange Jammer“: TV-Erstsending 19.10.1975, ARD; „Urbs Nova?“, Erstsending 20.9.1971, ZDF; „Der gekaufte Traum“ (1974-77) von Helga Reide-meister erreichte immerhin ein Kinopublikum.

<sup>21</sup> Vgl. Autorengruppe „Märkische Viertel Zeitung“; Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hrsg.), 1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Bonn 2008.

bau zu diskutieren. Die Großsiedlung gehörte zu den ersten *Grands Ensembles* im Großraum Paris.<sup>22</sup> Gegen die Siedlung waren schon bald nach Baubeginn infrastrukturelle Probleme ins Feld geführt worden, so etwa die Unterausstattung mit Läden oder die mangelhafte Verkehrsanbindung. Hinzu kamen Beschwerden über die schlechte Bauqualität. Außerdem wurde in soziologischen Studien ebenso wie in der Presse angemerkt, dass Familien mit kleinen Kindern einen Großteil der Bevölkerung stellten, die vorhandene Infrastruktur dieser demographischen Struktur aber nicht gerecht werde. Doch waren es weniger alltagspraktische Probleme als die langfristigen Begleiterscheinungen des modernen Lebens für Individuum und Gesellschaft, die anhand der Siedlung verhandelt wurden und ihren schlechten Ruf begründeten.<sup>23</sup>

Eine soziale oder ethnische Etikettierung spielte in den 1960er Jahren dagegen für die Konstruktion der Siedlung als Problemviertel eine untergeordnete Rolle, ganz im Gegensatz zu aktuelleren Repräsentationen der *banlieue*. Zwar widmeten sich Sozialwissenschaftler durchaus der Struktur der Wohnbevölkerung und wiesen auf den niedrigen Altersdurchschnitt und den vergleichsweise hohen Anteil an repatriierten Algerienfranzosen hin, sowie darauf, dass es sich bei den Bewohnern in der Regel um Arbeitnehmer und in der Mehrheit um Arbeiter handelte, während der Anteil an Selbständigen und freien akademischen Berufen verschwindend gering war.<sup>24</sup> Auch wuchsen die Bedenken hinsichtlich einer sozialen Segregation der Wohnbevölkerung. Doch zog die Siedlung kaum soziale Ängste vor den Bewohnern als einer gefährlichen Klasse auf sich. Lediglich am Rande wurden *grands ensembles* wie Sarcelles mit delinquenten Jugendlichen, mit „*blousons noirs*“ und Jugendgangs, in Verbindung gebracht.<sup>25</sup>

Die standardisierte Massenarchitektur Sarcelles', ihre Anonymität, Gigantomanie und immer wieder ihre Seelenlosigkeit, die bei den Bewohnern und zumal den Bewohnerinnen zu Depressionen führten: das war es, was mit der Großsiedlung in den 1960er Jahren am häufigsten assoziiert wurde.<sup>26</sup> Dass die „*Sarcellite*“ sich Anfang der 1960er Jahre zu einer feststehenden (Krankheits-) Bezeichnung für depres-

<sup>22</sup> Vgl. Jean Duquesne (et un groupe de Sarcellois), *Vivre à Sarcelles? Le grand ensemble et ses problèmes*, Paris 1966; Claude Jannoud/Marie-Hélène Pinel, *La première ville nouvelle*, Paris 1974; *Mission Mémoires et Identités en Val de France*, Catalogue de ressources documentaires sur le grand ensemble de Sarcelles, 1954-1976, Villiers-le-Bel 2007; Annie Fourcaut, *Les premiers grands ensembles en région parisienne: Ne pas refaire la banlieue?*, in: *French Historical Studies* 27, 2004, S. 195-218; Frédéric Dufaux/Annie Fourcaut (Hrsg.), *Le monde des grands ensembles*, Paris 2004.

<sup>23</sup> Sylvie Tissot, *L'état et les quartiers. Genèse d'une catégorie de l'action publique*, Paris 2007, S. 33-36.

<sup>24</sup> Duquesne, S. 82.

<sup>25</sup> Vgl. Jannoud/Pinel, S. 163-176.

<sup>26</sup> Vgl. Jannoud/Pinel, S. 31-47; René Kaës, *Vivre dans les grands ensembles*, Paris 1963.

sive Zustände entwickelte, die durch das Leben in den Großsiedlungen ausgelöst wurden, gehörte zu den populären Ausläufern einer in den Sozialwissenschaften geführten und von den Massenmedien popularisierten Diskussion zu den psychologischen Folgen des isolierten Lebens am Stadtrand. In der Kritik der *grands ensembles* schlug sich ein im Vergleich zu Westdeutschland größerer Einfluss psychologischer Ansätze in den Sozialwissenschaften nieder.<sup>27</sup> Darüber hinaus stand die Auseinandersetzung mit den Siedlungen im Zeichen eines desillusionierten Modernediskurses. Kritikern wie Befürwortern galt Sarcelles als Stadt der Zukunft, und insbesondere Sozialwissenschaftler sahen darin ein Labor modernen Zusammenlebens bzw. moderner Vereinzelung, das neue Fragen aufwarf.<sup>28</sup> Sarcelles, hieß es 1966 in dem Vorwort zu Jacques Duquesnes umfangreicher soziologischer Untersuchung, habe sich zu einem „Modell der Stadt der Zukunft entwickelt, das es nicht zu imitieren gelte“. „Stadt ohne Seele“, „Wohnmaschine“ – Sarcelles habe aufgehört, eine topographische Realität zu sein und begonnen, ein soziologischer Mythos zu werden.<sup>29</sup> Tatsächlich verstärkten sich im Laufe der 1960er Jahre die Wissensproduktion der Soziologen zu der Siedlung und die kritische Berichterstattung in den Printmedien gegenseitig. Sarcelles war *die* Neue Stadt und Inbegriff derer Probleme, bis dann die öffentliche Aufmerksamkeit schrittweise nachließ, als 1973 die Regierung mit einer Anordnung des Bauministers Guichard dem Bau der *grands ensembles* ein Ende setzte.<sup>30</sup>

In den Sozialwissenschaften ist in den letzten Jahren gut aufgearbeitet worden, wie sich an der Wende zu den 1990er Jahren in Frankreich im Zusammenspiel von Medienberichterstattung, Sozialwissenschaften und Politik eine Darstellung der peripheren Hochhaus-siedlungen etablierte, die die Vielfalt der Vorstädte auf eine Deutung verkürzte: auf die „*banlieue* als Problem“. <sup>31</sup> Die *banlieue* der *grands ensembles* ist zum Inbegriff einer fundamentalen Bedrohung der französischen Gesellschaft geworden. Sarcelles gehört nicht zu den Siedlungen, die in diesem Zusammenhang häufig angeführt werden.<sup>32</sup> Dennoch ist das heutige Bild der *banlieue* nur zu verste-

<sup>27</sup> Vgl. Bernard Lepetit/Christian Topalov (Hrsg.), *La ville des sciences sociales*, Paris 2001; Michel Amiot, *Contre l'État, les sociologues. Éléments pour une histoire de la sociologie urbaine en France (1900-1980)*, Paris 1986, Kapitel 3.

<sup>28</sup> Vgl. Amiot, S. 40-43.

<sup>29</sup> Vorwort von Bernard Masson zu Duquesne, S. 5-11, hier S. 5.

<sup>30</sup> Vgl. Thierry Oblet, *Gouverner la ville. Les voies urbaines de la démocratie moderne*, Paris 2005, S. 131-140.

<sup>31</sup> Vgl. Sylvie Tissot, *Les sociologues et la banlieue: constructions avant du problème des 'quartiers sensibles'*, in: *Genèses* 60, 2005, S. 56-75; Tissot, *L'état et les quartiers*; Mustafa Dikeç, *Badlands of the Republic. Space, Politics and Urban Policy*, Malden 2007; Annie Fourcaut, *Pour en finir avec la banlieue*, in: *Géocarrefour* 75, 2000, S. 101-105.

<sup>32</sup> Hervé Vieillard-Baron, *Sarcelles aujourd'hui: de la cité-dortoir aux communautés*, in: *Espace, popula-*

hen, wenn die Kontinuitäten in der Abwertung und zunehmenden Stigmatisierung französischer Großsiedlungen in den 1960er und 1970er Jahren nicht aus dem Blick geraten – die sich anhand von Sarcelles eindrücklich studieren lassen.

### III. Eigendynamiken der Kritik

Zur raschen Abwertung peripherer Großsiedlungen in Frankreich und Westdeutschland trug eine Vielzahl von Faktoren bei. Dazu gehörten die infrastrukturellen Mängel der neu erbauten Viertel, ihre schlechte Verkehrsanbindung und die Unterausstattung mit öffentlichen Einrichtungen ebenso wie die vergleichsweise hohen Mieten. Auch unterlagen der wachsenden Kritik an den Trabantenstädten weitgehende Bedenken hinsichtlich einer zunehmenden Segregation der urbanen Bevölkerung. Darüber hinaus wurden im Laufe der 1960er Jahre Zweifel am Wohnwert der rein funktionalen Schlafstädte und an ihren Auswirkungen auf das soziale Miteinander laut. Gestützt auf sozialwissenschaftliche Forschungen und popularisiert durch die Medien häufte sich die Kritik an unfreundlichen Betonbauten, denen – einer sozialpsychologischen Sicht gemäß – mangelnde soziale Qualität vorgeworfen wurde.

Warum Sarcelles und das Märkische Viertel in den 1960er und 1970er Jahren mehr als andere Großsiedlungen im Fokus der Kritik standen, ist über die Struktur der Siedlungen selbst kaum befriedigend zu erklären.<sup>33</sup> Sicher, im Märkischen Viertel dominierten besonders lange Wohnzeilen und der Anteil an einkommensschwachen Familien war vergleichsweise hoch. Und Sarcelles entwickelte sich zu einer überdurchschnittlich großen Großsiedlung, die in der Anfangsphase mit vielen Baufehlern zu kämpfen hatte.<sup>34</sup> Mindestens ebenso wichtig für die Repräsentation beider Viertel dürfte aber ihre jeweilige Lage am Rande von Westberlin und Paris und damit von Zentren der sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion sowie des gesellschaftspolitischen Engagements gewesen sein. Westberlin war zwar nicht mehr Hauptstadt, nahm aber in den zeitgenössischen Debatten zur modernen Stadtplanung einen prominenten Platz ein. Für Paris galt das im zentralistischen Frankreich ohnehin, und bei Sarcelles handelte es sich um die erste Neue Stadt, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in der Pariser Region entstand und die daher besonders im Fokus der Aufmerksamkeit stand. In beiden Vierteln fanden sich noch vor ihrer Fertigstellung Akteure ein, die in den Siedlungen Experimentierfelder sahen: Akteure aus dem links-alternativen Milieu, die sich im Märkischen Viertel an einer Politisierung der Arbeiterschaft versuchten, und sozial engagierte Sozi-

tions, sociétés H. 2/1996, S. 325-333.

<sup>33</sup> Vgl. André Micoud (Hrsg.), *Des hauts-lieux. La construction sociale de l'exemplarité*, Paris 1991.

<sup>34</sup> Hasselmann, S. 153f.; *Mission Mémoires et Identités*, S. 5.

alwissenschafter, die Sarcelles als Laboratorium betrachteten, in dem sich neue Formen des Zusammenlebens studieren ließen. Ihre Auseinandersetzung mit den Siedlungen hatte jeweils Aufforderungscharakter, sie sollte politische Veränderungen anstoßen, und es war diese Dynamik der dramatisierenden Wissensproduktion, die den Ruf der „Problemviertel“ prägte.

Im Märkischen Viertel verstärkten sich die verschiedenen lokalen Initiativen und die rege Medienberichterstattung gegenseitig, zumal angesichts der intensiven Medienarbeit im Umfeld der Studentenbewegung. Dass sich im Fernsehen und in der Presse die Berichterstattung über das Viertel ballte, entsprach einer Ökonomie der Aufmerksamkeit, die die Westberliner Siedlung mehrere Jahre lang zu einem naheliegenden Untersuchungs- und Aktionsfeld sozialkritisch Interessierter werden ließ.<sup>35</sup> In ähnlicher Weise reagierten in Sarcelles eine verdichtete soziologische Wissensproduktion und die mediale Berichterstattung aufeinander und ließen das Viertel zu einem bevorzugten Untersuchungsfeld für das Leben in den neuen Großsiedlungen werden. Damit lässt sich an beiden Vierteln eine Eigendynamik der Wissensproduktion über sozialräumliche Formationen ablesen. Laboratorien des Abstiegs waren sie weniger, weil an ihnen de facto Prozesse der sozialen Entmischung und des Abstiegs bestimmter sozialer Gruppen besonders gut sichtbar wurden. Laboratorien des Abstiegs waren sie eher insofern, als der Laborcharakter, der ihnen in den Sozialwissenschaften, seitens der Studierenden und in den Medien zugeschrieben wurde, zu einer Eigendynamik der Berichterstattung beitrug, die in beiden Fällen das spezifische Image der Siedlungen festigte.

**Dr. Christiane Reinecke, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg  
(derzeit als Marie Curie Fellow an der Université de Paris),  
reinecke@zeitgeschichte-hamburg.de**

<sup>35</sup> Vgl. Georg Franck, *Ökonomie der Aufmerksamkeit*. Ein Entwurf, München 1998; Axel Schildt, *Die „Aufmerksamkeitsökonomie“* als heuristisches Konzept für eine kulturhistorisch orientierte Mediengeschichte, in: *Comparativ H.* 4/2011, S. 80-91.

## Kriminalität in europäischen Hochhaus-siedlungen: Vergleichende und transnationale Perspektiven

### *Einleitung*

In Westeuropa bildeten Kriminalität und Gewalt seit den späten 1960er Jahren großstädtische Kernprobleme. Sie wurden zugleich zu Symbolen für zahlreiche Missstände und Wandlungen, die vor allem in den Großstädten ihren Ort zu haben schienen. Besonders in Hochhauswohnvierteln schienen soziale Konflikte wiederzukehren, von denen Stadtplaner und Politiker überzeugt waren, sie durch den Bau dieser Anlagen erfolgreich bekämpft zu haben. Die *Hamburger Morgenpost* bündelte diesen Eindruck im April 1978: „Wohnsilos mit über 1000 Familien sind Brutstätten von Verbrechen, Krankheiten, Alkohol- und Drogensucht! Die Kriminalität in solchen Betonburgen ist sieben- bis zehnmal höher als in Gegenden mit normaler Bebauung“.<sup>1</sup> Das Blatt stand mit dieser Sichtweise nicht allein. So debattierte der Deutsche Bundestag, angeregt durch Presseberichte, von Herbst 1977 bis Sommer 1979 mehrfach über Hochhauswohnanlagen und über die ihnen zugeschriebenen kriminogenen Faktoren.<sup>2</sup> Dieser starken zeitgenössischen Empörung steht ein stadtgeschichtlicher Forschungsstand gegenüber, in dem Kriminalität vor allem mit Blick auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts noch ein blinder Fleck ist. Ähnliches gilt für Jugenddelinquenz/-kriminalität in den Großstädten.<sup>3</sup>

Stadt und Kriminalität sowie ihre Wechselbeziehungen sind auch von Zuschreibungen und Wahrnehmungsmustern bestimmt. In diesem Beziehungsgeflecht wir-

<sup>1</sup> *Hamburger Morgenpost* vom 3.4.1978, zitiert nach: Uwe Meier, *Kriminalität in Neubausiedlungen*. Das Beispiel Hamburg-Steilshoop, Frankfurt a. M. 1984, S. 16.

<sup>2</sup> Vgl. Deutscher Bundestag Plenarprotokolle 8. Wahlperiode, Sitzungen vom 19.10.1977, S. 3751f.; 14.04.1978, S. 6657 sowie vom 26.07.1979, Drucksache 08/3076, S. 17f.

<sup>3</sup> Vgl. als Überblicke Sebastian Haumann, „Schade, daß Beton nicht brennt...“. Planung, Partizipation und Protest in Philadelphia und Köln 1940-1990, Stuttgart 2011; Friedrich Lenger, *Stadt-Geschichten: Deutschland, Europa und die USA seit 1800*, Frankfurt a. M. u.a. 2009. Delinquenz meint allgemein straffälliges Verhalten, während Kriminalität enger gefasst ist und sich auf Verstöße gegen das Strafrecht bezieht.

ken vorgebliche kriminelle Täter, die Polizei und eine Vielzahl gesellschaftlicher Akteure wie (Stadt-) Politiker, wissenschaftliche Experten, aber auch verschiedene Medien zusammen. Der nachfolgende Beitrag präsentiert erste Ergebnisse eines sozial- und kulturgeschichtlichen Forschungsvorhabens zu Jugendgewalt in Hochhauswohnvierteln in der Bundesrepublik, in Großbritannien sowie in den Niederlanden. Gefragt wird, mit welchen Argumenten dieser enge Zusammenhang von Hochhauswohnanlagen und Kriminalität hergestellt wurde: Welche Delikte wurden verübt und wie integrierten Polizei, wissenschaftliche Experten und Medien diesen Topos einer *Verräumlichung* von Delinquenz, speziell in Hochhauswohnanlagen, in den zeitgenössischen Diskussionsprozess? Eingebettet ist diese vergleichende sowie transferorientierte stadt- und kriminalitätsbezogene Gesellschaftsanalyse in den zeitgenössischen Kontext von Urbanitätsdebatten.

Kriminalitäts- und Krisendiskurse über die Stadt oder über einzelne Quartiere sind keine Besonderheiten des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts. Stadtgeschichte war, so Lutz Niethammer, wiederholt „mit der Proklamation von Krisen gepflastert“.<sup>4</sup> In den seit etwa Ende der 1960er Jahre verstärkt geführten Kriminalitäts- und Gewaltdebatten, dies sei hier als Arbeitshypothese konstatiert, verschmolzen jedoch mehrere Bedrohungsszenarien miteinander. Erstens ging es um eine generelle „Krise der Stadt“ oder um eine „urban crisis“.<sup>5</sup> Diese gesellschaftspolitische Diagnose bzw. sozial-kulturelle Selbstbeschreibung thematisierte auch den Zerfall (inner-)städtischer Viertel, Mängel einer unzureichenden städtischen Infrastruktur und die Wandlungen in der Sozialstruktur der städtischen Bevölkerung. Ein solcher Krisendiskurs blieb nicht auf die Bundesrepublik beschränkt, sondern war auch in Großbritannien und den USA zu finden und – wie noch zu zeigen sein wird – durch US-Transfers beeinflusst.

In der Bundesrepublik wurde die Krisenwahrnehmung begleitet und verstärkt, zweitens, durch den Anstieg der polizeilich registrierten Kriminalität, die gleichzeitig an medialer, politisch-polizeilicher und wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gewann. Vor allem die zunehmende Diebstahlskriminalität war im zeitgenössischen Blick inzwischen weniger durch Armut verursacht als durch Probleme der „Wohl-

<sup>4</sup> Lutz Niethammer, Stadtgeschichte in einer urbanisierten Gesellschaft, in: Wolfgang Schieder/Volker Selin (Hrsg.), Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, Göttingen 1986, S. 113–136, hier S. 114. Vgl. auch Eric H. Monkkenen, What Urban Crisis?: A Historian's Point of View, in: Urban Affairs Review 20, 1985, S. 429–447.

<sup>5</sup> Manuel Eisner, Das Ende der zivilisierten Stadt? Die Auswirkungen von Modernisierung und urbaner Krise auf Gewaltdelinquenz, Frankfurt a. M. 1997; Gareth Rees/John Lambert, Cities in crisis. The political economy of urban development in post-war Britain, London 1985; Janet Brand, The urban crisis. Social problems and planning, London 1975; vgl. für die USA Jon K. Meyer, Bibliography on the urban crisis. The behavioral, psychological and sociological aspects of the urban crisis, Washington 1969.

standsgesellschaft“.<sup>6</sup> Darüber hinaus förderte der steigende Drogenkonsum die Entstehung eines transnationalen jugend- und gegenkulturellen *Underground* mit seinen unterschiedlichen politischen Lebenspraktiken, Netzwerken von Kneipen und Treffpunkten sowie verschiedensten Kommunikationsmedien zu einer räumlichen und sozialen Entgrenzung von Jugenddelinquenz/-kriminalität. Räumlich betrachtet war der *Underground* allerdings kaum in Rotlicht- oder Hafenvierteln zu finden, sondern eher in der Stadtmitte, in wohlhabenden Stadtvierteln und in Vororten. Sozial gesehen bewegten sich in diesem *Underground* lange Zeit kaum Unterschichtenjugendliche, sondern zumeist Angehörige der Ober- und Mittelschicht. Parallel zu dieser doppelten Entgrenzung von Jugenddelinquenz wurden die (steigende) Kriminalität und Delinquenz, zuvor noch einzelnen 'Bestien' zugeschrieben, mehr und mehr als soziale Probleme verstanden, die Teil des Alltags waren - weniger Ausnahmesituationen.

Der gesellschaftliche Handlungsdruck gegenüber städtischer (Jugend)Kriminalität wurde durch ein ethnisiertes Eskalationsmodell urbaner Gewalt erhöht. Den Zeitgenossen schien es, als ob vor allem die von männlichen Jugendlichen und ihren vorgeblich existierenden „Banden“ ausgeübte und im gesellschaftlichen Alltag verankerte kriminelle Gewalt massiv dazu beigetragen hatte, dass die Situation in bundesdeutschen (und englischen) Großstädten unaufhaltsam auf ähnlich unkontrollierbare Zustände wie in US-Metropolen zusteure.<sup>7</sup> Die Bezugspunkte dieses ethnisierten Eskalationsmodells bildeten ganz konkret die großstädtischen Unruhen in den verarmten US-„black ghettos“ der Jahre 1965-68 sowie die gewaltsamen Aktivitäten von „farbigen“ Jugendgangs, obwohl ähnliche Vorgänge in Deutschland nicht beobachtet werden konnten.

Beeinflusst wurden urbane Krisendebatten, die Bedrohung durch im gesellschaftlichen Alltag verankerte Kriminalität und deren ethnisiertes Eskalationspotential, drittens, von stadtgesellschaftlichen Lokalisierungsprozessen. Lokalisierung meint die verstärkte Thematisierung lokaler Aspekte städtischen Lebens und städtischer Politik, verbunden mit einer gewandelten Nutzung und Wahrnehmung städtischer

<sup>6</sup> Vgl. zum Folgenden Klaus Weinbauer, Drogenkonsum und Jugendgewalt in bundesdeutschen Großstädten der 1960/70er-Jahre. Auf dem Weg zu einer neuen Unübersichtlichkeit, in: Jahrbuch Jugendforschung, 2005, S. 71–90; Herbert Reinke, "Leute mit Namen". Wohlstandskriminelle, Gammler und Andere. Anmerkungen zu Sicherheitsdiskursen der frühen Bundesrepublik, in: Karl Härter/Gerhard Sälter/Eva Wiebel (Hrsg.), Repräsentation von Kriminalität und öffentlicher Sicherheit. Bilder, Vorstellungen und Diskurse vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2009, S. 539–553; Peter-Alexis Albrecht/Siegfried Lamnek, Jugendkriminalität im Zerrbild der Statistik, München 1979.

<sup>7</sup> Vgl. u.a. Günther Arzt, Ursachen und Folgen der Kriminalitätsfurcht, in: Juristische Blätter 100, 1978, S. 173–183; Trutz von Trotha, Jugendliche Bandendelinquenz. Über Vergesellschaftungsbedingungen von Jugendlichen in den Elendsvierteln der Großstädte, Stuttgart 1974; K. Dieter Keim, Macht, Gewalt und Verstärkung. Vorstudien zur Theoriebildung, München 1985, Vorwort.

Räume. Sie wurden zu Räumen im Sinne Henri Lefébvres, konstituiert in der und durch die Aneignungspraxis ihrer Nutzer, durch Imaginationen und durch Konzeptualisierungen.<sup>8</sup> Waren Städte bis in die 1960er Jahre eher Objekte abstrakter Planungen gewesen, eigneten sich Stadtbewohner seit den 1970er Jahren städtische Räume selbstbewusst an, oft in Abgrenzung zu staatlichen Akteuren.<sup>9</sup> Auf der Suche nach lokalen Wurzeln und Bezügen in den Großstädten entstanden im Gefolge der zerfallenden 68er-Bewegung Bürgerinitiativen und Geschichtswerkstätten. Dieser Aufschwung dezentraler zivilgesellschaftlicher Organisation sollte jedoch nicht allein, wie das Aufkommen des sozialromantisch verklärenden Begriffs Heimat zeigt, mit kritischem links-alternativen Bewusstsein gleichgesetzt werden. Zu fragen bleibt, wie sich all diese Lokalisierungsprozesse auf die Wahrnehmung von Kriminalität im großstädtischen Feld der Hochhauswohnanlagen auswirkten.

### *Bundesrepublik Deutschland*

In der Bundesrepublik war der schlechte Ruf von vielen, aber nicht von allen Hochhausssiedlungen bereits Ende der 1970er Jahre zementiert. Der Bedeutungsgewinn lokaler Perspektiven hatte mehrfache Rückwirkungen auf den Umgang mit und auf die Wahrnehmung von Kriminalität. Zum einen rückte der Zusammenhang von (Hochhaus-)Baustruktur und kriminellen Verhalten genauer in den Blick von Experten und Polizei.<sup>10</sup> Angetrieben durch diese lokalisierte Perspektive wurde versucht, der scheinbar ortlosen, oder besser: allgegenwärtigen, Kriminalität wieder konkrete Orte und Tätergruppen zuzuweisen, mit Blick auf Jugendliche zunehmend titulierte als „Banden“. Unter Stadtbewohnern ließ die gestiegene Sensibilität für das lokale urbane Umfeld zum anderen Kriminalität und abweichendes Verhalten bedrohlicher wirken; geschahen diese Aktivitäten nun doch scheinbar nicht irgendwo in einer fernen und abstrakten Gesellschaft, sondern konkret vor Ort, im Stadtteil oder in der Hochhausanlage. Die Polizei warf wohl auch deshalb einen kritischen Blick auf Hochhäuser, weil bei der Suche nach dem von der RAF im September 1977

<sup>8</sup> Vgl. dazu Martina Löw/Silke Steets/Sergej Stoetzer, Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie, Opladen 2007.

<sup>9</sup> Vgl. dazu Sebastian Haumann/Susanne Schregel, Andere Räume, andere Städte und die Transformation der Gesellschaft. Besetzte Häuser und Atomwaffenfreie Zonen als alternative Raumpraktiken, in: Hanno Balz/Jan-Henrik Friedrichs (Hrsg.), „All We Ever Wanted...“. Eine Kulturgeschichte europäischer Protestbewegungen der 1980er Jahre, Berlin 2012, S. 53–72.

<sup>10</sup> Vgl. zu den ersten bundesdeutschen Studien Karl-Dieter Opp, Kriminalität und Gesellschaftsstruktur. Eine kritische Analyse soziologischer Theorien abweichenden Verhaltens, Neuwied u.a. 1968; Fritz Sack, Strukturen und Prozesse in einem Delinquenzviertel Kölns. Ein Beitrag zur Kriminalsoziologie, Köln 1969 (MS); Bernd Belina, „Kriminalität“ und „Raum“. Zur Kritik der Kriminalgeographie und zur Produktion des Raums, in: Kriminologisches Journal 32, 2002, S. 129–147.

entführten Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer ein wichtiger Hinweis übersehen wurde, nämlich dass Schleyer vermutlich in einer Kölner Hochhausanlage gefangen gehalten werde.<sup>11</sup> Dieser Hinweis war im Geflecht ungeklärter Zuständigkeiten und bürokratischer Binnenstruktur der Polizei untergegangen.

Vor allem die im Umfeld des Bundeskriminalamts angesiedelten Studien waren stark beeinflusst von Oscar Newmans 1972 in den USA erschienenem Buch *Defensible Space*.<sup>12</sup> Diese Studie über zwei New Yorker Hochhauswohnanlagen mit jeweils etwa 6.000 Bewohnern (Brownsville und Van Dyke) bildete einen der eingangs angesprochenen US-Transfers. Sie nährte zumindest implizit Befürchtungen, US-amerikanische Verhältnisse wie Bandenkriminalität und Aufstände drohten bald auch in der Bundesrepublik. Insgesamt gesehen wurde Newman benutzt, häufig ohne ihn genau gelesen zu haben, um einen Begründungszusammenhang von Hochhaus und Kriminalität herzustellen. Jedoch ging es Newman weniger um die These, dass bauliche Strukturen direkt Kriminalität verhinderten oder diese förderten, als darum, ob und inwieweit bauliche Gegebenheiten die kooperativen Verhaltensweisen und die Binnenkommunikation der Bewohner beeinflussen konnten.<sup>13</sup>

In diesem Forschungsfeld setzten sich erst allmählich kritische Haltungen durch, die den Zusammenhang von baulichen Merkmalen und Kriminalität widerlegten<sup>14</sup>; wengleich einige Arbeiten mit nicht weniger problematischen Ansätzen operierten und, orientiert an Johan Galtungs weitgefasstem Konzept von struktureller Gewalt, letztlich überall Gewalt sahen. So wurden unzählige wehrlose Opfer produziert, aber kaum handlungsfähige zivilgesellschaftliche Akteure. Auch die vorgebliehen Gewalttäter konnten nicht konkret bestimmt werden.<sup>15</sup> Infolgedessen kam die Erforschung städtischer und auch hochhausbezogener Kriminalität Ende der 1980er

<sup>11</sup> Klaus Weinbauer, Terrorismus in der Bundesrepublik der Siebzigerjahre. Aspekte einer Sozial- und Kulturgeschichte der Inneren Sicherheit, in: Archiv für Sozialgeschichte 44, 2004, S. 219–242, hier S. 239.

<sup>12</sup> Oscar Newman, *Defensible Space*. Crime prevention through urban design, New York 1972; Bundeskriminalamt (Hrsg.), Städtebau und Kriminalität. Referate. Internationales Symposium im Bundeskriminalamt, 11. - 13. Dezember 1978, Wiesbaden 1979; kritisch dazu Klaus Rolinski, Wohnhausarchitektur und Kriminalität, Wiesbaden 1980, hier S. 15.

<sup>13</sup> Vgl. Newman 1972, S. 206f.

<sup>14</sup> Hanna Fangohr/Heidemarie Hermann, Gebäudekonzeption und Kriminalität, Bonn 1987; Rolinski 1980.

<sup>15</sup> Vgl. Johan Galtung, Violence, Peace and Peace Research, in: Journal of Peace Research 6, 1969, S. 167–191; Herbert Grymer/Karl-Dieter Keim (Hrsg.), Gewalt in der Stadt. Materialien und Ergebnisse einer Tagung, Berlin 1981; K. Dieter Keim, Macht, Gewalt und Verstädterung. Vorstudien zur Theoriebildung, München 1985; ders., Stadtstruktur und alltägliche Gewalt. Fallstudie Wolfsburg-Westhagen, Frankfurt a. M./New York 1981; ders., Stadtstruktur und soziale Probleme. Zur Problematik städtischer Gewalt am Beispiel neuer Wohngebiete, in: László A. Vaskovics (Hrsg.), Raumbezogenheit sozialer Probleme, Opladen 1982, S. 228–249.

Jahre allmählich zum Erliegen. Nun entstanden erste historische Arbeiten zu Großsiedlungen, in denen Kriminalität jedoch nicht explizit untersucht wurde<sup>16</sup>, weil sie die sozialwissenschaftliche Expertise nur partiell aufgriffen.

Der Ertrag dieser Studien aus den 1980er Jahren lässt sich wie folgt zusammenfassen: Kriminalität in einem sehr weit gefassten Verständnis wurde in den großstädtischen Hochhauswohnanlagen ganz überwiegend von Jugendlichen begangen.<sup>17</sup> Während in gewachsenen Innenstadtvierteln Körperverletzungen dominierten, standen Malereien (Graffiti) und Sachbeschädigungen in Treppenhäusern, in Fahrstühlen, an Klingeltafeln, an Verbotsschildern und in Kellern an der Spitze der Delikte in Großsiedlungen. Dieser vergleichsweise harmlose „Vandalismus“, zu interpretieren als eher spaßbetonte Aneignungsversuche in einer anonym erscheinenden, als kinder- und jugendfeindlich wahrgenommenen Umgebung, wurde international zu *dem* Untersuchungsgegenstand in Hochhaussiedlungen gemacht.<sup>18</sup> Die hohe Zahl solcher Sachbeschädigungen wurde zum einen dadurch beeinflusst, dass in diesen Wohnanlagen neben der Polizei auch andere Kontrollakteure wie Angestellte der Hausverwaltung und Hausmeister solche Delikte genau erfassten. Zum anderen bot die große Zahl von Verbotsschildern in Hochhaussiedlungen, wie sie in den Aufzeichnungen von Christiane F. nachdrücklich beschrieben werden, viele Möglichkeiten zur Sachbeschädigung. Weil es für junge Menschen kaum Betätigungsmöglichkeiten in diesen Wohnanlagen gab, reizte die durch diese Schilder festgelegte Monofunktionalität von Flächen und Gebäudeteilen zu kreativen Umnutzungen, die dann strafrechtlich oder als Ordnungswidrigkeit verfolgt werden konnten.<sup>19</sup> Zudem wurde immer wieder die vorgebliche Ballung von sozial benachteiligten Familien in infrastrukturell benachteiligten Quartieren am Stadtrand betont. Tatsächlich lag die in Hochhauswohnanlagen registrierte Kriminalität jedoch kaum höher als in gewachsenen innerstädtischen Vierteln. Diese sozialstrukturelle Argumentation stellte, bisweilen unter explizitem Hinweis auf die Lage in den USA, seit

<sup>16</sup> Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hrsg.), *Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg*, Frankfurt a. M./New York 1988; Ulfert Herlyn/Adelheid von Saldern/Wulf Tessin (Hrsg.), *Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre. Ein historisch-soziologischer Vergleich*, Frankfurt 1987.

<sup>17</sup> Detlev Frehsee, *Das 'Kriminalitätsproblem' im Hochhausquartier*, in: *Zeitschrift für Bewährungshilfe* 28, 1981, S. 319–326; Hans-Werner Müller, *Städtebau und Kriminalität. Eine empirische Untersuchung*, Weinheim/Basel 1981, hier S. 186; Antje Flade, *Jugendkriminalität in Neubausiedlungen. Eine empirische Untersuchung*, Weinheim 1984.

<sup>18</sup> Hans-Jürgen Naroska, *Sozialstruktureller Wandel in Siedlungen der 60er Jahre und seine Bedeutung für eine quartierliche Versorgungspolitik*, in: Herlyn/von Saldern/Tessin (Hrsg.) 1987, S. 224–258, hier S. 241.

<sup>19</sup> Christiane F., *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo*, Hamburg 1979, hier S. 23f.

etwa Mitte der 1980er Jahre auch einen Zusammenhang von hohem Ausländeranteil in Hochhausanlagen und Kriminalität her.<sup>20</sup>

### *Großbritannien*

In Großbritannien wurde die als zunehmend interpretierte Kriminalität in Hochhauswohnanlagen seit Beginn der 1970er Jahre in Medienberichten sowie in kriminalökologischen Studien<sup>21</sup> intensiv diskutiert.<sup>22</sup> Diese Arbeiten untersuchten sehr genau das Alltagsleben in den Hochhäusern, benannten Akteure und deren Handlungsoptionen, beschrieben Mikromilieus und die in diesen Blocks oder Häusern begangenen Delikte. Schließlich wurde der Polizei eine sehr hohe Aufmerksamkeit geschenkt. Auch zeigten die Studien, wie das Leben der Hochhausbewohner durch negative Zuschreibungen gegenüber ihren Wohnanlagen erschwert wurde, die oft als kriminalitäts- und drogenverseucht galten. Ähnlich problematisch war, dass die Hochhausbewohner in ihren intensiven Bemühungen, die Häuser, Wohnungen und Grünflächen in Ordnung zu halten, von den Wohnungsbaugesellschaften kaum unterstützt wurden. Wie diese Arbeiten ergaben, dominierte in den britischen Hochhausvierteln die Kleinkriminalität wie Milchflaschen- und Gartendiebstahl; vor allem traten sehr viele Sachbeschädigungen auf, der viel beklagte „Vandalismus“. Ähnlich wie die bundesdeutsche Forschung orientierten sich die britischen Studien zunächst zwar auch an der US-amerikanischen Kriminologie. Grundsätzlich griffen sie jedoch weiterhin selbstbewusst auf eigenständige Forschungstraditionen und deren Ergebnisse zurück. Dies zeigt sich zum Beispiel daran, dass sie kaum an der vermeintlichen Existenz von organisierten „Banden“ Jugendlicher interessiert waren. Auch wurden Newmans Studien von Anfang an kritisch betrachtet.

<sup>20</sup> Vgl. Naroska 1987, hier S. 233-236; Verena McRae, *Die Gastarbeiter. Daten, Fakten, Probleme*, München 1980, hier S. 110-124.

<sup>21</sup> *Kriminalökologie untersucht ähnlich wie die Kriminalgeografie vor allem den Einfluss räumlicher und sozialstruktureller Faktoren auf Kriminalität*. Vgl. David T. Herbert/David M. Smith (Hrsg.), *Social Problems in the City. Geographical perspectives*, Oxford 1979; John Baldwin, *Ecological and Areal Studies in Great Britain and the United States*, in: *Crime and Justice* 1, 1979, S. 29–66.

<sup>22</sup> Vgl. zum Folgenden Anne Power, *Housing, Community and Crime*, in: David Downes (Hrsg.), *Crime and the City. Essays in memory of John Barron Mays*, Houndmills 1989, S. 206–235; Anthony Bottoms/Rob I. Mawby/Monica A. Walker, *A Localised Crime Survey in Contrasting Areas of a City*, in: *British Journal of Criminology* 27, 1987, S. 125–154; John Baldwin, *Urban Criminality and the 'Problem' Estate*, in: *Local Government Studies* 1, 1975, S. 12–20; ders./A. E. Bottoms/Monica A. Walker, *The urban criminal. A study in Sheffield*, London 1976; Rob I. Mawby, *Policing the city*, Westmead 1979; ders., *Defensible Space. A Theoretical and Empirical Appraisal*, in: *Urban Studies* 14, 1977, S. 169–179; David Downes, *The Sociology of Crime and Social Control in Britain, 1960-1987*, in: *British Journal of Criminology* 28, 1988, S. 45–57.

Der Anstieg der Kriminalität und das Scheitern der Hochhauswohnanlagen galten als Probleme sowohl des baulichen Zerfalls der Hochhäuser als auch der bürokratisierten Kommunikationssysteme, aber auch als Konsequenz der Zerschlagung gewachsener sozialer Zusammenhänge. Denn nach den verbreiteten Sanierungen innerstädtischer Slumquartiere hatten massive Bevölkerungsverschiebungen in diese Hochhausanlagen stattgefunden. Der bürokratisierten Kommunikation sollte durch die Stärkung des lokalen Managements sowie durch lokale soziale Selbstorganisation der „small-scale labour-intensive and localised services“ begegnet werden.<sup>23</sup> In den 1980er Jahren ging das Interesse an dieser lokal-empirischen kriminalökologischen Forschung jedoch vollständig zurück.

Als Hauptkritikpunkt an den kriminalökologischen Arbeiten bleibt festzuhalten, dass sie zwar die soziale Schichtung und die Klassenzugehörigkeit der Bewohner in den Hochhaussiedlungen thematisierten, jedoch ethnische Unterschiede allenfalls ganz am Rande. Generell wurde auch die Bedeutung medialer Berichterstattung für Kriminalisierungsprozesse ausgeblendet. Die einschlägige Studie aus dem Birminghamer Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) *Policing the Crisis* von Stuart Hall et al. lässt sich als eine Antwort auf diese zwei blinden Flecken der kriminalökologischen Forschung lesen. Diese Arbeit besaß in Großbritannien einen ähnlich hohen Stellenwert wie Newmans Studie in der Bundesrepublik.<sup>24</sup> Die Autoren untersuchten den wichtigen Einfluss der britischen Presseberichterstattung über die Kleinkriminalität (*mugging*) der frühen 1970er Jahre und zeigten die dort auftretenden Ethnisierungsprozesse auf, die sich oft auf die US-amerikanischen „ghetto riots“ der 1960er Jahre bezogen. Ähnliches galt später für die Berichterstattung über die britischen Unruhen der frühen 1980er Jahre in London, Liverpool und Bristol.<sup>25</sup> Jedoch hat auch diese Studie wie andere CCCS-Arbeiten einige Schwächen. So wird ein viel zu homogenes Bild des Staates gezeichnet, der eigentlich nur als ein monolithisch auftretender (repressiver) Akteur betrachtet wird, mit der Polizei als exponierter Institution. Zudem sahen die CCCS-Studien die Presse als einen einheitlichen Akteur, vor allem, wenn es darum ging, moralische Paniken auszulösen. Mit diesem Konzept der ‚*moral panic*‘ ist ein weiterer problematischer Denkan-

<sup>23</sup> Power 1989, hier S. 231.

<sup>24</sup> Stuart Hall/Chas Critcher/Tony Jefferson/John Roberts Brian Clarke, *Policing the crisis. Mugging, the state and law and order*, Basingstoke/New York 1978.

<sup>25</sup> Vgl. Hall et al. 1978; sowie Graham Murdock, *Reporting the Riots. Images and Impact*, in: John A Benyon/Leslie George Scarman/John Benyon (Hrsg.), *Scarman and after. Essays reflecting on Lord Scarman's report, the riots and their aftermath*, Oxford 1984, S. 73–95; Tony Jefferson, *Policing the Crisis Revisited. The State, Masculinity, Fear of Crime and Racism*, in: *Crime, Media, Culture. An International Journal* 4, 2008, S. 113-121.

satz benannt, der von zu homogenen Interessen und Akteursgruppen ausgeht; diese Kritik kann hier leider nicht weiter ausgeführt werden.

Insgesamt gesehen reflektierten weder die kriminalökologischen noch die CCCS-Arbeiten, sodass auch sie mittelbar dazu beitrugen, die Aufmerksamkeit auf das Themenfeld der städtischen Gewalt und Kriminalität zu lenken, sie also auch dramatisierend auf die Öffentlichkeit einwirken konnten. Auch vernachlässigten beide Publikationsrichtungen die in den 1970er Jahren auftretenden, insgesamt widersprüchlichen Potenziale dieser Lokalisierungsprozesse. Einerseits wurden, wie oben gezeigt, die Handlungspotenziale lokaler Verwaltungen gegenüber zentralstaatlichen Vorgaben entdeckt und durchaus kritisiert.<sup>26</sup> Gleichzeitig stärkten lokale Identifikationsprozesse, verbunden mit der Suche nach lokalen Wurzeln, etwa in der *History Workshop*-Bewegung, die Bedeutung des sozialen Nahraumes – auch für die Hochhausbewohnerschaft. Andererseits erstaunt, wie auch in der zeitgenössischen Hochhausdebatte der Bundesrepublik, die bisweilen naiv anmutende Fokussierung auf die positiven Potenziale des Lokalen. Denn auch in Großbritannien konnte nicht nur ein Zugewinn an lokaler Partizipation und Demokratie verzeichnet werden, sondern es traten auch die Schattenseiten der neuen Hochhauswohnanlagen offen zutage. Oft scheiterte das hochgeschätzte gemeindenaher *Community Policing* in der Praxis. So waren alteingesessene Bewohner der Hochhauswohnsiedlungen intensiv darauf bedacht, diese vom Zustrom ethnischer Migrantengruppen abzuschotten. Vor diesem Hintergrund vermengten sich im polizeilichen Alltag rassistische Vorurteile dieser länger ansässigen Bewohner mit jenen der ebenfalls voreingenommenen Polizisten zu einer brisanten Ablehnungshaltung gegenüber den neu Hinzuziehenden.<sup>27</sup> Angesichts dieser Konstellation waren gewaltsame Konfrontationen mit der zunehmenden Zahl von Jugendlichen aus Migrantengruppen auf der einen und der Polizei auf der anderen Seite vorgezeichnet. Im Oktober 1985 eskalierten diese Spannungen in Straßenschlachten im Londoner Broadwater Farm Estate in Tottenham.<sup>28</sup>

<sup>26</sup> Cynthia Cockburn, *The local state. Management of cities and people*, London 1977; Simon Duncan/Mark Goodwin/Susan Halford, *Politikmuster im lokalen Staat. Ungleiche Entwicklung und lokale soziale Verhältnisse*, in: *Prokla*, 1987, S. 8–29.

<sup>27</sup> *Policing and Urban Unrest. Discussion in Urban Unrest in Britain*, in: John Benyon/John Solomos (Hrsg.), *The Roots of urban unrest*, Oxford 1987, S. 73–95.

<sup>28</sup> *The Broadwater Farm Inquiry. Report of the Independent Inquiry into disturbances of October 1985 at the Broadwater Farm Estate*, Tottenham, London 1986.



## Niederlande

Diskussionen über die neue urbane Krise und die Jugendkriminalität gab es auch in den Niederlanden. In den 1970er Jahren wurde Amsterdam als diejenige niederländische Stadt identifiziert, die den größten zusammenhängenden Hochhauswohnkomplex errichtet hatte. Bijlmermeer war früh extrem berüchtigt und galt pauschal als „dirty, vandalized and dangerous“.<sup>29</sup> Wie in anderen europäischen Hochhausanlagen gab es hier seit den frühen 1970er Jahren zahlreiche Erscheinungsformen von „Vandalismus“. Jedoch können markante Unterschiede zur bundesdeutschen und englischen Situation festgestellt werden.<sup>30</sup> Zum einen war Jugendkriminalität zwar als Problem einzelner Stadtteile und Hochhausviertel durchaus präsent, sowohl im polizeilichen Alltag als auch in den lokalen Kriminalitätsstatistiken. Zum anderen begingen Jugendliche aus den ehemaligen niederländischen Kolonien vor Ort zahlreiche kriminelle Handlungen. Auf nationaler Ebene wurden diese Delikte allerdings nicht dramatisiert oder auch ethnisiert.

Für die Bijlmermeer-Anlage und auch für andere Amsterdamer Stadtteile konnten bislang drei Ursachen für diese zeitlich verzögerte landesweite Dramatisierung und Ethnisierung jugendlicher Gewalt herausgearbeitet werden.<sup>31</sup> Erstens diskutierte die Mehrzahl der holländischen Kriminologen zunächst vorrangig die vermeintlich großen Themen wie etwa eine utopische Abschaffung des gesamten Strafrechts. Sie ignorierten das Kriminalitätsproblem und verweigerten sich einer öffentlichen Positionierung im Themenfeld von Jugendkriminalität und –gewalt. Zweitens existierte unter Kriminologen und Medienvertretern ein weitverbreiteter Konsens, Stigmatisierungen zu vermeiden: eine Wiederkehr rassistischer Stigmatisierungen, wie sie Holland unter der NS-Herrschaft erlebt hatte, war unbedingt zu vermeiden. Drittens trug die ‚versäulte‘ Gesellschaft in den Niederlanden in ihrer Aufteilung auf zahlreiche politische und konfessionelle Parallelgesellschaften dazu bei, dass sich bis Ende der 1980er Jahre kaum eine regional übergreifende Medienöffentlichkeit

<sup>29</sup> Vgl. Ronald van Kempen/Frank Wassenberg, Trouble in highrise paradise, in: Geografie 5, 1996, S. 20–23, hier S. 20.

<sup>30</sup> Vgl. zum Folgenden René van Swaaningen, Criminology in the Netherlands, in: European Journal of Criminology 3, 2006, S. 463–501; R.W. Jongman/P.F. Cats, De ontentwikkeling van de Jeugdcriminaliteit in Nederland van 1950–1970, in: Nederlands Tijdschrift voor Criminologie 16, 1974, S. 154–165; Josine Junger-Tas/Richard Block (Hrsg.), Juvenile Delinquency in the Netherlands, Amstelveen 1988; Chris Quispel, 'Toekomst te huur'. Migratie, etniciteit en stigmatisering: de Robert Taylor Homes in Chicago en de Bijlmermeer in Amsterdam, in: Tijdschrift voor sociale en economische geschiedenis 7, 2010, S. 88–109; Harald Bodenschatz/Volker Heise/Jochen Korfmacher, Schluß mit der Zerstörung? Stadterneuerung und städtische Opposition in West-Berlin, Amsterdam und London, Gießen 1983; Interview mit Frank Bovenkerk (Kriminologe) am 28. 5.2011.

<sup>31</sup> Vgl. zum Folgenden Interview mit Frank Bovenkerk am 28.5.2011.

entwickelt hatte, in der es möglich gewesen wäre, Jugendgewalt auf nationaler Ebene zu dramatisieren.<sup>32</sup> Obwohl in den Niederlanden auch lokale Bürgerinitiativen agierten, etwa gegen die Abrissexzesse in Stadtsanierungen, bestand hier, anders als in der Bundesrepublik und in Großbritannien, eine größere Skepsis gegenüber den Potentialen von Lokalisierungsprozessen. Denn die Entstehung einer translokalen Gesellschaft galt als Weg in die Moderne. Sie war positiv konnotiert, weil enge lokale Milieus vorgeblich dadurch überwunden werden konnten.

Dennoch kam es seit etwa Ende der 1980er Jahre zu einer Dramatisierung und schließlich zur Ethnisierung jugendlicher Kriminalität. Für die Hochhäuser in Bijlmermeer vollzog sich nun der rasante „Absturz von einem ausgefallenen modernen Hochhausexperiment auf ein Synonym für sozialen Brennpunkt [...]“<sup>33</sup> Experten, die zumeist in einer staatlichen Institution Jugendkriminalität und –gewalt erforschten, spielten eine zentrale Rolle in dieser Doppelbewegung einer dramatisierenden Ethnisierung. Eine wichtige Rolle spielte das dem Justizministerium unterstellte Wissenschaftliche Untersuchungs- und Dokumentationszentrum WODC (Wetenschappelijk Onderzoek- en Documentatiecentrum). Die WODC-Mitarbeiter und ihr Umfeld orientierten sich explizit nicht an der liberalen niederländischen Kriminologie, sondern an der repressiven US-amerikanischen Forschung und an deren Erklärungsmodellen von Kriminalität.<sup>34</sup> Gleichzeitig griff die Presse auf diese Forschungsergebnisse zurück, um das Thema Jugendgewalt auf nationaler Ebene zu forcieren. Auf dem Weg in die translokale Moderne erodierte demzufolge der weit verbreitete, ursprünglich antifaschistische Antistigmatisierungskonsens in der niederländischen Gesellschaft. Er machte nunmehr Platz für vielfältige Ausgrenzungsprozesse.

## Fazit

Kriminalität in Hochhausanlagen wurde vor allem von Jugendlichen begangen, die zumeist Sachbeschädigungen verübten. Seit Ende der 1960er trugen die urbane Kri-

<sup>32</sup> Vgl. Friso Wilenga, Die Niederlande. Politik und politische Kultur im 20. Jahrhundert, Münster u.a. 2008; Henk te Velde, De internationalisering van de nationale geschiedenis en de verzuiling, in: Low Countries Historical Review 124, 2009, S. 499–515.

<sup>33</sup> Frank Wassenberg, Stadterneuerung in den Niederlanden am Beispiel Bijlmermeer und "Westliche Gartenstädte", in: Arch+, 2011, S. 85–88, hier S. 85.

<sup>34</sup> Vgl. zum Folgenden Josine Junger-Tas/Richard Block, Juvenile delinquency in the Netherlands, Amstelveen 1988; Josine Junger-Tas/M. Kruissink, Ontwikkeling van de jeugdcriminaliteit: periode 1980–1988, Arnhem 1990; Peter H. van der Laan et al., Ontwikkeling van de jeugdcriminaliteit: periode 1980–1996, o.O. o.J.; Hans Werdmölder, Jeugdige allochtonen en criminaliteit. Een vergelijkend onderzoek onder Marokkaanse, Surinaamse en Antilliaanse jongens, in: Tijdschrift voor criminologie 35, 1993, S. 252–276.

se und der Anstieg der Jugendkriminalität und -delinquenz sowie darauf bezogene Wahrnehmungsveränderungen, einschließlich ethnisierten Eskalationsmodelle, dazu bei, die Aufmerksamkeit gegenüber Kriminalität insgesamt zu erhöhen. In der Bundesrepublik und in Großbritannien wurde dies verstärkt, was bislang übersehen wurde, durch das gestiegene raumbezogene Interesse an lokalen stadtgesellschaftlichen Entwicklungen. In beiden Ländern war es zuerst die Presse, die städtische Jugendkriminalität als Negativtopos des Wohnens in Hochhäusern dramatisierte. In der Bundesrepublik importierte besonders die Polizeiforschung US-amerikanische Kriminalitätskonzepte und deren Kernbegriffe. Dazu gehörten Termini wie „Bande“ sowie die an sich vergleichsweise fern liegenden ethnisierten Bedrohungsszenarien, die für die US-Großstädte entwickelt worden waren, um lokal spezifizierte Eigenheiten sozial und räumlich vorgeblich segregierter Teilräume zu markieren. Auch die britische kriminalökologische Forschung orientierte sich an den USA, wahrte jedoch konzeptionell eine kritische Distanz dazu. Dies gelang vor allem deshalb, weil sie auf eigene Forschungstraditionen zurückgreifen konnte und dies auch selbstbewusst tat. In den Niederlanden fand Jugendkriminalität in Hochhaussiedlungen zunächst kaum nationale Aufmerksamkeit. Dies geschah erst seit den späten 1980er Jahren, als der traditionelle Antistigmatisierungskonsens erodiert war, die ‚versäulten‘ Teilöffentlichkeiten stärker zusammenwuchsen und gleichzeitig Experten vorhanden waren, die sich mit dem Thema Jugendkriminalität öffentlich profilierten, oft unter Bezug auf US-amerikanische Forschungsansätze.

In den 1970/80er Jahren bündelte sich in den Debatten um Kriminalität und Gewalt in Hochhausanlagen die Ernüchterung über die Entwicklung dieser Siedlungen. In der dortigen Wohnpraxis kollidierten die Ansprüche und Freizeitbedürfnisse der Hochhausbewohner sowohl mit technokratischen Planungen und bürokratisierten Umgangsformen der Hausverwaltungen als auch mit anonymisierten Nachbarschaftsbeziehungen. Gleichzeitig zerbrachen utopische Hoffnungen, vermeintlich konfliktfreie Gesellschaften in diesen Arealen konzipieren und realisieren zu können. Gerade in der Bundesrepublik war dieses Streben nach sozialer Harmonie ein gesellschaftliches Kernmerkmal, das Ralf Dahrendorf schon in den frühen 1960er Jahren erkannt hatte.<sup>35</sup> In allen drei Ländern schienen in den Hochhaussiedlungen seit den 1970er Jahren, wie eingangs angemerkt, soziale Konflikte wiederzukehren, von denen Stadtplaner und Politiker überzeugt waren, sie durch den Bau dieser Anlagen erfolgreich bekämpft zu haben. Vor allem zeigte sich mit dem massenhaften Auftreten von „Vandalismus“ eine neue Form von Jugendkriminalität, die zur Sorge Anlass gab. Nicht zuletzt durch die Ballung sozial Benachteiligter und Familien mit

<sup>35</sup> Vgl. Ralf Dahrendorf, Conflict and Liberty. Some Remarks on the Social Structure of German Politics, in: British Journal of Sociology 14, 1963, S. 197-211.

Migrationshintergrund, die auf bürokratisierte und anonyme soziale Beziehungen trafen, schienen Hochhauswohnanlagen diejenigen Orte zu sein, an denen das Eskalationspotential ethnisierten urbaner Gewalt unkontrollierbar zu werden drohte.

**Prof. (apl.) Dr. Klaus Weinhauer, Center for InterAmerican Studies (CIAS),  
Universitaet Bielefeld, klaus.weinhauer@uni-bielefeld.de**

## Symbolic gestures? Planning and replanning Amsterdam's Bijlmermeer and new town Almere since 1965

### *Introduction*

The plans for the two largest and most important post-war urban expansions of Amsterdam, the Bijlmermeer (1965) and new town Almere (1971), were developed within a time span of only a few years, but their architecture and design layout could not be more different. The Bijlmermeer was based on a coherent, modernist design of repetitive and uniform superblocks, while Almere's flexible and polynuclear layout consisted almost entirely of low-rise single family dwellings, which were grouped into small, alternately designed neighbourhoods. Initially the modernistic Bijlmermeer was met with considerable enthusiasm by the popular as well as the professional press, while these media outlets vehemently condemned Almere as being anti-urban. The Bijlmermeer, however, received a bad press from the mid-1970s onwards due to high vacancy rates and an enormous influx of immigrants.

In both cases the image of problematic monocultures emerged in the 1980s. Disseminated by the mainstream and professional press, as well as architects, planners and policy makers, this image strongly influenced the regeneration schemes that were subsequently developed for the Bijlmermeer and Almere. This article examines the formation of this problematic image and questions its legitimacy. Were the regeneration schemes for the Bijlmermeer and Almere envisioned in order to tackle fundamental problems, which were acknowledged by all stakeholders involved, or were these merely the result of discussions dominated by reputation issues? How and by whom were the regeneration schemes devised? Who were the most important actors involved and whose view prevailed? In order to shed light on these questions, this article analyses the reception of the original plans for the Bijlmermeer and Almere and the development of their more recent regeneration schemes. Using professional journals and policy documents, we will demonstrate how the emergence of the professional and policy makers' views of both expansion areas was a complicated and inconstant process, all the more because of the radically different nature of the new schemes from the original design conceptions.

### *Alternatives for inner city life. The original plans for the Bijlmer (1965) and Almere (1971)*

In June 1965, the final design for the Bijlmermeer, soon shortened to "Bijlmer", was presented to the public. At that time, more than forty per cent of Amsterdam's housing stock was considered to be obsolete and out dated.<sup>1</sup> By building the ultra-modern Bijlmer, the municipality wanted to simultaneously deal with issues of quality and quantity in the city's housing market. Amsterdam could once again become the "mecca of urban planning and social housing".<sup>2</sup> The CIAM-inspired Bijlmermeer plan strongly adhered to the designs of Sheffield's Park Hill and Toulouse's Le Mirail developments. It offered spacious 9 to 15-storey honey-comb flats in a green environment with central everyday amenities and a separate traffic system, which included a metro connection with Amsterdam's inner city and cars on elevated levels, prohibiting the latter from interfering with pedestrians and cyclists.<sup>3</sup> Ample provision of collective spaces and recreational facilities was meant to stimulate a sense of community.<sup>4</sup> In sum, 900 hectares of farmland was to be turned into a residential area with 35.900 dwellings, which equalled 110.000 inhabitants.<sup>5</sup>

National media outlets and architecture and planning journals wholeheartedly embraced the plan.<sup>6</sup> This positive reception, and the bravado by which the municipality presented the plan, concealed the fact that previously heated debates had taken place behind closed doors. The Bijlmer's housing stock would consist of 95 per cent high-rises, which according to some planners working at Amsterdam's planning department could result in monotonousness.<sup>7</sup> After visiting Stockholm's modernist expansion areas in the early 1960s, the head of the planning department Jakoba Mulder said she feared a dormitory satellite city with alienating tower blocks. She pleaded for a considerable reduction in high-rises, making the Bijlmer more similar to the more moderate General Expansion Plan (envisioned in 1934) to the west of Amsterdam. Despite this, the municipal executive backed up the plan-

<sup>1</sup> Om de toekomst van 100.000 Amsterdammers, Amsterdam 1962.

<sup>2</sup> W. Bolte/J. Meijer, Van Berlage tot Bijlmer. Architectuur en stedelijke politiek, Nijmegen 1981, S. 276.

<sup>3</sup> In januari 1966 begint de bouw van de zuidoostelijke stadsuitbreiding van de agglomeratie Groot-Amsterdam, in: Bouw 25:6, 1965, S. 948.

<sup>4</sup> A. Luijten, A modern fairy tale. The Bijlmer transforms, in: Amsterdam Southeast. Centre Area Southeast and urban renewal in the Bijlmermeer 1992-2010, Bussum 2002, S. 13.

<sup>5</sup> H. de Liagre Böhl, Amsterdam op de helling. De strijd om stadsvernieuwing, Amsterdam 2009, S. 58.

<sup>6</sup> M. Mentzel, Bijlmermeer als grensverleggend ideaal. Een studie over Amsterdamse stadsuitbreidingen, Delft 1989, S. 162.

<sup>7</sup> National newspapers and journals cited in: Mentzel, S. 191.

ners in favour of the more radical high-rise scheme.<sup>8</sup> The plan was carried through. A minority of young architects not working for the planning department shared Mulder's criticism. Aldo van Eyck, Constant Nieuwenhuys and Anton Alberts were particularly critical of the 'inhuman' scale, even calling elements of the plan 'frightening' and 'frustrating'. Moreover, the first residents would soon express grievances over more structural deficiencies in the overall planning scheme.<sup>9</sup> While the aim of this article is not to assess the shortcomings of the Bijlmer, it is necessary to briefly discuss these in order to comprehend the negative image that came to the fore during the 1970s.

The expected rush on the flats did not occur; vacancy rates rose quickly during the early 1970s.<sup>10</sup> In 1974 alone 30 per cent of families having lived in the Bijlmer moved out.<sup>11</sup> An important reason for this were the high rents and equally expensive fixed costs, which were at least five times as high as in Amsterdam's nineteenth century districts. Also, residents filed complaints about structural failures and everyday nuisances in their living environment, such as the lack of central amenities, poor accessibility of the flats, leakage and malfunctioning elevators.<sup>12</sup> The design quality of the estate simply did not match the costs of living. Migrants and people from the Dutch Antilles and Surinam soon replaced the mostly white middle class families. The already high and ever-rising rents could not be paid for by these economically weak population groups, leading to rent arrears and a continuous neglect of the estate by the local housing corporation.<sup>13</sup>

However, the main reason for the estate's popularity drop in the early 1970s were the pace at which planners developed housing alternatives, and the way in which the living preferences of a younger generation changed. From the late 1960s onwards the latter started to discover the merits of inner city life and qualities of a densely built-up urban environment.<sup>14</sup> Much to the demise of Amsterdam's municipal planners, the once derided nineteenth-century districts were revalued, subsequently setting in motion their ongoing gentrification. Simultaneously, the low-rise suburban nucleus were luring young families and the elderly. In the early 1970s planners started to develop suburban housing alternatives in growth nucleuses

<sup>8</sup> Liagre Böhl, S. 59.

<sup>9</sup> De Bijlmer smeltkroes van emoties, newspaper article (1970), in: E. Verhagen, Van Bijlmermeerpolder tot Amsterdam Zuidoost, Den Haag 1987, S. 35.

<sup>10</sup> Verhagen, S. 44.

<sup>11</sup> I. Kaldenbach, De stad van morgen? Omslag in de visies op Bijlmermeer, in: Kunstlicht 4, 2007, S. 50.

<sup>12</sup> Kaldenbach, S. 52.

<sup>13</sup> Luijten, S. 16.

<sup>14</sup> H. van der Cammen/L. de Klerk, Ruimtelijke ordening. Van grachtengordel tot VINEX-wijk, Utrecht 2003, S. 247.

near large cities on a massive scale, a paradigm change in planning policy instigated by the national government.<sup>15</sup> Soon after their completion, the Bijlmer flats had to compete with an inner city ideal for living and semi-detached houses in the rapidly developing growth nucleuses surrounding Amsterdam. The largest one was Almere, a new town projected in the still virgin polder of South Flevoland, a twenty-minute train ride from Amsterdam central station.<sup>16</sup>

The first official report on Almere was published in 1971.<sup>17</sup> It explicitly distanced itself from the blueprint planning that was typical for the Bijlmer. The IJsselmeerpolders Development Authority (Rijksdienst voor de IJsselmeerpolders, hereafter referred to as RIJP) presented an extremely flexible master plan. The national planning department had put the eventual size of Almere between 125.000 and 250.000 inhabitants. Therefore the RIJP decided that the city should consist of several, more or less independent cores, each with its own central amenities. This polynuclear structure allowed the individual cores to be developed in phases and, depending on demand, with shorter or longer intervals between the phases. In addition, it cut up the massive housing project into small-scale development units. Variation in size and design would give every core its own identity.

Secondly the RIJP decided that Almere's housing stock would consist of 90 per cent single-family dwellings, a deliberately stark contrast with the high-rise character of the Bijlmer. The reason for this was that this typology was allegedly most sought after, enticing people to move to Almere.<sup>18</sup> The RIJP's policy was confirmed by a 1973 national enquiry that brought a discrepancy to light between people's housing preferences and the contemporary practice of Dutch town planning. The majority of Dutch citizens dreamed of living in a small scale, green environment with low rise houses of varied design, not too far from first-class amenities.<sup>19</sup>

Right from its founding in 1976 Almere grew rapidly and retained, unlike the Bijlmer, its steady development curve. In 1985 the city already counted 40.000 inhabitants, in 1995 105.000 and last year its size had reached some 193.000.<sup>20</sup> Despite this success, architects and urban planners in the Netherlands have always heavily criticized the design of Almere. The first journal articles described the city as 'Los Almeres' because of the predominant single-family houses with their own

<sup>15</sup> A. Brakenhoff u. a., Hoge bouw, lage status. Overheidsinvloed en bevolkingsdynamiek in de Bijlmermeer, Amsterdam 1991, S. 1.

<sup>16</sup> P. Brouwer, Boomtown Almere. Form follows lifestyle, in: Archis 11, 1999, S. 11f.

<sup>17</sup> Rijksdienst voor de IJsselmeerpolders, Verkenningen omtrent de ontwikkeling van de nieuwe stad Almere, Lelystad 1970.

<sup>18</sup> Rijksdienst voor de IJsselmeerpolders.

<sup>19</sup> Rijksplanologische Dienst, Onderzoek naar woonmilieus. RPD Publicatie '73-5, Den Haag 1973.

<sup>20</sup> Gemeente Almere, Sociale Atlas van Almere, Almere 2012, S. 12.

gardens.<sup>21</sup> Almere was equated with the passive acceptance of anti-urban trends, in other words the embourgeoisement of the affluent, Dutch post-war society. Also, Almere's architecture and layout was accused of being nostalgic, cosy and fake. The green environment supported the back-to-nature longing of the middleclass, but consisted of no more than pocketsize gardens and phoney parks, a domesticated sort of nature that was easily reached and left by car.

The voice of the critics was a forceful one. Roughly it concerned the same group of young architects that had taken up arms against the Bijlmer, whose projects mainly concerned urban renewal and regeneration of the decaying Dutch inner cities. Their work dominated the popular and professional press, while Almere was designed by a young interdisciplinary team that could not present itself as explicitly. Members of the team defended their plans, but for lack of a figurehead such as Aldo van Eyck or Herman Hertzberger, could not change the negative image.<sup>22</sup> While Almere's critics explained its popularity as a result of the push factor of the deplorable state of Amsterdam's inner city, surprisingly the position of the Bijlmer was not a topic of debate. After all, Almere posed a serious threat to the Bijlmer's future development.<sup>23</sup>

#### *From 'ugly duckling' to 'unused potential'? The Bijlmer regeneration scheme*

The aforementioned state of affairs gave the Bijlmer an extremely negative reputation from the mid-1970s onwards. It seems that during the late 1970s bad press overtook reality. The media almost solely concentrated on drawbacks and failures. Most Bijlmer residents agreed upon one thing: their estate had been 'crushed to smithereens by the written press, filmmakers and opinion makers'.<sup>24</sup> In a 1980-brochure, residents stated they were fed up with the 'misleading' image of the Bijlmer as a 'culmination of misery, crime, vandalism and decay', notwithstanding the 'very serious problems' the estate encountered.<sup>25</sup> The negative reputation was increasingly disputed by a group of tenants that came to be known as the 'Bijlmer be-

<sup>21</sup> H.M. de Bruijn, Planning 'Los Almeres?', in: Stedebouw en Volkshuisvesting 6, 1971, S. 255; L.G.J. van der Maesen, Almere. Alweer een stad voor de toekomst?, in: Stedebouw en Volkshuisvesting 3, 1972, S. 132; C. Bovenberg, Almere. Stad of anti-stad?, in: Wonen 72 (s.a.), S. 32-34.

<sup>22</sup> P. Davelaar/H. van Willigen, Almere, een nieuwe stad met een nieuwe conceptie, in: Stedebouw en Volkshuisvesting 4, 1971, S. 147-165.

<sup>23</sup> K. Dignum/D.J.A. Droog/C. Cortie, Grootste groeikern of vierde stad? Sociaal-demografische ontwikkelingen van Almere tot 2015, Amsterdam 1991, S. 35.

<sup>24</sup> Verhagen, S. 52.

<sup>25</sup> Stichting Wijkopbouworgaan Bijlmermeer 1980, Van de Bijlmer méér maken. Een Deltaplan voor de Bijlmermeer, Amsterdam 1980, S. 5.

lievers', who are estimated to have made up one-quarter of the estate's population. These people merely blamed budget cuts at the construction stage for the later deterioration, demanding decisive action to deal with the latter.<sup>26</sup> A combination of high rents, technical deficiencies, lack of central amenities and a rapid growth in inner city as well as suburban housing alternatives led to a thorough discreditization of the Bijlmer. The first problem was soon dealt with by providing rent subsidy for less-affluent residents, but the latter issues proved to be more difficult to address.

In 1983 the Amsterdam Council for Urban Planning confirmed that slanted media coverage was one of the main reasons why people kept moving out and others were deterred to move in.<sup>27</sup> In the same year, a rescue operation was set up by the national government, municipality and the local housing corporation. Demolition was still out of question; rather policy makers aimed at intensive social engineering and monitoring whilst simultaneously improving the built environment, thereby tackling issues of vacancy, bad living conditions and the lack of central amenities. Public spaces were reorganized and several dwellings were split in order to diversify the housing stock and the social composition of the estate.<sup>28</sup> Also, several low-rise complexes were developed in order to urbanize and condense parts of the Bijlmer, but these neighborhoods quickly turned into problem cases as well.<sup>29</sup>

The vacancy rates were eventually forced back, but in 1987 it was concluded that the concerted efforts had not diminished turnover rates, and that unpaid rents remained at an unacceptable level. Remarkably, government officials mainly blamed social problems for the deterioration of the estate, whereas the Bijlmer believers blamed deficiencies of the built environment. Architects and planners still voiced appreciative as well as unfavorable opinions during the 1980s.<sup>30</sup> It is therefore not fair to say biased journalists and professionals have merely ruined the estate by writing and talking about it in a negative way. More often than not, residents shared their criticism, albeit without the sensationalism that often accompanied the articles. This might be proven by a series of resident enquiries conducted from 1990 onwards. In this year, 77 per cent of the people interviewed stated that crime was the estate's main problem, without directly linking this to its urban design. This correlated with statements made by the core group of Bijlmer believ-

<sup>26</sup> F. Wassenberg, Demolition in the Bijlmermeer. Lessons from transforming a large housing estate, in: Building Research & Information 39:4, 2011, S. 363-379, hier S. 370.

<sup>27</sup> Amsterdamse Raad voor de Stedebouw, Advies inzake de Bijlmermeer, Amsterdam 1983, S. 1.

<sup>28</sup> J. de Haan, Bijlmermeer. Nieuwe kansen voor de volkshuisvesting, in: Rooilijn 21:4, 1988, S. 112.

<sup>29</sup> W. Kwekkeboom, Rebuilding the Bijlmermeer 1992-2002. Spatial and social, Amsterdam Southeast, S. 78.

<sup>30</sup> Mentzel, S. 233.

ers. Only 21 per cent of the interviewees thought it was necessary to change the urban structure. However, in the enquiry 46 per cent of the residents thought (partial) demolition would be a good idea.<sup>31</sup> The enquiries demonstrate just how inconsistent and contradictory the planning trajectory towards the Bijlmer's redevelopment and regeneration scheme was.

During the late 1980s, the means and ends of revitalization were further examined by a taskforce made up of representatives from the municipality, housing corporations and the local business community. Contrary to earlier reports and resident opinions, the taskforce concluded that only one solution could solve the Bijlmer's problems: wholesale urban renewal. One quarter of the high-rises had to be demolished and replaced by "more popular" housing types, one quarter had to be sold and upgraded for tenants with higher incomes and the remaining housing stock was to be refurbished for people with modest incomes. For the first time, the estate's social problems were directly and unequivocally linked to its urban design.<sup>32</sup> The enhancement of the existing dwellings – which were after all extraordinarily spacious – was not really an option since the state would only subsidize the renovation of pre-1968 developments.<sup>33</sup> This radical break in policy stemmed from despair over the failure of the previous social measures combined with a lack of financial means on the side of the housing corporation. The feeling that something radical had to be done to address the Bijlmer's issues, not least its negative image, became widespread during the late 1980s. Since 1992, the number of high-rises in the Bijlmer has been reduced from 95 to 45 per cent of the total building stock, with most tenants being provided with affordable substitute dwellings within the renewal area.<sup>34</sup> The latter mainly consist of single-family dwellings with gardens, which had already come to dominate the suburban landscapes of growth nucleuses such as Almere from the early-1970s onwards. The local housing corporation saw this typology as the solution to the Bijlmer's problems of vacancy, high turnover and expensive management.<sup>35</sup> In addition to the renewal of the housing stock, an entertainment area comprising of a football stadium, several concert halls, a multiplex cinema and several chain stores was developed in order to give the Bijlmer a more urbane and alluring character.

An important stimulus for the sudden vigor by which the estate was to be physically renewed was the establishment of the Bijlmermeer as an independent urban

<sup>31</sup> Wassenberg, *De bewoners over de toekomst van de Bijlmermeer*, Delft 1990, S. 50.

<sup>32</sup> Wassenberg, S. 371.

<sup>33</sup> M. Storm, *De Bijlmer: de planning van een toekomstwijk en de toekomstige planning*, in: *Rooilijn* 23:5, 1990, S. 153.

<sup>34</sup> Kwekkeboom, S. 93.

<sup>35</sup> Luijten, S. 9.

district in 1987, with its own locally elected councillors. The Amsterdam municipality would no longer determine who came to live in the Bijlmer; the district now needed to attract new population groups on its own.<sup>36</sup> Obviously, the district's administrators and housing corporation officials thought that by wholesale urban renewal the persistent negative image could change for the better. Local policy makers eagerly used and abused the Bijlmer's reputation and even reinforced it, which might be demonstrated by an European subsidy application entitled *No ghetto: The urban renewal of the Bijlmermeer*.<sup>37</sup>

Remarkably, the renewal scheme quickly got the support from the majority of the Bijlmer residents. Whereas in 1990 almost half of them thought partial demolition would be a good idea, surveys from 1995, 1999 and 2001 show that the number of proponents had risen to an average between 65 and 70 per cent. Inner city crackdowns on drug trade created a huge influx of dealers and junkies, for which the partly demolished tower blocks proved to be a suitable living and working environment. Enquiries demonstrate that local residents themselves linked the growing crime rates to accelerating decay and dereliction, which reinforced their opinion that demolition was the only viable solution.<sup>38</sup>

However, the Bijlmer believers as well as most architects and planners remained strongly opposed to the renewal scheme. The latter condemned the scheme and its 'middle-of-the-road' architecture; a bleak contrast to the highly idealistic CIAM-inspired original design.<sup>39</sup> Now that the physical renewal scheme is nearing completion, policy makers are focusing on more central amenities and good public transport<sup>40</sup>, for which the Bijlmer believers have been pleading ever since the first flats were completed. The estate's bad reputation is changing for the better<sup>41</sup>, but the question remains whether this is the result of the renewal scheme itself or the ever-increasing pressure on Amsterdam's housing market. When peering into the future, it is questionable whether the middle classes for whom the new low-rise developments have been built prefer this typology to the Bijlmer's old high-rises.

<sup>36</sup> Luijten, S. 23.

<sup>37</sup> G. Willemsen, *De Bijlmer, een getto?*, in: *Rooilijn* 35:6, 2002, S. 298.

<sup>38</sup> Wassenberg, S. 373.

<sup>39</sup> Wassenberg, S. 375.

<sup>40</sup> R.O. Ophuis/J. de Haan, *Amsterdam Zuidoost in de metropolitane woningmarkt*, in: *Rooilijn* 44:2, 2011, S. 141.

<sup>41</sup> *De Bijlmer voor yuppen*, in: *De Volkskrant*, 26.4.2012.

### *Almere's pursuit of being a 'real' city*

Monotonousness was not only seen as the biggest threat to the livability of the Bijlmer. Right from the start, it has also been the severest critique of professional planners on Almere's urban idiosyncrasy. Indeed, to the general public Almere has a reputation of being an ugly and boring new town, but Almere still charms young families, who appreciate its ample supply of relatively cheap low-rise family houses and its green and spacious layout. While many people move within the city limits to newly developed neighbourhoods, re-emigration has been sparse during the last thirty years.<sup>42</sup> In comparison with many European new towns of its generation, Almere does not experience serious social problems and decay.<sup>43</sup>

Despite steady growth in population the city shows little pride in its success. When in 1984 Almere had become a municipality, it gradually distanced itself from its origin as a growth nucleus near Amsterdam with a regional task to build low-rise houses. By the 1990s policy makers strived for being a complete city, embracing the criticism of professional planners and architects on Almere's anti-urban qualities. In its plans for the future, the city has been searching for an 'identity'; apparently the image of a low-rise city with high-quality housing conditions did not suffice. In 1990 new plans were initiated for the expansion and upgrading of the centre of Almere-City. Alderman Cees van Bommel, who was in charge of this, decided to not work with his own urban planners but to attract an outside project manager. The choice fell on Kor Buitendijk, an expert in the field of urban renewal.<sup>44</sup>

Buitendijk concluded that Almere was in lack of an identity that old cities naturally possess through their historical stratification. Almere was in need of a bustling, multifunctional 'inner city'.<sup>45</sup> In 1994 Rem Koolhaas' office OMA was selected to design the new centre, with high-rise offices and apartment buildings, cultural institutions, hotel accommodation and a vast new shopping centre.<sup>46</sup> The regeneration scheme implied a more centralized vision on the city. Whereas Almere-City previously had been the service centre in a network of more or less equally import-

<sup>42</sup> A. Reijndorp, Almere wil een echte stad zijn, in: J.J. Berg, S. Franke/A. Reijndorp, Adolescent Almere. Hoe een stad wordt gemaakt, Rotterdam 2007, S. 75-77; C. Jantzen/M. Vetner, Designing Urban Experiences for a Suburban Population. The Case of Almere (The Netherlands). Paper presented at the Annual Conference of the Regional Studies Association, Leuven 9-11 april 2009, S. 4.

<sup>43</sup> Jantzen/Vetner, S. 2f.

<sup>44</sup> M. Provoost/B. Colenbrander/F. Alkemade, Dutchtown. O.M.A.'s meesterproef in Almere, Rotterdam 1999, S. 33-34.

<sup>45</sup> C. Buitendijk, Het Plan. Almere, stad aan het water, Dienst Stadscentrum Gemeente Almere, Almere 1997, S. 7.

<sup>46</sup> Buitendijk, S. 11.

ant cores, now its centre was to function as the dominant and iconic core. Its landmark architecture would give the city an identity, providing it with a postcard-image. It was the centre, not the residential areas 'however well designed they might be', that gave a city its image, stated Buitendijk.<sup>47</sup>

As the new city centre neared completion in 2009, a second important plan was published to change Almere's identity and original urban design. The *Provisional Structure Plan. Almere 2.0* gives an outline for the city in 2030 and is part of a series of national and regional plans for the northern part of the Randstad with a planning horizon set at 2040.<sup>48</sup> In the latter Almere is expected to build 60.000 new dwelling units within twenty to thirty years. Just as in the original plans, the ongoing growth of Almere is guided and planned in close cooperation with the national government; the latter having an interest in Almere's housing production, the former depending on subsidies for infrastructure and other amenities.

There is one fundamental difference with the first plan for Almere. The *Provisional Structure Plan* does not primarily take into account the demand for suburban, low-rise environments. Instead, the aim is to have reduced the total percentage of single-family dwellings in Almere from the current 90 per cent to 65 per cent by 2030. With new housing types the municipality wants to attract typical urban dwellers, including students, the higher educated, the creative classes and senior citizens.<sup>49</sup> Out of the four future models that the *Provisional Structure Plan* sketches, the one disparagingly called 'Copy-paste' is not even taken into account. In this model Almere would continue building low-rise neighborhoods with single-family houses, thus copying its predominant urban and architectural typologies. 'Almere-Poldercity', the model that comes closest to Almere Copy-paste, is financially the soundest of the three remaining models. It's the most flexible plan in terms of phasing and urban design because of its use of existing infrastructure and urban layout, with cores equally growing to the west and east side of Almere-City.<sup>50</sup>

Nevertheless, in 2009 the city council voted for the most risky model, 'Almere-Watercity-plus', in which Almere presents itself as Amsterdam's twin city. The idea is to create a high rise waterfront and establish a new, second railway connection between Almere and Amsterdam. According to the *Provisional Structure Plan* the

<sup>47</sup> Buitendijk, S. 7.

<sup>48</sup> Ministerie van Volkshuisvesting, Ruimtelijke Ordening en Milieubeheer, Noordvleugelbrief, 25.8.2006; Ministerie van Volkshuisvesting, Ruimtelijke Ordening en Milieubeheer, Nota Ruimte. Ruimte voor ontwikkeling, Den Haag 2006; Rijksstructuurvisie Randstad 2040. Naar een duurzame en concurrerende Europese topregio, Den Haag 2009; RAAM-brief. Randstad Urgent. Rijksbesluiten Amsterdam – Almere – Markermeer, 6.11.2009; Integraal Afsprakenkader Almere, 2010.

<sup>49</sup> Gemeente Almere, Concept Structuurvisie Almere 2.0, Almere 2009, S. 122.

<sup>50</sup> RAAM-brief, S. 69; Gemeente Almere, S. 79.

reason as to reject Almere-Poldercity is that it will not help Almere to develop into a 'complete' city with its own recognizable 'identity'.<sup>51</sup> The biggest 'risk' of Almere Poldercity is defined neither in financial nor bureaucratic terms, but is simply that it will look very much the same as Almere today.<sup>52</sup> The clean break with Almere's low-rise image is presented as a necessary 'cultural deed'.<sup>53</sup> However, because of budget cuts and the current economic crises, it is highly doubtful whether Almere-Watercity-plus will still be the preferred model when the *Provisional Structure Plan* is to become definitive in 2014.

### *Conclusion*

The aim of this article was not so much to assess the qualities of the original and regeneration plans for the Bijlmer and Almere. They do not predetermine the outcome of debates about renewal and regeneration, as might be proven by the wholly different typology of both areas. Rather, we have demonstrated how the professional views on the Bijlmer and Almere and the images brought about by policy makers interacted and correlated with each other, and how these have strongly influenced the composition of the regeneration schemes that have been developed over the last two decades.

The imaging of the Bijlmer and Almere as problematic monocultures was so strong that further developments on the basis of the characteristic layout and architectural typology of the original plans were no option. Both professionals and policy makers thought reputation issues could be solved by changing the urban fabric. The still ongoing revitalization and regeneration of the expansion areas is the final consequence of this linkage. Apparently, it is still more attractive for politicians and urban planners to realize drastic, physical changes, than enhancing existing qualities with modest but strategic and precise interventions.

While originally the Bijlmer and Almere advocated wholly different conceptions of town planning, it is remarkable how their 1990s regeneration schemes correlate in their aims of achieving a more diverse and complete urban environment. Both the Bijlmer and the Almere regeneration schemes strive to settle a bill with the past. They show no patience with the expansion areas' experimental modernistic and suburban characteristics, which are deemed outdated due to the worshipping of the gentrified city and re-evaluation of an urban way of life. By proposing more architectural and functional diversity and, in the case of Almere, an eye-

<sup>51</sup> Concept Structuurvisie, S. 78.

<sup>52</sup> RAAM-brief, S. 69; Gemeente Almere, S. 79.

<sup>53</sup> Gemeente Almere, S. 86.

catching waterfront, both schemes plead for a return to the classical image of the city and corresponding urban planning. In the end, policy makers seem to have been led more by the Bijlmer's and Almere's reputation than their intrinsic design qualities, flawed as they might be in the eyes of some.

**Dr. Petra Brouwer und Tim Verlaan, Universiteit van Amsterdam,  
P.A.Brouwer@uva.nl, T.Verlaan@uva.nl**



## Vom Wohnen für alle zur Notlösung für Arme: Kommunaler Wohnungsbau in London nach dem Zweiten Weltkrieg

Bei der Wohnungsversorgung in London galt spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts, dass dort lenkend eingegriffen werden musste, wo der freie Markt nicht das gewünschte Ergebnis hervorbrachte. Die Regierung entschied sich für eine direkte Bereitstellung von Wohnraum, anstatt etwa Genossenschaften zu gründen oder zweckgebundene Kredite bereitzustellen. In Anlehnung an die kommerzielle Stadtentwicklung seit dem 17. Jahrhundert spricht man auch im Sozialen Wohnungsbau bei Ensembles, die aus mehreren Gebäuden bestehen und in einem Zug geplant und erbaut wurden, von *Estates*. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird die Bezeichnung *Housing Estate* heute oftmals mit einem Ensemble des Sozialen Wohnungsbaus gleichgesetzt.

Sozialwohnungen wurden sowohl von den gemeindlichen Verwaltungsbezirken, den *Boroughs*, als auch vom *London County Council* (LCC), der übergeordneten Planungs- und Verwaltungsinstanz für ganz London, geplant, gebaut und verwaltet. Finanziert wurde der Soziale Wohnungsbau seit dem *Addison Act* (1919) im Wesentlichen durch Zuwendungen und Kredite der Nationalregierung. Seit 1939 werden alle Ausgaben und Einnahmen in *Housing Revenue Accounts*, also *Etats* für die Wohnraumversorgung, zusammengefasst. Die *Housing Revenue Accounts* müssen jedes Jahr ausgeglichen werden, entweder durch staatliche Subventionen oder durch Transfers aus allgemeinen Steuereinnahmen. Eingriffe in die Finanzierung und Verwaltung der *Housing Revenue Accounts* ermöglichen der Nationalregierung, den Sozialen Wohnungsbau auf vielfältige Weise zu beeinflussen, ohne direkt einzugreifen. Die nationalstaatliche Finanzierung des Wohnungsbaus ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil die öffentlichen Ausgaben in Großbritannien nach Regeln berechnet werden, die nicht zwischen Ausgaben und Investitionen unterscheiden; eine Anomalie, die in Überblickswerken zur britischen Wohnungspolitik immer wieder als ein Problem bei der Wohnraumversorgung beschrieben wird. Diese Anomalie schränkt den Handlungsspielraum der Kommunen stark ein und macht es ihnen so gut wie unmöglich, auf dem freien Markt Geld zu leihen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Vgl. Paul Balchin/Maureen Rhoden, *Housing Policy. An Introduction*, London/New York 2002, S. 170.

In der Nachkriegszeit waren die *Boroughs* im Wohnungsbau außerdem dem LCC untergeordnet. Der Soziale Wohnungsbau wurde in London also von drei Instanzen mit durchaus unterschiedlichen Zielsetzungen bestimmt. Die Autonomie der Londoner *Boroughs* war dabei bis zur Verwaltungsreform im Jahre 1965 eher schwach ausgeprägt. Durch Gesetze auf nationaler Ebene und über die *Housing Revenue Accounts* wurde das Machtgefüge zwischen den Instanzen immer wieder neu justiert, was für die Bewohner des Sozialen Wohnungsbaus im Alltagsleben konkret erfahrbare Konsequenzen hatte. Diese Zusammenhänge zwischen Politik und der baulich-sozialen Entwicklung des Sozialen Wohnungsbaus werden im Folgenden näher untersucht.

### *Wiederaufbau: Eine kurze Blüte des Sozialstaats*

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Wohnungsversorgung der Bevölkerung eines der drängendsten Probleme in London. Die Mischung aus unterlassener Instandhaltung und Kriegsschäden hatte in weiten Teilen der Stadt zu slumähnlichen Zuständen geführt. Grundlage für den Wiederaufbau war der 1944 beschlossene Entwicklungsplan für *Greater London*, der sogenannte „Abercrombie-Plan“. Hier wurde festgelegt, dass um London ein breiter Grüngürtel von Bebauung freigehalten werden und im gesamten Planungsgebiet die Obergrenze bei 70 bis 200 Einwohnern pro Acre liegen sollte. Beides war auf den Einfluss der Gartenstadtbewegung zurückzuführen und wurde mit der Planung von *New Towns* kombiniert, die die Londoner Kernstadt entlasten sollten. Beim LCC war für den Wiederaufbau zunächst die Ingenieursabteilung zuständig, was dazu führte, dass die Architektenverbände immer wieder Kritik an der gestalterischen und typologischen Qualität der Neubauten übten. Ab 1950 übernahm dann die Architekturabteilung die Verantwortung für den Wohnungsbau, wo junge und ambitionierte Architekten arbeiteten, deren Projekte weit über London hinaus wahrgenommen wurden.<sup>2</sup>

Die Bedingungen für die Verwirklichung hochwertiger, moderner Architektur waren für die Architekten des LCC geradezu ideal: Planung, Finanzierung und Ausführung lagen in der Hand ihrer Behörde. Die Politik unterstützte die Linie der Architekturabteilung und sorgte dafür, dass die benötigten Flächen zur Verfügung standen, im Zweifel auch durch Enteignung. Das Baurecht für die Projekte der LCC-Architekten wurde zügig und passgenau geschaffen. Die Vorgaben des Abercrombie-Plans kamen der Vorliebe der Architekten für Wohngebiete mit gemäßigter Dichte entgegen. Ab 1956 wurden zusätzliche Subventionen für Hochhäuser eingeführt<sup>3</sup>,

<sup>2</sup> Vgl. *The Architectural Review* 2:1, 1959, S. 137.

<sup>3</sup> Vgl. 1956 Housing Subsidies Act, zitiert in: Ray Forrest/Alan Murie, *Selling the Welfare State. The Privat-*

die die moderne und bei den LCC-Architekten gepflegte Architektursprache begünstigten.

Das LCC kontrollierte aber nicht nur die eigenen Projekte, es war auch die übergeordnete Planungsinstanz für ganz London. Die *Boroughs*, die neben dem LCC ihre eigenen Wohnungsbauprogramme betrieben, mussten ihre Projekte vom LCC genehmigen lassen und waren so gezwungen, dessen Vorgaben zu folgen: neben einer gemäßigten Dichte mussten die Projekte hohe gestalterische Qualität aufweisen und wenn möglich sollten Parzellen nicht losgelöst von ihrem Umfeld beplant werden. Hier kam es häufig zu Spannungen, weil die Verantwortlichen in den *Boroughs* vor allem an hohen Fertigstellungszahlen interessiert waren, um die akute Not der Bürger zu lindern, während die Umsetzung der vom LCC geforderten individuellen Lösungen mit hoher architektonischer Qualität länger dauerte, die Lösungen dafür aber auch langfristig tragfähig sein sollten. Zudem wollten die *Boroughs* häufig in höherer Dichte bauen, als das LCC zuließ. Mit dem Grüngürtel als Teil des Abercrombie-Plans wurde die Expansion nach außen gestoppt und Baulandreserven knapp. Solange Kriegsbrachen bebaut werden konnten, fiel dies nicht so sehr ins Gewicht, aber als Mitte der 1950er Jahre die Slumsanierung wieder aufgenommen wurde, mussten für die von der Flächensanierung betroffenen Menschen Ersatzwohnungen geschaffen werden. Da die Wohnverhältnisse verbessert werden sollten, benötigten die ehemaligen Bewohner der Quartiere mit Niedrigstandards zudem mehr Wohnfläche als vorher, und es gelang kaum, alle Quartiersbewohner in ihrem angestammten Quartier unterzubringen und gleichzeitig die Dichtevorgaben des Abercrombie-Plans einzuhalten. Erreichen ließ sich dieses Ziel – wenn überhaupt – nur durch den Bau von Hochhäusern. Dass in vormals besonders dicht bewohnten Gebieten trotz allem ein Teil der Bewohner in weiter entfernt gelegene Siedlungen oder *New Towns* umziehen musste, war von der Nationalregierung gewollt, und das LCC unterstützte diese Strategie, indem es auch außerhalb Londons Wohnungen baute. Bei den Bewohnern, die in ihrer gewohnten Umgebung bleiben wollten, und den *Boroughs*, die an dem Erhalt ihrer Steuereinnahmen interessiert waren, war diese Politik gleichermaßen unbeliebt.<sup>4</sup>

Anfang der 1960er Jahre machte sich in der Bauindustrie ein Arbeitskräfte- und Materialmangel bemerkbar, der dazu führte, dass sich die Wohnungsbautätigkeit spürbar abschwächte. Der Einsatz von industriell gefertigten Bausystemen schien den Verfechtern hoher Fertigstellungszahlen hier ein Ausweg zu sein, der Materialeffizienz versprach und vor allem weniger arbeitsintensiv war. Um diese Systembauweise und Vorfertigung rentabel zu machen, mussten große Stückzahlen indus-

isation of Public Housing, London 1991, S. 26.

<sup>4</sup> Vgl. Miles Glendinning/Stefan Muthesius, *Tower Block*, New Haven/London 1993. S. 157–173.

triell produziert werden. Das aber ließ sich schlecht mit der LCC-Maxime in Einklang bringen, für jedes Grundstück maßgeschneiderte Lösungen zu finden und dabei nicht über eine mittlere Dichte hinaus zu bauen.<sup>5</sup> Die wenigen Versuche, die die Architekturabteilung des LCC mit industriell vorgefertigten Bauteilen machte, zum Beispiel mit Fassadenelementen aus Kunststoff, wurden nicht fortgeführt – auch weil die Architekten nicht bereit waren, die Gestaltung der Bauten der Produktionslogik unterzuordnen und damit die Produktion unrentabel machten.<sup>6</sup>

Aus Sicht der Nationalregierung verfehlte das LCC zunehmend die Ziele der Wohnungspolitik. Durch die Flächensanierung wurde zwar die Wohnsituation derjenigen verbessert, die eine neue Wohnung erhielten, doch waren dies meist weniger Bewohner als zuvor in den für die Neubauten abgerissenen Quartieren gewohnt hatten, so dass die Wartelisten länger wurden.<sup>7</sup> Trotz aller Anstrengungen waren 1961 in ganz London noch immer deutlich mehr als 10 Prozent aller Wohnräume mit mehr als 1,5 Personen belegt – in einzelnen Gebieten konnte der Anteil aber auch über 30 Prozent liegen. Auch Wohnungen ohne fließendes Warmwasser, Bad oder eigenes WC waren 1961 noch weit verbreitet und in manchen Gebieten sogar der Normalfall.<sup>8</sup> Dies trug möglicherweise mit zu der 1963 beschlossenen Neustrukturierung des LCC bei, auch wenn es sicher nicht der einzige Faktor war. Große Teile des vorher selbständigen Umlands unterstanden fortan dem *Greater London Councils* (GLC). In einer mit der Neustrukturierung verbundenen Reform wurden die *Boroughs* neu zugeschnitten und mit allen Funktionen unabhängiger Kommunen ausgestattet. Zwar war der Zuständigkeitsbereich des neuen GLC größer, die Befugnisse jedoch waren geringer als diejenigen des LCC. Für den Wohnungsbau bedeutete dies, dass sich die Machtverhältnisse umkehrten: während zur Zeit des LCC die *Boroughs* ihre Planungen vom LCC genehmigen lassen mussten, hatten sie jetzt die volle Planungshoheit und das GLC musste sich seine Projekte genehmigen lassen. Im Kampf um knappe Baugrundstücke konnte sich das GLC häufig nicht gegen die lokalen *Boroughs* durchsetzen und musste zunehmend dazu übergehen, mit ihnen zu kooperieren.<sup>9</sup> So konnten die *Boroughs* ihre Bautätigkeit deutlich ausweiten und der größte Anteil der ab 1965 steigenden Fertigstellungszahlen ging auf sie zurück; zudem waren sie nun nicht mehr an die vom LCC vertretenen Vorstellungen von angemessener Dichte und guter Architektur gebunden und gingen eigene, ganz unterschiedliche Wege. Alle mussten sogenannte *Borough Architects* einstellen, die

<sup>5</sup> Vgl. Ebd., S. 200–217.

<sup>6</sup> Vgl. Ebd., S. 334.

<sup>7</sup> Vgl. Office for National Statistics, *Censusdata 1961*, auf Anfrage; Her Majesty's Stationary Office, *Report of the Committee on Housing in Greater London*, 1965, S. 108 und S. 121–123.

<sup>8</sup> Vgl. Office for National Statistics.

<sup>9</sup> Vgl. Glendinning/Muthesius, S. 274.

auch für den Wohnungsbau zuständig waren. Manche *Boroughs* setzten auf möglichst hohe Fertigstellungszahlen, um den vielen Bürgern, die noch immer in sehr schlechten Verhältnissen lebten, neue Wohnungen zuweisen zu können. Um den Bauprozess zu beschleunigen, griffen sie auf Systembauweise zurück, was aus ökonomischen Gründen dazu zwang, immer größere Flächen mit gleichartigen Gebäuden zu bebauen. Die Architektur wurde in diesen Fällen weitgehend von der Konstruktion und den Produktionsbedingungen bestimmt. Das bekannteste Beispiel für diese Strategie ist in London der *Aylesbury Estate* in Southwark, mit 2700 Wohneinheiten eine der größten einheitlich gebauten, innerstädtischen Siedlungen des Sozialen Wohnungsbaus in Europa. Diese Siedlungen zogen aufgrund der als monoton empfundenen Gestaltung und häufig mangelhaften Bauausführung schon bald die Kritik nicht nur der Architektenschaft auf sich, sondern wurden zu Orten, die man mit sozialen Missständen und Kriminalität in Verbindung brachte.<sup>10</sup>

Andere *Boroughs* beauftragten weiterhin sowohl ihre eigenen als auch externe Architekten mit dem Bau von Sozialen Wohnbauten und legten dabei Wert auf individuelle Lösungen und hohe Entwurfsqualität. Auf diese Weise entstanden viele der bekannteren Projekte der späten 1960er und 1970er Jahre, beispielsweise die heute denkmalgeschützten Projekte *Lillington Gardens* in Westminster (Architekten: Darbourne & Darke) oder *Alexandra Road* in Camden (Architekt: Neave Brown). Auch der GLC baute parallel dazu weiterhin Sozialwohnungen. So entstand unter anderem der heute als gesuchte Adresse geltende *Trellick Tower* im neu fusionierten *Borough* Kensington & Chelsea. Die Wohnungsbestände des GLC sicherten die Mobilität der Bewohner über die Grenzen der *Boroughs* hinweg, die jeweils eigene Wartelisten führten und ihre Wohnungen nach eigenen Kriterien vergaben.

Insgesamt führten die Neustrukturierung des LCC und die *Borough*-Reform zunächst dazu, dass die Wohnungsbauaktivität in London deutlich anstieg; aus heutiger Sicht nahm jedoch die architektonische und städtebauliche Qualität der Projekte keineswegs zu. Der zunehmende Einsatz von industriellen Bautechniken führte darüber hinaus dazu, dass der Soziale Wohnungsbau mit schematischen Standardbauten gleichgesetzt und insgesamt als minderwertig wahrgenommen wurde. Das *Ronan Point Disaster*, bei dem 1968 ein Hochhaus wegen fehlerhafter Bauausführung teilweise einstürzte und fünf Menschen ums Leben kamen, gilt bis heute als Wendepunkt des Massenwohnungsbaus.

<sup>10</sup> Time Out, 4.6.1974, Slums Of The Seventies; Observer, 19.1.1975, Cost cuts cause a concrete horror; South London Press, 6.12.1977, Children who live on the Aylesbury Estate.

### *Thatcherism: Der Rückzug des Staates*

Während GLC wie *Boroughs* auch nach der Reform weiterhin wesentlich von der Nationalregierung finanzierten Wohnungsbau betrieben, war von Anfang an die Möglichkeit vorgesehen, den Wohnungsbestand des GLC an die jeweiligen *Boroughs* zu übertragen.<sup>11</sup> Diese Übertragungen wurden ab 1977 vom GLC unter der Leitung des Thatcher-Anhängers Horace Cutler auch eingefordert. Mit der Regierungsübernahme durch Margaret Thatcher 1979 konnte er auf Unterstützung aus dem zuständigen Ministerium rechnen, das den Transfer, wenn nötig mit Erlassen, unterstützte.

Generell verfolgte die Thatcher-Regierung eine Wohnungsbaupolitik, die vor allem darin bestand, den öffentlichen Wohnungsbau so schnell und so weitgehend wie möglich zurückzufahren. Stattdessen förderte sie die Eigentumsbildung. Im Bereich des Sozialen Wohnungsbaus unterstützte sie die Mieter individuell mit einem staatlichen Wohngeld, dem *housing benefit*. Dies hatte aus der Sicht der Konservativen den Vorteil, dass die typischen Sozialmieter auch Wohnungen privater Anbieter oder gemeinnütziger Wohnungsbaugesellschaften anmieten konnten und die öffentliche Hand als direkter Anbieter von Wohnraum nicht mehr unbedingt erforderlich war. Die Mittel für den Sozialen Wohnungsbau wurden überdurchschnittlich stark gekürzt, während gleichzeitig die Mieten stiegen und damit auch der Anteil von ‚Sozialmietern‘, die *housing benefit* beziehen mussten. Nur weil *housing benefit* und Wohnungsbauförderung nicht bei der gleichen Behörde als Kosten anfielen, konnte die Regierung Thatcher für sich reklamieren, die Kosten für den Sozialen Wohnungsbau reduziert zu haben; insgesamt hat sich die Subventionierung aber nur von der Objekt- zur Subjektförderung verlagert<sup>12</sup> - bei gleichzeitig sinkender Bautätigkeit.

Bis 1981 hatten sich die meisten Londoner *Boroughs* mit dem GLC auf die Übertragung der Wohnungen im Besitz des GLC geeinigt, einige widersetzten sich jedoch. Sie weigerten sich, die GLC-Liegenschaften zu übernehmen, weil man fürchtete, die Kosten der notwendigen Reparaturen würden den Wert der Gebäude übersteigen. Diese *Boroughs* einigten sich dann mit dem GLC auf einen verbindlichen Plan, nach dem die Liegenschaften nach der Übertragung innerhalb von 10 Jahren durch den GLC saniert werden sollten.<sup>13</sup> Für die Bewohner ging dieser Übergang zum Teil mit erheblichen Verschlechterungen ihrer Wohnsituation einher, weil die

<sup>11</sup> London Government Act, 1963, Section 23(3).

<sup>12</sup> Vgl. Forrest/Murie, S.88 und S. 91.

<sup>13</sup> Redebeitrag von John Fraser im House of Commons, 28.3.1985, [http://hansard.millbanksystems.com/commons/1985/mar/28/glc-housing-transfer-orders-and#S6CV0076P0\\_19850328\\_HOC\\_446](http://hansard.millbanksystems.com/commons/1985/mar/28/glc-housing-transfer-orders-and#S6CV0076P0_19850328_HOC_446) (3.9.2012).

neuen Eigentümer für viele Probleme nicht zuständig waren und das GLC, dem die Beseitigung der baulichen Missstände eigentlich oblag, kein besonderes Interesse daran hatte, da es ja nun in fremdes Eigentum investieren musste. Mit dem *Local Government Act* von 1985 wurden diese Vereinbarungen zuungunsten der *Boroughs* außer Kraft gesetzt.<sup>14</sup> Diese waren nun für alle anstehenden Renovierungen allein zuständig, verfügten aber weiterhin nicht über die erforderlichen Mittel, um diese Investitionen durchzuführen.

Neben dem Subventionsabbau war die wichtigste Neuerung der Thatcher-Regierung im Bereich der Wohnungspolitik das sogenannte *Right to Buy. Boroughs* hatten auch vor der Regierungszeit Thatchers schon die Möglichkeit gehabt, ihre Sozialwohnungsbestände zu privatisieren. Mit dem *Right to Buy* bekamen die Mieter von Sozialwohnungen jedoch das verbrieftete Recht, die von ihnen bewohnte Wohnung jederzeit mit erheblichen Rabatten zu kaufen. Restriktionen für den Weiterverkauf waren minimal. Diese Politik war relativ beliebt, auch wenn sie dazu führte, dass der Bestand an Sozialwohnungen gerade in einer Zeit schrumpfte, in der die Nachfrage nach günstigen Wohnungen stieg. Zudem wurden gerade die attraktiven Sozialwohnungen in guten Lagen überdurchschnittlich oft gekauft, sodass der verbleibende Sozialwohnungsbestand insgesamt an Attraktivität verlor.

Das Geld, das die *Boroughs* mit dem Verkauf der Sozialwohnungen einnahmen, durfte zunächst zu 40 Prozent in die Sanierung des Bestandes investiert werden, später sogar nur zu 25 Prozent. Viele dieser Mittel blieben jahrelang eingefroren und halfen so, das Defizit der öffentlichen Hand buchhalterisch zu reduzieren.<sup>15</sup> Darüber hinaus wurden Renovierungsarbeiten aber auch dadurch komplizierter, dass die neuen Eigentümer der einzelnen Wohnungen sich finanziell daran beteiligen mussten, was wiederum einen erhöhten Abstimmungsaufwand und Einsprüche von zahlungsunwilligen oder -unfähigen Eigentümern nach sich zog. Gleichzeitig tauchten Steuervergünstigungen für Eigentümer in der Berechnung der Wohnungsbaukosten nicht auf, da sie keine Ausgaben, sondern lediglich entgangene Einnahmen sind.<sup>16</sup>

Insgesamt hatte die neoliberale Wohnungspolitik unter Thatcher aber Folgen, die weit über die fiskalischen Implikationen hinausgingen. So zog sich die Nationalregierung zwar aus der Finanzierung des Sozialen Wohnungsbaus zurück, sicherte sich aber dennoch weitreichenden Einfluss auf die kommunale Wohnungspolitik. Beispielsweise verloren die *Boroughs* mit dem *Housing Act* von 1989 die Möglichkeit, ihren *Housing Revenue Account* mit allgemeinen Steuermitteln zu füllen,

<sup>14</sup> 1985 Local Government Act, Section 89.

<sup>15</sup> Vgl. Forrest/Murie, S. 86–100.

<sup>16</sup> Vgl. David Mullins/Alan Murie, *Housing Policy in the UK*, Basingstoke/New York 2006, S. 92f.

um damit den Sozialen Wohnungsbau zu finanzieren.<sup>17</sup> Auch wurde der vormalig vom Nationalstaat an die Empfänger ausgezahlte *housing benefit* ab 1989 mit ebenfalls staatlicherseits errechneten Überschüssen der *Housing Revenue Accounts* verrechnet. Im Ergebnis führte dies dazu, dass die Sozialmieten rasant anstiegen, da die *Housing Revenue Accounts* nur auf diese Weise in jedem Jahr wieder ausgeglichen werden konnten und die Nationalregierung im Allgemeinen von höheren Mieteinnahmen ausging als die *Boroughs* tatsächlich erzielten. De facto wurde damit die Finanzierung des *housing benefit* von der allgemeinen Öffentlichkeit auf diejenigen Sozialmieter verlagert, die keine Zuwendung erhielten. Andererseits fehlte den *Boroughs* das Geld für die Instandhaltung des Wohnungsbestandes und für die Auseinandersetzung mit den neuen Eigentümern, so dass die verbleibenden Sozialmieter weder von den höheren Mieten noch von den Privatisierungen direkt profitierten.

Die von der Thatcher-Regierung ausgegebene Parole, dass man weniger Staat brauche, verdeckt bis heute die Tatsache, dass die lokale Autonomie in dieser Zeit erheblich ausgehöhlt wurde. Anstatt von einem *Roll Back* des Staates, so Forrest und Murie, könne man davon sprechen, dass der Staat sich in der Wohnungspolitik auf einen zentralistischen Kern zurückgezogen habe. Er könne weniger leicht zur Verantwortung gezogen werden und sei gegenüber demokratisch legitimierten Forderungen weniger offen.<sup>18</sup>

Die aus der Ära Thatcher stammende Marginalisierung des kommunalen Wohnungsbaus hat sich bis heute erhalten. Die Erwartung, dass der private Sektor die Lücke schließen würde, die sich durch die fast vollständige Abschaffung des Sozialen Wohnungsbaus ergab, hat sich nicht erfüllt, und die Fertigstellungszahlen sind insgesamt gesunken. Während nach dem Zweiten Weltkrieg im Sozialen Wohnungsbau Wohnraum mit Vorbildcharakter und für breite Schichten der Bevölkerung, also nicht mehr ausschließlich für die *working class*, entstanden war, haben heute nur die dringendsten Fälle unter den Wohnungssuchenden Aussicht darauf, eine Sozialwohnung zu bekommen. Diese liegt dann meistens in einem schon lange vernachlässigten und stigmatisierten *Estate*. Die Bewohner sind aber nicht nur von Stigmatisierung und schlecht gepflegter Bausubstanz betroffen, sondern auch mit Konflikten konfrontiert, die durch das Zusammenleben einer Vielzahl von Kulturen und dem Vorhandensein sozialer Probleme entstehen.

<sup>17</sup> Local Government and Housing Act, 1989, Chapter 42 Section 79.

<sup>18</sup> Vgl. Forrest/Murie, S. 217.

## Erneuerung des Nachkriegsbestandes

Der Wechsel zur Labour-Regierung unter Tony Blair im Jahr 1997 weckte zunächst die Erwartung, dass die Rolle des kommunalen Wohnungsbaus wieder gestärkt werden würde. Hierzu trug vor allem bei, dass Blair seine erste große Rede als Premierminister auf dem schon erwähnten *Aylesbury Estate* hielt, einem der am stärksten von Armut und Benachteiligung betroffenen Quartiere in London. In seiner Rede sprach Blair davon, dass die Bewohner des *Estates* nicht länger von der Regierung vergessen würden.<sup>19</sup> In der Tat hat sich in den folgenden Jahren die Kriminalitätsstatistik dort ebenso rasant verbessert wie das Bildungsniveau der Bewohner. Die Mittel für die Verbesserungen stammten aus dem von der Regierung neu geschaffenen Programm *New Deal for Communities*, das einen integrierten Ansatz für die Quartiersentwicklung verfolgte sowie den Bewohnern große Autonomie bei der Verwendung der Mittel zubilligte.<sup>20</sup>

Baulich allerdings gab es kaum Verbesserungen. Zunächst war geplant, den *Estate* an eine eigens gegründete gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft zu übertragen, die den Bestand nach und nach abrechen und neu errichten sollte. Dieses *Stock Transfer* genannte Modell sah vor, dass der *Borough* Soziale Wohnbauten an gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaften abgibt, die diese renovieren oder neu errichten und zukünftig verwalten. Im Gegenzug verpflichten sich die gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften dazu, eine vertraglich festgelegte Anzahl von Sozialwohnungen und kostengünstigen Wohnungen mit anderen Finanzierungsmodellen zu errichten, meistens weniger als zuvor. Zusätzlich werden Wohnungen für den freien Markt gebaut oder saniert, deren Verkaufserlöse die günstigeren Wohnungen subventionieren. Da der Bestand meist in einem extrem schlechten Zustand ist, bekommen die gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften oft noch einen finanziellen Zuschuss. Im Gegensatz zu den *Boroughs* können die gemeinnützigen Anbieter ihre Immobilien auf dem Markt beleihen und damit auch die Co-Finanzierung der *Homes and Community Agency* in Anspruch nehmen. Ende 2001 stimmten die Bewohner des *Aylesbury Estates* über das Transfer-Projekt ab, entschieden sich aber mit deutlicher Mehrheit gegen den Transfer und vor allem auch gegen den Abriss.

In dieser Situation zeigte sich deutlich, dass auch die Labour Regierung kein Interesse daran hatte, den öffentlichen Wohnungsbau nennenswert zu fördern. Die

<sup>19</sup> Rede Tony Blairs, 1.7.1997, <http://www.accessmylibrary.com/article-1G1-19897784/welfare-reform-giving-people.html> (22.11.2012).

<sup>20</sup> Vgl. <http://collections.europarchive.org/tna/20090106142604/http://www.neighbourhood.gov.uk/page.asp?id=617> (15.11.2012); <http://collections.europarchive.org/tna/20090106142604/http://www.neighbourhood.gov.uk/page.asp?id=623> (15.11.2012).

*Homes and Communities Agency* ist zwar für die Finanzierung von günstigem Wohnraum zuständig, unabhängig davon ob dieser von kommunalen oder gemeinnützigen Anbietern stammt. Aber wegen der eingangs erwähnten fiskalischen Besonderheit, dass Kommunen kaum Kredite aufnehmen können, hatten diese auch unter Labour de facto keine Möglichkeit, Fördermittel der Wohnungsbauprogramme abzurufen. Im Allgemeinen bedeutete dies, dass Sanierungen fast immer durch Wohnungsverkäufe gegenfinanziert werden mussten und dass der Markt für günstige Mietwohnungen damit trotz aller Rhetorik weiter schrumpfte.

Für den *Aylesbury Estate* führte die geplatze Übertragung dazu, dass ab 2004 zunächst Umbaupläne für den Bestand erarbeitet wurden. Ein Pilotprojekt wurde aus Mitteln des *New Deal for Communities*, dem *London Borough of Southwark* und der Nationalregierung finanziert. Nachdem umfangreichere Arbeiten nötig wurden als zunächst angenommen, kamen die Sanierungsplanungen schon 2005 wieder zum Erliegen. Hier wirkte sich auch aus, dass neue, von der Nationalregierung beschlossene verpflichtende Anforderungen an den Wohnungsbestand von den Kommunen finanziert werden mussten, ohne dass diese dafür Mittel einwerben konnten – abgesehen von der Variante der Übertragung an eine gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft und anschließender Refinanzierung durch Verkauf.<sup>21</sup>

Am *Aylesbury Estate* zeigt sich, wie wenig Bedeutung die demokratische Abstimmung über den Verbleib der Wohnungen beim *Borough of Southwark* hatte: 2005 wurde der abschnittsweise Transfer des Wohnungsbestandes zu gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften und der Abriss gegen den Willen der Bewohner beschlossen. Dies war offenbar kein Einzelfall, wurde doch in der abschließenden Evaluation des Programms festgestellt, dass die Bewohner von Wohngebieten des *New Deal for Communities* sich der Verwaltung gegenüber überraschenderweise kaum weniger ohnmächtig fühlen als die in Vergleichsgebieten, die nicht am Programm teilnahmen.<sup>22</sup>

Erst 2008 wurde ein Projektentwickler für das erste Teilprojekt gefunden, 2011 wurden die ersten Wohnungen fertiggestellt – vierzehn Jahre nach Blairs Rede und ein Jahr nach dem Ende der Labour-Regierung. Ob alle bisherigen Bewohner eine neue Wohnung bekommen werden, erscheint fraglich, ob die neuen Wohnungen ebenso viele Zimmer und Fläche bieten werden, noch viel mehr – schließlich sollen ja etwa doppelt so viele Wohnungen auf der Fläche untergebracht werden, um den Neubau zu finanzieren. Für die Bewohner ist der Erneuerungsprozess durch den

<sup>21</sup> Interview mit dem Architekten des *Aylesbury New Deal for Communities*, David Foreman, 10.4.2006.

<sup>22</sup> Vgl. Centre for Regional Economic and Social Research (Sheffield Hallam University), *Making deprived areas better places to live. Evidence from the New Deal for Communities Programme. The New Deal for Communities National Evaluation: Final Report – Volume 3, S. 12.*

Transfer zu den gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften mit existenziellen Unsicherheiten verbunden, da sie nicht direkt in die Verhandlungen zwischen dem *Borough* und den neuen Eigentümern eingebunden sind. Aus Geldmangel können sich die wenigsten dieser Unsicherheit aus eigener Kraft entziehen.

In der Neuentwicklung des *Aylesbury Estates* wird weiterhin deutlich, dass sowohl die durch das *Right to Buy* entstandene Eigentumsstruktur als auch die für britische Verhältnisse weitreichenden Rechte der Mieter erhebliche Probleme mit sich bringen, sobald grundlegende Veränderungen angestrebt werden. Die Eigentümer der Wohnungen müssen zum Marktwert für ihre Wohnungen entschädigt werden. Die Interessen der Eigentümer und die des *Boroughs* stehen sich hier diametral entgegen, was zu langwierigen Klage- und Einspruchsprozessen führt.<sup>23</sup> Auf der anderen Seite wurde den Mietern versprochen, dass ihnen entweder Bestandswohnungen in der Nähe ihres bisherigen Wohnortes zugeteilt würden, oder dass sie eine der neu gebauten Sozialwohnungen im *Aylesbury Estate* mit mindestens gleichem Standard bekommen würden. Vor allem dieses Versprechen sehen die derzeitigen Mieter kritisch, denn auch die Wohnungspolitik unter der Labour-Regierung beruhte darauf, das direkte Angebot durch die Kommunen zu reduzieren und Sanierungsmaßnahmen aus dem sozialen Wohnungsbau heraus zu finanzieren, auch wenn dies nur durch Qualitätsminderung erreicht werden kann und der Sektor der günstigen Mietwohnungen weiter schrumpft.

Der Wechsel zu einer konservativ geführten Regierung im Jahr 2010 wird für die Mieter von kommunalen Wohnungen weitere unangenehme Folgen haben. Unter dem Titel *Localism Act* wurde 2011 ein Gesetz verabschiedet, das die kommunale Selbstverwaltung stärken soll. Allerdings sieht auch der *Localism Act* viele Möglichkeiten der übergeordneten Regelung auf staatlicher Ebene vor und überträgt der Nationalregierung sogar eine Vielzahl neuer Kompetenzen.<sup>24</sup>

Im Bereich der Wohnungsversorgung beispielsweise muss seit Inkrafttreten des *Localism Act* auf kommunaler Ebene ein *Allocation Scheme* ausgearbeitet werden, das festlegt, nach welchen Kriterien und für wie lange Sozialwohnungen vergeben werden.<sup>25</sup> Hier können auch von der Nationalregierung Gruppen benannt werden, die vom Sozialen Wohnungsbau ausgeschlossen sind.<sup>26</sup> Neu ist auch, dass die Mietdauer von Sozialwohnungen auf die Zeit der Bedürftigkeit beschränkt werden kann

<sup>23</sup> Vgl. Heygate and Aylesbury Leaseholders Action Group, <http://halag.wordpress.com/>; *Aylesbury Tenants First*, <http://aylesburytenantsfirst.wordpress.com/> und <http://aylesburytenantsfirst.org.uk/> (22.11.2012).

<sup>24</sup> Helen Jones (Labour Party) in der Parlamentsdebatte am 7.11.2011, <http://www.publications.parliament.uk/pa/cm201011/cmhansrd/cm111107/debtext/111107-0002.htm> (22.11.2012).

<sup>25</sup> Localism Bill Part 7 Chapter 1 Section 147.

<sup>26</sup> Ebd., Section 146.

und sie nicht mehr unbefristet vermietet werden müssen.<sup>27</sup> Dies war bisher ein wesentlicher Unterschied zum freien Mietwohnungsmarkt, wo Wohnungen fast ausschließlich auf kurze Zeitspannen befristet vermietet werden. Auch dies hat zum dramatischen Rückgang des Wohnens zur Miete beigetragen.<sup>28</sup> Gerade dieses Detail könnte zu einer weiteren erheblichen Verschlechterung der Sozialstruktur in den verbleibenden Sozialen Wohnungsbauten führen. Wenn sich hier noch mehr als bisher diejenigen Quartiersbewohner konzentrieren, die mehrfach benachteiligt sind, wird sich die Stigmatisierung des Sozialen Wohnungsbaus weiter verfestigen. Auch für die Bildung von sozialen Netzwerken ist es nachteilig, wenn ausgerechnet diejenigen weiterziehen müssen, deren Situation sich stabilisiert hat und die daher nicht mehr bedürftig genug sind, um weiterhin Anspruch auf eine Sozialwohnung zu haben. Nicht zuletzt ist die langfristige Mietsicherheit für viele Bewohner ein Anreiz, sich für ihren *Estate* zu engagieren und die Wohnungen pfleglich zu behandeln.<sup>29</sup>

Gleichzeitig dürfen die Sozialmieten nach einem Erlass des *Department for Communities and Local Government* auf bis zu 80 Prozent des Marktpreises steigen, ein Vielfaches der bisherigen Sozialmieten.<sup>30</sup> Abgeschafft wurde auch das System der staatlichen Zuschüsse für den kommunalen Wohnungsbau, die *Housing Revenue Account Subsidy*, so dass die kommunalen Träger Unterhalt und Neubau jetzt ausschließlich aus Privatisierungserlösen und den Mieteinnahmen der bereits vorhandenen Wohnungen bezahlen müssen.<sup>31</sup> Die Rede ist von „*self financing housing revenue accounts*“. Dies dürfte ihnen angesichts der neuen Obergrenzen für die Mieten jetzt leichter fallen als bisher, wenn auch zu Lasten der ärmsten Bevölkerungsschichten.

Auf die vielen anderen Implikationen des *Localism Act*, auch für die Planung, kann hier nicht eingegangen werden. Die wesentliche Änderung im Hinblick auf den Sozialen Wohnungsbau ist aber, dass dieser endgültig nicht mehr als eine Aufgabe behandelt wird, die von der Gesellschaft getragen wird, sondern als ein Sektor, der nach Marktkriterien funktionieren soll, obwohl ihm durch das *Right to Buy* bereits massiv Kapital entzogen wurde.

<sup>27</sup> Ebd., Section 154.

<sup>28</sup> Vgl. Balchin/Rhoden, S. 4.

<sup>29</sup> Vgl. Department for Communities and Local Government (Hrsg.), *Local decisions. Next steps towards a fairer future for social housing. Summary of responses to consultation*, London 2011.

<sup>30</sup> Vgl. <https://www.gov.uk/government/policies/improving-the-rented-housing-sector--2> (19.11.2012).

<sup>31</sup> Vgl. <https://www.gov.uk/government/policies/improving-the-rented-housing-sector--2/supporting-pages/housing-revenue-account-reform-self-financing> (19.11.2012).

In der Nachkriegszeit bis zur Reform des LCC entzündeten sich die Konflikte um die Londoner Wohnungspolitik zwischen LCC und den *Boroughs* an der Frage, ob Qualität oder Quantität wichtiger sei. Auch wenn beide Parteien gelegentlich um Land konkurrierten, war unstrittig, dass die Wohnungsversorgung eine Aufgabe der öffentlichen Hand war, deren Marktanteil in dieser Zeit stark anstieg. Heute hingegen hat sich die Konfliktlinie verschoben und verläuft zwischen Nationalregierung und *Boroughs*. Die Bereitstellung von gefördertem Wohnungsbau wird von der Nationalregierung nicht nur über die nationalen Förderprogramme reglementiert, sondern auch durch die detaillierten Vorschriften darüber, wie die *Boroughs* ihre Steuereinnahmen in den Wohnungsbau investieren dürfen. Diese Politik ist seit der Thatcher-Ära darauf ausgerichtet, den Anteil der öffentlichen Hand am Wohnungsmarkt zu reduzieren. Die Zeit des LCC, in der mit öffentlichen Mitteln vorbildliche, dem Allgemeinwohl verpflichtete Architektur entstand, kann vor diesem Hintergrund als geschichtliche Ausnahme betrachtet werden.

Gut möglich, dass London auch mit der radikalen Privatisierung öffentlichen Wohnungseigentums wieder Vorbild ist. Denn während der Wohnungsmangel auch in der deutschen Tagespresse wieder ein Thema ist, werden Wohnungsbestände, die noch immer in öffentlicher Hand liegen, weiterhin an private Unternehmen verkauft.<sup>32</sup> Die Sozialbindungen müssen diese übernehmen, arbeiten aber ansonsten gewinnorientiert. Allerdings kann man am Beispiel London auch nachvollziehen, wie nachteilig sich kurzfristige Erfolgserwartungen langfristig auf die Struktur des Sozialen Wohnungsbaus auswirken. Die nach dem Krieg wichtige Rolle, Vorbild für das Angebot auf dem freien Markt zu sein, kann er unter diesen Umständen nicht mehr erfüllen. Selbst wenn dies auf der Ebene der *Boroughs* weiterhin angestrebt würde, ließe der von der nationalen Politik gesteckte Rahmen dies derzeit nicht zu.

**Prof. Dr.-Ing. Maren Harnack, Fachhochschule Frankfurt am Main,  
Maren.Harnack@fb1.fh-frankfurt.de**

<sup>32</sup> Vgl. z.B. <http://www.handelsblatt.com/finanzen/immobilien/nachrichten/augsburger-patrizia-ge-winnt-lbbw-verkauft-21-500-wohnungen-fuer-1-4-milliarden-euro/6206040.html> (1.2.2013).

## Garbsen – Auf der Horst: Eine Stadtneugründung in der Gebietsreform

Die Errichtung vieler Großsiedlungen fällt zeitlich zusammen mit der in den 1970er Jahren in den alten Bundesländern durchgeführten kommunalen Verwaltungs- und Gebietsreform, die im großstädtischen Kontext fast immer auf Eingemeindungen hinauslief. Und wo Großstädte in dieser Zeit Großsiedlungsprojekte jenseits ihrer Stadtgrenzen planten, wollten sie damit, so kann vermutet werden, nicht nur Wohnungsnot lindern, sondern nebenbei auch das Terrain für Stadterweiterungen abstecken. Am hier dargestellten Beispiel der Großsiedlung Auf der Horst in Garbsen bei Hannover sollen zwei Dinge exemplarisch aufgezeigt werden: Erstens, welche Faktoren zur Errichtung einer hannoverschen stadt eigenen Großsiedlung auf dem Territorium zweier Nachbargemeinden führten. Und zweitens, aus welchen Gründen dieses Projekt in Verbindung mit der Gebietsreform und anderen Reformvorhaben dieser Zeit nicht zu einer Vergrößerung der Stadt Hannover führte, sondern zu etwas ganz anderem: der Gründung einer neuen Stadt.<sup>1</sup>

### *Von Hannover auf die Horst*

Um 1960 beschloss der hannoversche Rat, in den beiden, zusammen gerade 7000 Einwohner zählenden Stadtrandgemeinden Havelse und Garbsen im Rahmen des Sozialen Wohnungsbaues eine Großsiedlung für 10.000 Menschen zu errichten. Die stark kriegszerstörte, jedoch unter dem Stadtbaurat Rudolf Hillebrecht zügig wieder aufgebaute Stadt Hannover zählte 1962 zu den am dichtesten besiedelten Großstädten der BRD.<sup>2</sup> Besonders vom Wohnungsmangel betroffen waren junge Familien sowie zahlreiche, zum Teil schon seit Kriegsende obdachlose Personen. Abhilfe, so schien es, ließ sich zeitnah und kostengünstig nur noch außerhalb des Stadtgebietes schaffen, und zwar nicht in suburbanen Einfamilienhaussiedlungen oder -siedlungsprojekten,<sup>3</sup> sondern durch kompakte, großmaßstäbliche Maßnahmen.

<sup>1</sup> Der folgende Text basiert auf der Dissertationsschrift des Autors, vgl. Christian Heppner, Garbsen - Neue Mitte am Rand? Die Entstehung einer Stadt im suburbanen Raum 1945-1975, Diss. Univ. Hannover, Hannover 2005.

<sup>2</sup> Vgl. J. K. Rippel, Einführung in die Entwicklung der Region Hannover, in: Urbanistica, H. 53, o. J. (um 1968), S. 3.

<sup>3</sup> Vgl. Christian Heppner, Rudolf Hillebrecht und die „Neue Stadt Heitlingen“, in: Sid Auffarth/Ralf Dorn

Geeignete Bauflächen fanden die Planer in der nordwestlich der Stadt gelegenen Flur „Auf der Horst“, in deren Nähe Hannover bereits große Gutsflächen besaß. Das Areal grenzte direkt an das Stadtgebiet und lag verkehrsgünstig, vor allem zum hannoverschen VW-Werk und den Gewerbebetrieben am Mittellandkanal und der Autobahn A 2. Zudem galt seine spätere Eingemeindung unter den Planungsbeteiligten aufgrund der historischen Entwicklung der Stadt von Beginn an als wahrscheinlich.<sup>4</sup>

Nachdem die Stadt das Gelände angekauft hatte, wurde das Bauprojekt 1964–1968 durch die stadteigene Gemeinnützige Baugesellschaft und den Gewerkschafts-Baukonzern Neue Heimat realisiert. Auf 114 ha errichteten sie nach den bereits 1961 gemeinsam mit der Stadt – und zunächst ohne jede Beteiligung der Gemeinden – erstellten Plänen 2.630 Mietwohnungen im dreigeschossigen Plattenbau sowie 439 Einfamilienhäuser in konventioneller, jedoch kubisch-moderner Bauweise.<sup>5</sup> Die Wohnblöcke wurden überwiegend gewinkelt um offene Höfe gruppiert, unter denen teilweise Parkgaragen lagen. Die Mietwohnungen waren sehr gut ausgestattet und beachtlich groß; Dreizimmerwohnungen etwa maßen 71–78 qm.<sup>6</sup> Ähnliches galt für die äußeren Versorgungseinrichtungen: die Siedlung enthielt unter anderem ein Geschäftszentrum nebst Postamt, Sparkasse und Kirchen sowie zwei Volksschulen. Das einzige Hochhaus beherbergte Altenwohnungen, eine eigene Schnellstraße und eine Straßenbahnlinie sollten für den Anschluss nach Hannover sorgen. Das Konzept setzte damit nicht nur auf eine soziale Mischung der Bewohner, es plante auch deren sozialen Aufstieg, bis hin zum eigenen Auto, mit ein. Die Landeshauptstadt vergab Wohnbaurdarlehen von fast 220 Mio. DM und sicherte sich dadurch die Belegungsrechte.<sup>7</sup> Bereits Ende 1966 war die Siedlung fast komplett bewohnt.

Konzept, Größe und Bautechnik machten das weitläufige, auch wissenschaftlich dokumentierte Bauprojekt<sup>8</sup> schnell zum Besuchsmagneten für Architekten und

(Hrsg.), Ein Leben für Hannover. Festschrift zum 100. Geburtstag von Rudolf Hillebrecht, Hannover 2010.

<sup>4</sup> Vgl. Stadtarchiv Garbsen (im Folgenden: StAG), Slg. Heppner, Interview Kulenkampff, 26.11.2001, S. 10; Ernst Kratzsch, Über das Entstehen einer großstädtischen Wohnsiedlung – städtische Planung und organisatorische Einflüsse beim Gründen und Aufbauen eines Stadtteils für 10.000 Einwohner in den Jahren 1955–1965, Diss., Hannover 1987, S. 244.

<sup>5</sup> Vgl. Versuchs- und Vergleichsbauten und Demonstrativmaßnahmen des Bundesministeriums für Städtebau und Wohnungswesen. Informationen aus der Praxis – für die Praxis, Nr. 29, Hannover-Garbsen, Hannover 1971, S. 55.

<sup>6</sup> Vgl. ebd., S. 116.

<sup>7</sup> Vgl. Stadtarchiv Hannover (im Folgenden: StadtAH), Bestand Rat usw., Nr. 493, Ratssitzung, 28.2.1973, S. 55 mit DS 195/73, S. 4 f.

<sup>8</sup> Vgl. Versuchs- und Vergleichsbauten 1971.

Städteplaner; selbst der Bundeswohnungsbauminister erschien vor Ort.<sup>9</sup> Die Einfamilienhäuser zogen prominente Bewohner wie den niedersächsischen Innenminister Richard Lehnert an.<sup>10</sup>

Allerdings resultierten aus der sehr kurzen Bauzeit auch einige typische Anfangsprobleme. So waren unter den Neubürgern überproportional viele Familien mit Kindern, wodurch die zunächst einzige Volksschule der Siedlung katastrophal überfüllt war.<sup>11</sup> Kindergärten und Geschäfte eröffneten erst um das Jahr 1968; Gaststätten oder Sportanlagen fehlten noch völlig – die meist vom hannoverschen Wohnungsamt eingewiesenen Neubürger gerieten in eine infrastrukturelle Wüste. Angebote in den beiden Dorfszentren konnten dies kaum ausgleichen und auch Fahrten nach Hannover blieben wegen Verzögerungen beim Bau eines Straßbahnanschlusses zunächst mühsam. Die Siedlung hatte einen ‘schlechten Start’.

### *Von der Großsiedlung zur Stadt*

Unmittelbare Ansprechpartner für die Betroffenen waren jedoch nicht die hannoverschen Behörden, sondern die Gemeindeverwaltungen von Garbsen und Havelse. Dort waren inzwischen die nebenamtlich tätigen Gemeindedirektoren durch ausgebildete Kräfte abgelöst bzw. ergänzt worden, um das eigene *standing* gegenüber der selbstbewusst agierenden Landeshauptstadt zu verbessern.<sup>12</sup> Durch eine zeitweilige Verweigerung der von Hannover ganz selbstverständlich vorausgesetzten baurechtlichen Genehmigungen war es ferner gelungen, die Stadt zu einer erheblichen Ausweitung des kommunalen Ausstattungskataloges der Siedlung zu zwingen.<sup>13</sup> Hannover wurde zudem verpflichtet, die Versorgungseinrichtungen zeitnah zu errichten und bei der Wohnungsbelegung auf eine „ausgewogene und gesunde Bevölkerungsstruktur“ zu achten.<sup>14</sup> Alle Einrichtungen waren den Gemeinden kostenfrei zu übergeben.

1965 hatten Havelse und Garbsen überdies Zusammenschlussverhandlungen eingeleitet. Den Verantwortlichen war nicht nur die Unmöglichkeit einer geteilten Verwaltung und Unterhaltung des Großkomplexes klar geworden, sie hatten auch erneut Mängel an der Infrastrukturausstattung entdeckt: es fehlten Kultur- und Bildungseinrichtungen und besonders höhere Schulen. Solche Vorhaben waren finan-

<sup>9</sup> Vgl. undatierten Zeitungsartikel in: StAG, Slg. Brettschneider.

<sup>10</sup> Vgl. ebd.

<sup>11</sup> Vgl. Leinezeitung (im Folgenden: LZ), 14.6.1984, Beilage 20 Jahre Auf der Horst, Beitrag Strehlke.

<sup>12</sup> Vgl. StAG, Slg. Heppner, Interview Höötman, 23.5.2000, S. 2.

<sup>13</sup> Vgl. Versuchs- und Vergleichsbauten, S. 22 f.; Die Zusatzleistungen sollen ca. 20 Mio. DM umfassen haben, vgl. LZ, 12.11.1964.

<sup>14</sup> Vgl. Interkommunaler Vertrag, 11.3.1964, zit. nach: Versuchs- und Vergleichsbauten, S. 34.



ziell nur gemeinsam und in Übereinstimmung mit landesplanerischen Zielen zu stemmen. Zuständig hierfür war, neben dem Landkreis, der 1963 als Regionalplanungsträger gegründete „Großraumverband Hannover“, dessen 1965 beschlossenes Leitmodell eine „punkt-axiale“ Entwicklung der Region im Sinne eines an Verkehrsachsen ausgerichteten Modells zentraler Orte vorsah – zu denen der Havelse-Garbener Raum bislang kaum zu zählen war.<sup>15</sup> Schon bald wollte die Behörde zudem in einem „Verbandsplan“ verbindliche Entscheidungen über das weitere Entwicklungspotential aller Verbandsgemeinden treffen, Festlegungen, die zweifellos auch Einfluss auf die Ergebnisse einer kommenden Verwaltungs- und Gebietsreform nehmen würden. Ein solches Projekt stand im Raum, seitdem die Niedersächsische Landesregierung 1965 eine vorbereitende Sachverständigenkommission ins Leben gerufen hatte.<sup>16</sup>

Angesichts dieses Szenarios hatten die Gemeindevertreter erkannt, dass der Großsiedlungsbau ohne weitere, schleunigst zu treffende Maßnahmen eine Eingemeindung beider Orte nach Hannover bewirken würde. Abgelehnt wurde dies von den lokalen Verantwortlichen nicht nur wegen des Verlusts der Selbstverwaltung, sondern auch wegen der Befürchtung, als Peripherie künftig infrastrukturell vernachlässigt zu werden.<sup>17</sup> Um einen „echten Prellbock“ gegenüber den „Absichten der Stadt Hannover“ bilden,<sup>18</sup> entstand so zum 1. Januar 1967 aus der Großsiedlung Auf der Horst und den beiden Ortschaften die neue Großgemeinde Garbsen.

Zugleich wurde beantragt, dem 23.000 Einwohner großen Gebilde die Stadtrechte zu verleihen. „Wir waren“, so erklärte der damalige Gemeindedirektor Jan Höötman später, „der Meinung, dass wir nicht so schnell nach Hannover eingemeindet werden, wenn wir Stadt werden“.<sup>19</sup> Doch der Antrag scheiterte, auch, weil der Gemeinde das Fehlen jeglicher Zentralität für ein eigenes, städtisches Umfeld attestiert wurde. Und auch der 1967 vorgelegte Großraum-Verbandsplan verhieß für Garbsen nichts Gutes: Die Großgemeinde wurde der hannoverschen „Kernrandzone“ zugeordnet, in der „die meisten zentralen Aufgaben in kaum zu beeinflussender Weise

von der Landeshauptstadt wahrgenommen“ würden.<sup>20</sup> Die staatliche Reformkommission forderte in einem Arbeitsbericht die Eingemeindung derart unselbstständiger Randgemeinden.<sup>21</sup>

Der Gemeinderat beschloss nun ein umfangreiches Investitionsprogramm, das zur Stärkung der kommunalen Leistungsfähigkeit u.a. mehrere weiterführende Schulen, ein Hallenbad, ein Freizeitheim, ein Altenheim sowie ein Krankenhaus beinhaltete.<sup>22</sup> Alle diese Einrichtungen sollten zu einem zentralen städtischen Bereich an der Großsiedlung zusammen gezogen werden.<sup>23</sup> Das ehrgeizige Konzept überzeugte auch den Innenminister: Am 17. Juli 1968 erhielt Garbsen das Stadtrecht.

### *Konsolidierung mit Strategie*

Derweil forderte die Landeshauptstadt gegenüber den Sachverständigen die Eingemeindung des gesamten Stadtrandbereiches,<sup>24</sup> und tatsächlich empfahl deren Abschlussbericht 1969 den Anschluss von 31 stadtnahen Kommunen an Hannover, einschließlich der Stadt Garbsen.<sup>25</sup> Diese sei „so stark auf Hannover ausgerichtet“, dass ein Zusammenschluss „unausweichlich“ erscheine; insbesondere Auf der Horst sei „praktisch ein Stadtteil von Hannover“.<sup>26</sup> Ende 1969 lancierte das Innenministerium einen diesen Vorstellungen entsprechenden, ersten Gesetzentwurf zur Gebietsreform.

Aber: War dies nicht eigentlich auch angemessen; waren die mehrheitlich aus Hannover zugezogenen oder dort berufstätigen Garbsener Einwohner überhaupt selbst vom Vorteil einer Fortexistenz der Stadt überzeugt? „Ich weiß nicht“, so räumte selbst der Stadtdirektor Höötman später ein, „ob wir damals bei einer Volksabstimmung mehr als 50 Prozent für Garbsen bekommen hätten“.<sup>27</sup> Wollte die Stadt ihre Autonomie erhalten, mussten Politik und Verwaltungsleitung alles tun, um ihre Infrastrukturpläne zu verwirklichen und die neue Stadt auch innerlich als ein vitales suburbanes Zentrum zu profilieren, das Neu- und Altbürger integrie-

<sup>15</sup> Vgl. Großraumverband Hannover (Hrsg.), Festveranstaltung 20 Jahre Großraum Hannover, Hannover 1983, S. 14; Gunter Kappert, Aus der Frühzeit der Verbandsgeschichte 1963-1969, in: Kommunalverband Großraum Hannover (Hrsg.), Großraum Hannover, eine Region mit Vergangenheit und Zukunft, Hannover 2001, S. 55-57.

<sup>16</sup> Vgl. Verwaltungs- und Gebietsreform in Niedersachsen. Gutachten der Sachverständigenkommission für die Verwaltungs- und Gebietsreform, hrsg. v. Niedersächsischen Minister des Innern, 2 Bde., Hannover 1969, hier: Bd. 1, S. 1 f.

<sup>17</sup> Vgl. Ekkehard Wagler in der gemeinsamen Verwaltungsausschusssitzung Alt-Garbsen/Havelse, 24.1.1966, in: StAG, VG 4.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> StAG, Slg. Heppner, Interview Höötman. 23.5.2000, S. 3.

<sup>20</sup> Vgl. Großraumverband Hannover (Hrsg.), Großraum-Verbandsplan 1967, Hannover 1967, S. 33 und Erläuterungen S. 9.

<sup>21</sup> Vgl. Verwaltungs- und Gebietsreform in Niedersachsen 1969, Bd. 1, S. 67.

<sup>22</sup> Vgl. StAG, Gemeinderatssitzung Garbsen, 27.9.1967 und „Grundsatzbeschluss“, 25.5.1966, in: StAG, VG 289.

<sup>23</sup> Vgl. RAH, LK Nr. 3838, Stadtrechtsantrag, 26.4.1968, S. 3.

<sup>24</sup> StAH, Bestand Rat usw., Nr. 282, Verwaltungsausschusssitzung, 19.6.1968, S. 13f. Betroffen waren 37 Kommunen.

<sup>25</sup> Vgl. Verwaltungs- und Gebietsreform in Niedersachsen 1969, Bd. 1, S. 83.

<sup>26</sup> Ebd., S. 88.

<sup>27</sup> Vgl. StAG, Slg. Heppner, Interview Höötman, 23.5.2000, S. 19.

ren, eine eigene städtische Identität generieren und möglichst auch seine Nachbargemeinden in diese Entwicklung einbinden konnte.

Die zentrale Rolle fiel hierbei dem urbanen Kern der Stadt, der Großsiedlung Auf der Horst zu. An deren südlicher Erschließungsstraße, dem Planetenring, errichtete die Stadt binnen drei Jahren neben der bereits bestehenden Hauptschule eine Realschule, ein Gymnasium sowie eine Sonderschule.<sup>28</sup> Getragen von einer zunächst überwältigenden lokalen Unterstützung, beantragte sie zudem 1968 als erste niedersächsische Kommune die Einrichtung einer Integrierten Gesamtschule, und zwar durch Zusammenführung der bisherigen Schulen.<sup>29</sup> Als deren Auflösung nicht genehmigt wurde, begannen umgehend Planungen für ein fünftes Schulgebäude am Planetenring.<sup>30</sup> Aus Platzmangel wurde die Gesamtschule 1972 jedoch außerhalb des Stadtkerns errichtet. Zeitgleich entstand am zentralen Platz der Großsiedlung ein Freizeithaus, das zugleich auch das Hallenbad, Ladenlokale, die Stadtbücherei sowie eine Stadthalle aufnehmen sollte<sup>31</sup> – ein nach Stadtangaben „in der BRD einmaliges“ Projekt,<sup>32</sup> von dem allerdings nur der erste Bauabschnitt mit Jugendräumen und Hallenbad realisiert wurde. Den Abschluss der Zentrumskonzeption bildete ein 1972/73 am Planetenring errichtetes Einkaufszentrum in der Form einer Shopping-Mall, der ersten derartigen Einrichtung im Raum Hannover.<sup>33</sup> Mit dem „EKZ Garbsen“ konnte der Ort auf einen Schlag die Geschäftsvielfalt einer ganzen Kleinstadt in sich konzentrieren und nun auch ökonomische Zentralfunktionen für die weite Umgebung wahrnehmen.

Die Stadt baute so den Bereich der Großsiedlung nach eigenem Bekunden zu einem „markanten städtischen Mittelpunkt“ aus, dessen Zentrum, einer kulturellen Stadtkrone gleich, das Freizeithaus bilden sollte.<sup>34</sup> Parallel dazu unternahm die Stadt alles, um sich durch Theateraufführungen und Schlagerfestivals, Schützenfeste und Wirtschaftsmessen als lebendiges, ebenso modern-urbanes wie traditionsverbundenes Gemeinwesen zu präsentieren.<sup>35</sup> Insbesondere die volkstümlichen Veranstaltungen erfreuten sich dabei eines sehr regen, auch überörtlichen Zulaufs von teilweise mehreren tausend Besuchern.

<sup>28</sup> Vgl. Gerd Pehl (Bearb.), Viel Schüler gab es und wenig Raum. Das Garbsener Schulleben nach 1965, hrsg. v. d. Stadt Garbsen, Garbsen 1998.

<sup>29</sup> Vgl. IGS Garbsen (Hrsg.): 25 Jahre IGS Garbsen, Garbsen 1996, S. 7 u. S. 16.

<sup>30</sup> Vgl. LZ, 15.6.1985.

<sup>31</sup> Vgl. Rundblick, 27.6.1968; LZ, 28.6.1968.

<sup>32</sup> RAH, LK Nr. 3838, Schreiben Gemeinde Garbsen, 26.4.1968.

<sup>33</sup> Vgl. Rundblick, 8.10.1988; Stefanie Ebert-Mohsenyar/Norbert Görth, Stadtzentrum Garbsen. Projektarbeit am Institut für Landesplanung und Raumforschung, Universität Hannover, Hannover 1995.

<sup>34</sup> Ekkehard Wagler in: Hannoversche Allgemeine Zeitung (im Folgenden: HAZ), 17.7.1968.

<sup>35</sup> Vgl. StAG, Acc. 5/92 Nr. 27 sowie Acc. 32/92 Nr. 26, 71, 112 u. 169.

### *Wahrnehmungen: Die Großsiedlung als Reformprojekt?*

Wohnraum und Bildung, Konsum und Kultur für alle – die ambitionierten Vorhaben des sozialdemokratisch dominierten Garbsener Stadtrats rings um das soziale Großwohnprojekt rücken die Siedlung und sogar die Gründung der neuen Stadt selbst in den Kontext jener gesamtgesellschaftlichen Reformvorhaben, die um 1970 vor allem von SPD und Gewerkschaften vorangetrieben wurden. Schon 1967 warb die Garbsener SPD mit der Großsiedlung als „einer kleinen Stadt“, in der „eine menschenwürdige Gesellschaft“ möglich werden sollte.<sup>36</sup> Noch deutlicher wurde diese Interpretation in einem 1971/72 erstellten filmischen Stadtportrait.<sup>37</sup> Hier präsentierte sich Garbsen als „Stadt ohne Runzeln“, in der „entschlossene Politiker“ die Aufgaben der Zeit mutig „bei den Hörnern“ packten, kommunale Einrichtungen das Leben verbesserten und fröhliche Schüler, traditionelle Denkmuster wie soziale Schranken überwindend, eine Mauer aus bunten Schaumstoffwürfeln zer-schlugen.

Garbsen war, so die Botschaft, das Gesicht einer urbanen Moderne, in der zwar vieles noch Baustelle, aber alles auf einem guten Weg war. Faktisch wurde diese Sicht allerdings konterkariert durch die Entwicklung der Großsiedlung selbst. Der Komplex galt inzwischen als ästhetisch wenig ansprechend<sup>38</sup> und litt auch unter Problemen, die aus der Bewohnerstruktur in den Mietshäusern resultierten. So mussten sich zahlreiche aus Notwohnquartieren zugezogene Erstmieter offenbar erst (wieder) an das Leben in einer Etagenwohnung gewöhnen.<sup>39</sup> In Klagen berichteten Einwohner über Nachbarn, die ihre Abfälle über die Balkone entsorgten oder ihren Haustieren Öffnungen in die Türen schnitten. Konfliktpotential barg auch die Hellhörigkeit und die gewinkelte Stellung der Häuser, da sie die Geräusche der zahlreich spielenden Kinder verstärkte. Derweil verzögerte sich die Straßenbahn-anbindung nach Hannover, was sich besonders zum Nachteil der vielen einkommensschwächeren Bewohner auswirkte, noch bis 1996.

Dessen ungeachtet wies das hannoversche Wohnungsamt weiterhin auch zahlreiche sozial „schwierige“ Fälle in Garbsen ein,<sup>40</sup> wobei sich eine generelle Veränderung in der Klientel der Sozialbehörde bemerkbar machte: Konnten in den 1950er und 1960er Jahren noch große Teile der Bevölkerung eine Sozialwohnung erhalten<sup>41</sup>, so stieg mit der allmählichen Entspannung des Wohnungsmarktes der Anteil

<sup>36</sup> Vgl. undatiertes Wahlflugblatt der SPD (1967), in: StAG, Slg. Götting.

<sup>37</sup> Vgl. Gruppe Antares, Stadt ohne Runzeln, 16 mm-Film, Garbsen 1972. Videokopie in: StAG.

<sup>38</sup> Vgl. StAG, Slg. Heppner, Interview Kulenkampff, 26.11.2001, S. 15; Kratzsch, S. 24 f.

<sup>39</sup> Vgl. StAG, Slg. Heppner, Interview Kulenkampff, S. 1.

<sup>40</sup> Vgl. StAG, Slg. Heppner, Interview Schichta, 24.11.2000, S. 2-4

<sup>41</sup> Vgl. Sid Auffarth/Adelheid v. Saldern, Der soziale Wohnungsbau in Niedersachsen während der fünfzi-

jener, die eher zum Rand der Gesellschaft zählten und so auch ihre Probleme mit in die Siedlung brachten. Diese Entwicklung äußerte sich in Garbsen unter anderem in einer merklich erhöhten Kriminalitätsrate.<sup>42</sup> Im Einfamilienhaus-Gebiet der Großsiedlung wurden die Grenzen des Konzepts der sozialen Durchmischung sichtbar, als sich Einbrüche häuften und Bewohner die Bildung von Schutzgemeinschaften vorbereiteten – Themen, die auch die Lokalpresse gerne aufgriff.<sup>43</sup> Der Leinezeitung etwa galt der Komplex 1972 als „seelenlose Betonwüste“ mit schlechtem Ruf.<sup>44</sup> All dies trug dazu bei, dass nach Beobachtung des damaligen Bürgermeisters Karl-Heinz Strehlke bald nach 1970 die Sozialstruktur in der Großsiedlung „abkippte“.<sup>45</sup> Gerade die generellen Erfolge des Sozialen Wohnungsbaus, so ließe sich pointiert feststellen, verstärkten die konkreten Probleme in der Großsiedlung. Auf der Horst. Dies konnten auch die Bildungs- und Kultureinrichtungen der Stadt nur teilweise auffangen, zumal hier ebenfalls Konflikte das Bild trübten. So stritten im Freizeitheim Jugendliche ab 1972 mit Demonstrationen und Sit-Ins lautstark für mehr Freiräume, während an der Gesamtschule Überfüllung, pädagogische Debatten und Disziplinarverstöße zu zunehmend schärferen politischen Auseinandersetzungen um das neue Schulkonzept führten.<sup>46</sup> Und auch das Einkaufszentrum konnte die Rolle eines Stadtzentrums kaum erfüllen, da es als kommerzieller Raum öffentliche Nutzungen ausschloss und nach 18 Uhr nicht mehr zugänglich war – zum Frust vieler gelangweilter Jugendlicher.

#### *Auf Partnersuche – Garbsen in der Gebietsreform*

Insgesamt bot somit die Großsiedlung und mit ihr die Stadt Garbsen ein ambivalentes Bild. Ließen sich hiermit unter den – mit Ausnahme des gut 15.000 Einwohner großen Nachbarorts Berenbostel – überwiegend ländlich geprägten Wohngemeinden der Umgebung Partner für einen weiteren Gemeindegemeinschaftszusammenschluss finden, der Garbsen vor der Eingemeindung „retten“ konnte? Die Nachbarorte gingen zunächst von der Eingemeindung Garbsens aus, bis um 1970 im Zuge der Schulreform der Rückbau der meisten Dorfschulen zu Grundschulen begann und die Frage der weiterführenden Schulbildung immer mehr an Bedeutung gewann. Indem Garbsen den Umlanddörfern sehr günstige Bedingungen für die Aufnahme

ger Jahre, in: Bernd Weisbrod (Hrsg.), Von der Währungsreform zum Wirtschaftswunder. Wiederaufbau in Niedersachsen, Hannover 1998, hier: S. 167 f.

<sup>42</sup> Vgl. LZ, 24.3.1972.

<sup>43</sup> Vgl. Rundblick, 12.11.1970; HAZ, 30.10.1970.

<sup>44</sup> LZ, 26.5.1972.

<sup>45</sup> Vgl. StAG, Slg. Heppner, Interview Strehlke, 10.4./9.5.2000, S. 3.

<sup>46</sup> Vgl. IGS Garbsen 1996, S. 18-23.

ihrer Kinder einräumte, stärkte sie die Orientierung dieser Orte in ihre Richtung.<sup>47</sup> Zugleich wies der Landkreis Hannover die Richtung für einen möglichen Zusammenschluss, als er zur Gebietsreform das Modell einer „Regionalstadt“ vorlegte, in dem Garbsen nahezu seinen heutigen Umfang besaß.<sup>48</sup> Und auch beim Großraumverband schien es inzwischen die Bereitschaft zu geben, die heutigen Garbsener Ortsteile planerisch zu einem gemeinsamen „Versorgungsbereich“ zusammenzufassen.<sup>49</sup>

In zahllosen Werbe- und Gesprächsreisen bemühten sich nun insbesondere der Stadtdirektor Höötman und der Bürgermeister Strehlke, die Gemeinden dieses Bereichs zu einem Zusammengehen mit der Stadt Garbsen zu bewegen.<sup>50</sup>

Und tatsächlich: Unter dem Druck des Gesetzgebungsprozesses und dem Eindruck der in Garbsen sichtbaren Entwicklung unterzeichneten bereits 1971 sechs der neun Garbsener Nachbargemeinden einen Vereinigungsvertrag, dem sich später die übrigen anschlossen.<sup>51</sup> Dieser Absichtserklärung folgte nun auch der neue, 1972 vorgelegte Gesetzentwurf zur Gebietsreform im Raum Hannover.<sup>52</sup> Auf seiner Grundlage entstand, gegen den Protest der Landeshauptstadt, durch Gesetz vom 11. Februar 1974 die heutige Stadt Garbsen – mit fast 80 qkm Fläche und rund 56.000 Einwohnern schon damals die nach Hannover größte Stadt der Region.

Das Garbsener Beispiel zeigt, in welcher Weise die Stadt Hannover durch die Komplexität der Planungsaufgabe und ihr eigenes, taktisch ungeschicktes Verhalten bei der Errichtung einer Großsiedlung auf Seiten der betroffenen Gemeinden einen Widerstand provozierte, der die Dynamik der Gebietsreformdebatte und anderer Modernisierungsprojekte der gesellschaftlichen Reformjahre um 1970 geschickt nutzte, um die mit dem Siedlungsprojekt angeschobene urbane Entwicklung in die Gründung einer eigenständigen Stadt zu überführen. Und obwohl das durchaus ambitionierte Großsiedlungsvorhaben in der Entwicklungsdynamik des Sozialen Wohnungsbaus schon bald schwere Schlagseite erlitt, gelang es, das Bauprojekt und die in seinem Umfeld errichteten Einrichtungen in den wenigen, aber entscheidenden Jahren um 1970 als Symbole einer insgesamt positiven urbanen Entwicklung darzustellen, mit der der Grundstein für eine eigene städtische Identität gelegt, ein weitreichender kommunaler Zusammenschluss herbeigeführt und die kommunale

<sup>47</sup> Vgl. StAG, Slg. Heppner, Interview Strehlke, S. 9 und Interview Langrehr, 14.8.2002, S. 1.

<sup>48</sup> Vgl. Überblick über die Vorschläge und Modelle zur Gebiets- und Verwaltungsreform im Raum Hannover, Hannover 1971, S. 17, StadtAH, Kps. 5960.

<sup>49</sup> Vgl. StAG, Gemeinderatssitzung Berenbostel, 29.4.1971.

<sup>50</sup> Vgl. StAG, Slg. Heppner, Interview Schichta, 24.11.2000, S. 4.

<sup>51</sup> Vgl. Grenzänderungsvertrag, 19.5.1971, in: Zusammenschluss des Versorgungsbereichs VIII, Typoskript, in: StAG, Handbibliothek.

<sup>52</sup> Vgl. HAZ, 30.11.1972.

Eigenständigkeit gegenüber der Landeshauptstadt schließlich verteidigt werden konnte.

Entstanden war allerdings ein polyzentrisches Gemeinwesen, in dem die bisherige Stadt Garbsen und insbesondere die problembelastete Großsiedlung den Anspruch des alleinigen Mittelpunktes nicht mehr aufrechterhalten konnte. Stattdessen entwickelte sich, neben dem großen, geschäftigen Ortsteil Berenbostel, mit dem Stadtteil „Garbsen-Mitte“ bereits seit den 1980er Jahren ein drittes städtisches Zentrum, das heute mit Rathaus, Einkaufszentrum und Kultureinrichtungen auf bestem Weg ist, zum gemeinsamen Mittel- und Bezugspunkt der neuen Stadt zu werden. Die Großsiedlung Auf der Horst hingegen bildet, nachdem sich die soziale Lage – auch durch das Auslaufen vieler Sozialbindungen – inzwischen weitgehend beruhigt hat, nurmehr einen urbanen Siedlungsschwerpunkt innerhalb des Stadtgebiets, dem man seine entscheidende Bedeutung für die Entstehung der Stadt Garbsen kaum mehr ansieht.

**Dr. Christian Heppner, Stadtarchiv Hannover,**  
[christian.heppner@hannover-stadt.de](mailto:christian.heppner@hannover-stadt.de)

S A B I N E M E C K I N G

## Senne – Sennestadt – Bielefeld: Vom städtebaulichen Prestigeprojekt zum seelenlosen Anhängsel?

„Wagnis Sennestadt“ oder „Vom Ödland zur Sennestadt“ lauten die Titel lokalhistorischer Publikationen zur Geschichte und zum Leben in Sennestadt.<sup>1</sup> In den Büchern wird die besondere stadtplanerische Bedeutung der Stadt samt des spezifischen Gemeinwesens vor Ort historisiert. Mit dem Ausbau der Gemeinde Senne II zur Sennestadt nach dem Konzept des renommierten Städteplaners und Architekten Hans Bernhard Reichow avancierte die neue Großsiedlung Mitte der 1960er Jahre zum Musterbeispiel einer Stadtneugründung nach dem Zweiten Weltkrieg.<sup>2</sup> Es handelte sich neben der Neuen Vahr in Bremen und Hamburg-Rahlstedt um eines der ersten Großprojekte des Sozialen Wohnungsbaus der Bundesrepublik. Keine zehn Jahre später geriet die Stadt dann unter Eingemeindungsdruck und verschwand wieder von der kommunalen Landkarte.

Im Jahre 1956 wurde mit der Gründung der Sennestadt GmbH im Süden des ostwestfälischen Landkreises eine neue Entlastungsstadt auf der ‚grünen Wiese‘ geplant. Die Planungen standen unter dem Zeichen starker Bevölkerungszunahme und der daraus resultierenden Wohnungsknappheit in Stadt und Landkreis Bielefeld. Den Menschen sollte nicht nur Wohnraum zur Verfügung gestellt werden, sondern sie sollten „ein neues Zuhause finden“.<sup>3</sup> Die ‚Reichow-Stadt‘, die am finan-

<sup>1</sup> Sennestadtverein e.V. (Hrsg.), Wagnis Sennestadt, Bielefeld-Sennestadt 2005; Heinrich Koch/Gunter Stratmann, Das Dreieck in der Senne. Vom Ödland zur Sennestadt, Bielefeld 1999; Stadt Sennestadt (Hrsg.), Sennestadt. Geschichte einer Landschaft, Bielefeld 1968.

<sup>2</sup> Vgl. Hans Bernhard Reichow, 10 Jahre Sennestadt, Planung und Aufbau Stand Oktober 1964, Sonderdruck aus der Deutschen Bauzeitschrift 1965, H. 1; Sennestadt GmbH (Hrsg.), Sennestadt. Geschichte in Daten und Bildern 1969-1980, Bielefeld 1980; Sennestadtverein e.V. (Hrsg.), Der Städtebau der Sennestadt. Eine Dokumentation, Bielefeld-Sennestadt 1988; Peter Holst, Städtebau und Nachkriegszeit. Das Experiment Bielefeld-Sennestadt, in: Andreas Beaugrand (Hrsg.), Stadtbuch Bielefeld. Tradition und Fortschritt in der ostwestfälischen Metropole, Bielefeld 1996, S. 302-307; <http://www.sennestadt-gmbh.de> (23.7.2012).

<sup>3</sup> Vgl. Hans Vogt, Voraussetzungen und Neubeginn, in: Stadt Sennestadt, Sennestadt, S. 225; siehe auch Hans B. Reichow, Planung und Bau der Sennestadt, in: ebd., S. 231-242; Der Wirtschaftsraum Bielefeld und das Planungsvorhaben Sennestadt. Eine Strukturuntersuchung der Landesplanungsgemeinschaft

ziellen Tropf der Landesregierung hing, wuchs in den folgenden Jahren rasant. Zählte die Ursprungsgemeinde lediglich 4.500 Einwohner, so stieg deren Zahl bald auf fast 22.000. Das den Idealen des ‚modernen‘ Städtebaus entsprechende Prestige-projekt des Landes zog aufgrund seines neuen Bau- und Verkehrskonzepts als „autogerechte Stadt“ Besucher aus dem In- und Ausland an.<sup>4</sup> Bis Mitte der 1960er Jahre wurde das städtebauliche Konzept weitgehend umgesetzt und die neu entstandene Großgemeinde stieg im April 1965 zur Stadt auf. Entsprechend bildete sich in Sennestadt ein besonderes Selbstbewusstsein aus. Anfang 1973 wurde die Stadt jedoch unter Auflösung des Landkreises mit zahlreichen anderen Landkreiskommunen und der Stadt Bielefeld zur neuen kreisfreien Stadt Bielefeld zusammengeschlossen.<sup>5</sup>

Anhand der Neuordnungsdiskussionen und Auseinandersetzungen zwischen der Kernstadt Bielefeld und Sennestadt sollen im Folgenden exemplarisch Selbst- und Fremdbild einer Großsiedlung herausgearbeitet werden. Dabei ist den Perspektiven und Bewertungen über die Bedeutung der jungen Stadt durch Zeitgenossen nachzuspüren. Es sollen sowohl zeitgenössische Reform- und Verwaltungskriterien als auch Fragen der bürgerschaftlichen Identität und Partizipation Berücksichtigung finden. Von Interesse ist, wie die Sennestädter darauf reagierten, dass sie mit der Eingemeindung Großstädter und ‚Vorortler‘ zugleich wurden.

Als die Neuordnung der Kommunen in Nordrhein-Westfalen anstand, betrachteten der Sennestädter Rat und die Stadtverwaltung die junge und schnell gewachsene Kommune als ein aufstrebendes, entwicklungs- und leistungsfähiges „Mittelzentrum“, welches das „Oberzentrum“ Bielefeld entlastete.<sup>6</sup> Die Großgemeinde, in der sich Bungalows, Reihenhäuser, vierstöckige Blocks und Hochhäuser in lockerer Bebauung abwechselten, verfügte über zahlreiche Einrichtungen der kommunalen Grundausstattung sowie über eigene Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten, sodass wichtige Voraussetzungen für die städtische Selbstständigkeit erfüllt schienen.<sup>7</sup> Bereits Anfang der 1970er Jahre deutete sich allerdings an, dass Sennestadt eingemeindet werden sollte. Sofort hagelte es harsche Kritik, da ein „funktionierendes Gemeinwesen“ zerschlagen werde. Der erste und einzige Bürgermeister, Hans Vogt, unterstrich den Autonomiewillen der Kommune. Er wandte sich an Innenminister Willi Weyer, der „das Experiment ‚Sennestadt‘ von Anfang an gefördert“ habe, und

Westfalen unter Mitarb. von Hans Voigt, Münster 1957.

<sup>4</sup> Vgl. Landkreis Bielefeld (Hrsg.), 150 Jahre Landkreis Bielefeld 1816-1966, Bielefeld 1966, S. 57; Reinhard Vogelsang, Kleine Geschichte der Stadt Bielefeld, Bielefeld 2001, S. 42f.

<sup>5</sup> Vgl. Sabine Mecking, Bürgerwille und Gebietsreform. Demokratieentwicklung und Neuordnung von Staat und Gesellschaft in Nordrhein-Westfalen 1965-2000, München 2012.

<sup>6</sup> Vgl. Persönliches Schreiben des Bürgermeisters Hans Vogt an Innenminister Weyer, 29.3.1971, Landesarchiv Nordrhein-Westfalen/Abteilung Rheinland [LA NRW R], NW 486-115.

<sup>7</sup> Vgl. Thomas Steinfeld, Pepitahut mit Anspruch auf Besonnung, in: Süddeutsche Zeitung, 12.4.2003.

mahnnte, den Erfolg seiner Aufbauarbeiten nicht durch eine Eingemeindung zu gefährden: „Unsere Bürger haben die Sennestadt als ‚ihre Stadt‘ angenommen und mit Hilfe des Landes in lebendiger Selbstverwaltung so ausgestaltet, daß nicht nur die Sennestädter selbst, sondern auch rd. 30.000 Nachbarn ... hier am Ort ‚ihre Mittelzentrum‘ mit Gymnasium, Realschule, Hallenbad und Sporthalle ..., Haus der Jugend, Markt, Fachärzten, Fachgeschäften u.a.m. vorfinden“.<sup>8</sup>

Sennestadt war nun gerade nicht als „Schlafzimmer Bielefelds“ und als Trabantentstadt geplant worden, deren Zentrum in Bielefeld lag; entsprechend betrachtete sie sich nicht als „seelenloses Anhängsel des ostwestfälischen ‚Oberzentrums‘“.<sup>9</sup> Städtische Bautätigkeit war in besonderer Weise geeignet, Zeichen für diesen Anspruch zu setzen, und zwar sowohl innerstädtisch als auch nach außen. Als in Sennestadt 1971 der Grundstein für das neue Rathaus gelegt wurde, nutzten sowohl der Landrat des Landkreises Bielefeld, Klaus Schwickert, als auch Bürgermeister Vogt diese Gelegenheit, sich nachdrücklich öffentlich für den Fortbestand des Landkreises und die Selbstständigkeit Sennestadts auszusprechen. Der noch vor der Neugliederung geplante und begonnene Rathausbau, ein „bewusst als Wahrzeichen entworfenen Hochhaus in Insellage“, wurde allerdings erst nach dem Zusammenschluss mit Bielefeld fertiggestellt.<sup>10</sup>

Nach der Bekanntgabe der Neuordnungspläne des Innenministeriums im Sommer 1971 wiederholte Sennestadt in den folgenden Monaten immer wieder das deutliche Bekenntnis zur kommunalen Selbstständigkeit.<sup>11</sup> Unterstützung erhielt die Stadt dabei auch von ihrem Planer. Reichow schrieb dem Innenminister: Es gäbe keinen Grund, die „in jeder Hinsicht erfolgreiche Sennestadt“ einzugemein-

<sup>8</sup> Persönliches Schreiben des Bürgermeisters Vogt an Innenminister Weyer, 29.3.1971, LA NRW R, NW 486-115; vgl. Christian Heppner, Garbsen – Neue Mitte am Rand? Die Entstehung einer Stadt im suburbanen Raum 1945-1975, Hannover 2005; Meik Woyke, „Wohnen im Grünen“? Siedlungsbau und sub-urbane Lebensstile im nördlichen Umland von Hamburg von den fünfziger bis zu den siebziger Jahren, in: Zeitgeschichte in Hamburg. Nachrichten aus der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), 2006, S. 22-49.

<sup>9</sup> Bericht des Ausschusses für Verwaltungsreform vom 12.9.1972 zur 2. Lesung des Bielefeld-Gesetzes, Landtag Nordrhein-Westfalen [NRW], 7. WP., Drucksache 7/2012, S. 20; vgl. auch Schreiben des Regierungspräsidenten in Detmold an den Innenminister zur Neuordnung Bielefelds, 8.11.1971, LA NRW R, NW 486-90. Zum Nachbarschaftskonzept vgl. Uwe Brömer, u.a., Sennestadt. Evaluation eines städtebaulichen Konzepts, Bielefeld 1984.

<sup>10</sup> Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 3, Bielefeld 2005, S. 535, 647; siehe auch Westfalen Blatt [WB], 17.5.1971.

<sup>11</sup> Vgl. WB, 6.5.1972, Sennestadt zu Regierungsplan: Gesichtspunkte ohne Bedeutung; Neue Westfälische [NW], 6.5.1972, Resolution an den Landtag: Ratsmehrheit für Selbstständigkeit; NW, 26.3.1971, Deutliche Mehrheit im Rat für Selbstständigkeit Sennestadts; WB, 26.3.1971, Stadtrat endgültig für Selbstständigkeit; NW, 11.9.1971, Überwältigende Mehrheit im Rat für die Selbstständigkeit Sennestadts; WB, 13.9.1971, Ratsmehrheit für Selbstständigkeit.

den und „zu einem alltagsgrauen Vorstadtdasein“ zu verurteilen. Neben der gelungenen Verkehrsunfallbekämpfung wurde der besondere „Bürger-Elan in überörtlichen und internationalen Kontakten“ hervorgehoben. Dieser Gründungselan sei überall in der Stadt spürbar, es habe sich ein eigener „Bürgerstolz“ herausgebildet.<sup>12</sup> Exemplarisch wurde dabei auf die Teilnahme an dem populären, sportlich geprägten Städtewettbewerb „Spiel ohne Grenzen“ verwiesen. In dieser Fernsehshow hatte Sennestadt 1966 mit einer Mannschaft mit anderen Städten gewetteifert.

Sennestadt bestritt die Notwendigkeit eines Städtezusammenschlusses. Das ausgewiesene „Oberzentrum“ benötige für seine Entwicklung die südlich gelegene Landkreiskommune überhaupt nicht. Die Bildung von städtebaulich unverbundenen und damit unnatürlichen, rein technokratischen Verwaltungseinheiten stelle das Prinzip der kommunalen Selbstverwaltung in Frage.<sup>13</sup> Sennestadt befürchtete bei einem Zusammenschluss mit Bielefeld nicht nur ein Abebben seiner aufstrebenden Entwicklung, sondern darüber hinaus – genau wie andere von Eingemeindung bedrohte Kommunen auch – eine erhebliche Vernachlässigung des Stadtgebietes insgesamt. Während sich jedoch die anderen Landkreiskommunen mit Blick auf die Unabwendbarkeit der Neuordnung zum Teil in letzter Minute mit dem großen Nachbarn Bielefeld über den Zusammenschluss vertraglich einigten und dabei Sonderregelungen aushandelten, beharrte Sennestadt auf der kommunalen Autonomie. Sah es zwischenzeitlich auch noch so aus, als könne sich die junge Großgemeinde mit der Stadt Bielefeld gütlich einigen,<sup>14</sup> so lehnte der Rat letztlich weitergehende Verhandlungen ab.<sup>15</sup> Zu groß war die Befürchtung, Gespräche oder gar die Aushandlung eines Vertrages könnten einem Testament gleichkommen. Im Falle einer Eingemeindung drohte der Rat nun unverhohlen mit einer Klage vor dem nordrhein-westfälischen Verfassungsgerichtshof in Münster.<sup>16</sup>

Im Oktober 1972 wurde der Münsteraner Universitätsprofessor Werner Hoppe mit der Prüfung der Erfolgsaussichten einer Verfassungsbeschwerde beauftragt. Ermutigt durch den juristischen Beistand setzte Sennestadt nun alles auf eine Karte

<sup>12</sup> Alle Zitate: Schreiben Reichows an Innenminister Weyer, 19.3.1971, LA NRW R, NW 486-115.

<sup>13</sup> Bericht des Ausschusses für Verwaltungsreform vom 12.9.1972 zur 2. Lesung des Bielefeld-Gesetzes, Landtag NRW, 7. WP., Drucksache 7/2012, S. 19f.

<sup>14</sup> WB, 9.8.1972, Sennestadt jetzt bereit zur „Ehe“ mit Bielefeld?; NW, 2.9.1972, Bielefeld macht Versprechungen. Aber alles läuft unter Vorbehalt.

<sup>15</sup> NW, 1.9.1972, Deutliche Absage für die Stadt Bielefeld – Gebietsänderungsvertrag klar abgelehnt. Vgl. NW, 26.8.1972, Stadtrat berät Änderungsvertrag mit Bielefeld; WB, 5.9.1972, Für 30.000 Sennestädter. Abgelehnter Gebietsvertrag sah weitgehende Zusagen vor.

<sup>16</sup> WB, 3.10.1972, Prof. Hoppe in Sennestadt: In etwa sechs Wochen steht das Gutachten; NW, 3.10.1972, Verwaltungsrechtler an „Sennestadt interessiert“; vgl. NW, 15.9.1972, Sennestadt will notfalls das Land verklagen; WB, 16.9.1972, Notfalls Klage. Sennestadt will so Selbständigkeit erhalten.

und zog das Gerichtsverfahren einer vertraglichen Einigung vor.<sup>17</sup> Die Stadt reichte nur wenige Tage vor Inkrafttreten der Neuordnung im Dezember 1972 Verfassungsbeschwerde ein.<sup>18</sup> Im Rechtsstreit trafen die sich widersprechenden Bewertungen der Verhältnisse in Sennestadt noch einmal unmittelbar aufeinander. Der Bochumer Jurist Eberhard Schmidt-Aßmann verteidigte im Auftrag des Landes die Neuordnung. Er unterstrich die infrastrukturellen Verflechtungen und sozioökonomischen Beziehungen beider Städte. Schmidt-Aßmann stellte im Verfahren die Großsiedlung als eine typische Vorstadt dar, für die „das Schutzgut der örtlichen Verbundenheit“ nicht zutrefte. Von Seiten Sennestadts wurde erneut dagegegehalten, dass gerade durch die Neugründung ein Gemeinschaftsgefühl, so etwas wie „Pioniergeist“, entstanden sei.<sup>19</sup>

Zur Rechtfertigung der Neuordnung griff Schmidt-Aßmann des Weiteren das Fehlen von Aktionsgruppen und Wählergemeinschaften gegen den Städtezusammenschluss auf: Da sich in der Großgemeinde keine Bürgerinitiativen gebildet hätten, die mit Vehemenz für die Selbstständigkeit ihrer Stadt eingetreten wären, spreche dies dafür, dass auch „in der Sennestadt ein Bielefelder gesamtstädtisches Bewußtsein vorhanden“ sei.<sup>20</sup> Dabei wertete der Rechtsvertreter des Landes auch die Beteiligung der Sennestädter an der Kommunalwahl nur wenige Wochen nach der Neuordnung im März 1973 mit fast 65 Prozent als eine positive Beurteilung der Neuordnung durch die Bevölkerung.<sup>21</sup>

Die vom Bochumer Verwaltungswissenschaftler vorgebrachte Argumentation provozierte heftigen Widerspruch bei den politischen Repräsentanten Sennestadts:

<sup>17</sup> NW, 1.12.1972, Prof. Hoppe: „Sennestadt hat gute Chancen vor Verfassungsgericht“; NW, 2.12.1972, Prof. Hoppe will den Gesetzgeber mit seinen eigenen Waffen schlagen; und NW, 11.11.1972, Bei einer Klage hätte Sennestadt Chancen. FDP-Fraktionssprecher Koch in Sennestadt.

<sup>18</sup> Vgl. Schreiben des Innenministers an die Beauftragten für die neue Stadt Bielefeld Hans Winter und Heinz-Robert Kuhn, 26.1.1973, Stadtarchiv Bielefeld [StdABi], Rechtsamt, Nr. 48; vgl. Stellungnahme Werner Hoppes zur Verfassungsbeschwerde der Stadt Sennestadt, 31.7.1973, StdABi, Oberstadtdirektor Kuhn, Nr. 44.

<sup>19</sup> WB, 5.7.1973, Gutachter der NRW-Landesregierung: Es gab keine Initiativen. Wählergemeinschaften hätten für die Selbstständigkeit eintreten müssen. Vgl. auch WB, 2.8.1973, Prof. Dr. Hoppe gab Stellungnahme ab. Auf Sennestadt nicht angewiesen. Opfer der Selbstständigkeit nicht gerechtfertigt; NW, 2.8.1973, Drei Fachprofessoren unterstützen Hoppe beim Sennestadt-Prozeß.

<sup>20</sup> WB, 5.7.1973, Gutachter der NRW-Landesregierung: Es gab keine Initiativen. Wählergemeinschaften hätten für die Selbstständigkeit eintreten müssen; vgl. Schreiben von Schmidt-Aßmann an Oberstadtdirektor Kuhn zur Verfassungsbeschwerde, 12.4.1973, StdABi, Rechtsdezernat, Nr. 48; Stellungnahme Eberhard Schmidt-Aßmanns zur Verfassungsbeschwerde der Stadt Sennestadt gegen das Bielefeld-Gesetz, 26.4.1971, StdABi, Oberstadtdirektor Kuhn, Nr. 43.

<sup>21</sup> Schreiben des Oberstadtdirektors Kuhn an Schmidt-Aßmann zur Verfassungsbeschwerde Sennestadts, Bielefeld 24.4.1973; sowie Schreiben des Oberstadtdirektors Kuhn an Wagener, 24.4.1973, StdABi, Rechtsamt, Nr. 48.

Der letzte stellvertretende Bürgermeister Steffen Schmidt sah überhaupt keine Notwendigkeit für Bürgerinitiativen, da vor Ort „die drei Parteien in der Frage der Selbständigkeit die Interessen der Bürger“ vertreten und übereinstimmend im Rat den Zusammenschluss mit Bielefeld abgelehnt hätten.<sup>22</sup> Gleichwohl wurde auf durchaus vorhandene bürgerschaftliche Aktivitäten zum Erhalt Sennestads verwiesen, wie etwa auf eine Unterschriftensammlung anlässlich der Wirtschaftsschau WISA 1972 oder die Aktionen der Sportfreunde Sennestads.<sup>23</sup>

Der nordrhein-westfälische Verfassungsgerichtshof entschied allerdings im Sinne des Landes und bestätigte die Neuordnungsentscheidung. Würdigten die Richter auch den Gründer- und Bürgerelan in Sennestadt, so bestand für sie dennoch kein Zweifel an einer funktionalen Verflechtung mit Bielefeld: „Ihr Ausmaß, vor allem im Bereich der Energie- und Wasserversorgung, des Krankenhaus- und Krankentransportwesens, der intensiven wechselseitigen Pendlerbeziehungen, des Berufsschulsektors, der Verkehrsverbindungen und des beträchtlichen Personennahverkehrs innerhalb des Bielefelder Raumes“ sei hinreichend belegt.<sup>24</sup> Vor dem Hintergrund, dass ein Großteil der Einwohner Sennestads aus dem Bielefelder Raum gezogen sei, halte sich – so die Richter in ihrer Urteilsbegründung – die „Beeinträchtigung der örtlichen Verbundenheit“ durch den Zusammenschluss in „erträglichen Grenzen, zumal auch im Bereich der Arbeitsplatz- und Pendlerbeziehungen verbindende Elemente“ fortwirkten.<sup>25</sup>

Wie schnell sich nach dem Städtezusammenschluss dann auch viele Bewohner der Großsiedlung mit der neuen Gesamtstadt Bielefeld arrangierten, gibt das erste Volksbegehren in Nordrhein-Westfalen zu erkennen. Als sich vor dem landesweiten Abschluss der Gebietsreform mit der „Aktion Bürgerwille“ 1973/74 überregional Protest gegen die Neugliederung formierte und das Reformverfahren noch in letzter Minute abgeändert werden sollte, beteiligten sich die nur wenige Monate zuvor gegen ihren Willen eingemeindeten Sennestädter verhältnismäßig wenig an dem Plebiszit. Zwar übertraf die Bevölkerung Sennestads mit einer Eintragungsquote von 11,3 Prozent das landesweite Ergebnis (6 Prozent). Im Vergleich zu den Eintragungsquoten in den Kommunen des städtischen Ballungsgebietes an Rhein und

<sup>22</sup> WB, 5.7.1973, Gutachter der NRW-Landesregierung: Es gab keine Initiativen. Wählergemeinschaften hätten für die Selbständigkeit eintreten müssen.

<sup>23</sup> In der Zeit vom 14. bis 25.9.1972 sammelte die Sennestädter Sportfreunde-Jugend über 6.000 Unterschriften für die Selbständigkeit der Stadt. WB, 9.9.1972, Unterschriften für die selbständige Stadt; NW, 13.12.1972, Sportfreunde-Jugend: viele MdLs waren für die Selbständigkeit! NW, 5.7.1973, S. Schmidt: „Geradezu läppische Argumente gegen Selbständigkeit“.

<sup>24</sup> Verfassungsgerichtshof Nordrhein-Westfalen [VerfGH NW], Urteil vom 2.11.1973, VerfGH 17/72, S. 27, StdABi, Oberstadtdirektor Kuhn, Nr. 36.

<sup>25</sup> Ebd., S. 33.

Ruhr von mehr als fünfzig Prozent relativiert sich aber der in der Großsiedlung festgestellte Mobilisierungsgrad stark.

Selbst entschiedene Gegner des Zusammenschlusses gaben sich schon bald gemäßig, wie das Verhalten des früheren stellvertretenden Bürgermeisters von Sennestadt, Schmidt, zeigt: Obwohl er nach Abschluss der Reform seine „schlimmsten Erwartungen auch bestätigt“<sup>26</sup> sah, glaubte er, als neues Ratsmitglied der Stadt Bielefeld „gegen die Interessen der Stadt Bielefeld und damit gegen das abgelegte Gelöbnis [zu] verstoßen“, wenn er für die Rückgemeindung von Sennestadt einträte.<sup>27</sup>

Dabei konnte sich die ehemals selbstständige, nun zum Stadtteil degradierte Großsiedlung kaum ausreichend im neuen Stadtparlament vertreten fühlen. Hatten dem Rat von Sennestadt noch 33 Mitglieder angehört, waren im Rat Groß-Bielefelds lediglich noch drei Sennestädter vertreten.<sup>28</sup> Die neue Bezirksverfassung mit der Einteilung der neuen Gesamtstadt in Stadtbezirke und damit der Einrichtung einer zweiten kommunalen Ebene sollten diese negativen Neuordnungsfolgen kompensieren. So sollte die Ausweisung der Großgemeinde als Stadtbezirk mit Bezirksvertretung und –verwaltungsstelle dem Verlust der kommunalen Selbständigkeit die Härte nehmen.<sup>29</sup> Und während in anderen kreisfreien Städten die Stadtbezirke häufig nach Himmelsrichtungen bezeichnet oder mit Ziffern durchnummeriert wurden, griff die Stadt Bielefeld bei der Bezirkseinteilung bestandsorientierte Kriterien auf und damit entsprechend auch die Namen der bisherigen selbstständigen Kommunen. Im Süden der Stadt existierte nun die Großsiedlung als Stadtbezirk Sennestadt weiter.

In den folgenden Monaten und Jahren galt es ganz praktische Herausforderungen zu meistern. So wurde die Reduzierung des einstigen städtebaulichen Prestigeprojekts auf die Postordnungsziffer „Bielefeld 11“ als Provokation empfunden. Verbargen sich hinter solchen Maßnahmen auch zeitgenössische Rationalisierungsvorstellungen, so schürten sie vor Ort in Sennestadt die Aversionen gegen die Zwangsfusion. Größere Protestaktionen gegen den vollzogenen Städtezusammenschluss sind allerdings nicht bekannt.<sup>30</sup> Mit Blick auf die Größenverhältnisse (Einwohner-

<sup>26</sup> Schreiben Schmidts an die Aktion Wähler Wille [Bürgerwille], 14.1.1974, Archiv Heimat- und Bürgerverein Wattenscheid e.V. [HBV WAT], St. 18.

<sup>27</sup> Schreiben Schmidts an die Aktion Bürgerwille, 27.1.1974, HBV WAT, St. 18.

<sup>28</sup> WB, 29.9.1973: Verfassungsverstreit in Münster: Ein Kampf von fünf Experten.

<sup>29</sup> VerfGH NW, Urteil vom 2.11.1973, VerfGH 17/72, Auszug abgedruckt, in: Deutsches Verwaltungsblatt 89, 1974, S. 515-517, Zitate S. 516; vgl. Bernhard Stürer, Die Urteile des Verfassungsgerichtshofes NW zum Bielefeld-Gesetz, in: Städte- und Gemeinderat 28, 1974, S. 138-146; Johannes Krimphove, Empirische Untersuchung zur Arbeit der Bezirksausschüsse in Nordrhein-Westfalen nach dem Rechtszustand bis zum 31. Dezember 1974, Diss. jur. Münster 1976, S. 43f.

<sup>30</sup> Vgl. Jost Benfer, Rückgemeindung. Sechs Städte begehren auf. Dokumentation der Bemühungen des Kettwiger Kreises zwischen 1983 und 1990, Wattenscheid/Zwickau 2009.

zahl und Stadtfläche) sowie auf die vielschichtigen sozialen und wirtschaftlichen Verflechtungen schien im Verhältnis zwischen der kreisfreien Großstadt und der jungen Großsiedlung letztlich vieles zugunsten einer Akzeptanz der Zugehörigkeit zum „Oberzentrum“ Bielefeld zu sprechen.

War damit nach Abschluss der Gebietsreform die Forderung nach kommunaler Selbstständigkeit auch vergleichsweise schnell verstummt, zeigen sich in den folgenden Jahren deutlich Bestrebungen zur Bewahrung der Eigenständigkeit innerhalb der Großsiedlung. Mit der Gründung des Sennestadtvereins im Jahr 1983, der sich der Heimatgeschichte und -pflege widmete, sollte die Verbundenheit mit der ehemals selbstständigen Kommune gefördert werden.<sup>31</sup> Als Vereinslogo diente das Wappen der früheren Großgemeinde. Der Verein wandte sich mit seinem Anliegen auch gegen Folgen der Eingemeindung. So seien „viele Sennestädter über die Entwicklung unseres Stadtbezirks nach der Eingemeindung sehr enttäuscht“, da die Politik des Bielefelder Rates als zentralistisch empfunden werde und sie sich nur wenig um eine differenzierte Entwicklung der Randbezirke bemühe.<sup>32</sup>

So stießen die Bemühungen der Stadtverwaltung Bielefelds, in der neu entstandenen städtischen Einheit auch ein einheitliches Stadtbewusstsein entstehen zu lassen<sup>33</sup>, letztlich immer wieder an Grenzen, insbesondere in Sennestadt. Innerhalb der Bevölkerung bestand ein Bedürfnis, sich mit dem Bezirk zu identifizieren. Neben der Bezirksvertretung boten die lokal agierenden Vereine ein Forum zur Unterstreicherung und Stärkung des Gemeinschaftsgefühls in der Großsiedlung abseits des Bielefelder Zentrums.<sup>34</sup> Der im Sennestadtverein eingerichtete Kulturkreis verstand sich mit seinem Angebot denn auch als ein lokales Gegengewicht zum „Oberzentrum Bielefeld“, das „allein durch die Bielefelder Innenstadt definiert“ sei.<sup>35</sup>

Unter den ‚alten‘ Sennestädtern entwickelte sich damit eine neue Identifikation mit dem eigenen Bezirk.<sup>36</sup> Bei den nach dem Städtezusammenschluss in die Großsiedlung Zugezogenen sah dies allerdings anders aus. Die Mitglieder des Sennestadtvereins rekrutierten sich weitgehend aus der Einwohnerschaft der alten Gemeinde

<sup>31</sup> Satzung des Sennestadtvereins e.V., 7.11.1983 (Schriftliche Mitteilung des Sennestadtvereins e.V., 30.8.2003); vgl. Sennestadtverein e.V., S. 68-74.

<sup>32</sup> Schriftliche Mitteilung des Sennestadtvereins (Ulrich Klemens), 30.8.2003.

<sup>33</sup> Vgl. Mecking, S. 273-282.

<sup>34</sup> Vgl. Annette Zimmer, Vereine und lokale Politik, in: Hellmut Wollmann/Roland Roth (Hrsg.), Kommunalpolitik. Politisches Handeln in den Gemeinden, Bonn 1998, S. 247-262; Der Sennestadtverein, Mitteilungsblatt für Mitglieder des Sennestadtvereins e.V., 7.9.1990, S. 1f.

<sup>35</sup> Schriftliche Mitteilung des Sennestadtvereins (Ulrich Klemens), 30.8.2003; vgl. Dorothee Prins, Kunst zum Anfassen. In Sennestadt wird Kunst „unters Volk“ gebracht, in: Der Minden-Ravensberger 59, 1987, S. 94.

<sup>36</sup> Vgl. Bärbel Sunderbrink/Bernd Wagner, Das war das 20. Jahrhundert in Bielefeld, Gudensberg-Gleichen 2001, S. 77.

Senne II und den in der Aufbau- und Ausbauphase hinzugezogenen Familien. Es gelang nicht, die nach der Eingemeindung neu nach Sennestadt gekommenen Personen in die Vereins- und Veranstaltungsarbeit zu integrieren.<sup>37</sup>

Während die Eingliederung des ländlichen Nordens Bielefelds vergleichsweise konfliktfrei verlaufen war, gab es mit der südlich gelegenen Sennestadt immer wieder Reibungspunkte. Dort fühlte man sich eben nicht „seelenlos“, sondern vernachlässigt. Die ‚alten‘ Sennestädter gerieten noch Jahrzehnte nach dem Zusammenschluss „in Rage über die Behandlung, die der jetzige Stadtbezirk Sennestadt von der ‚Zentrale‘ erfahre“.<sup>38</sup> So wird die schlechte Anbindung der Großsiedlung an das Netz der Stadtbahn bis heute kritisiert. Spiegeln die Ressentiments auch eine nostalgische Verklärung der kurzen Zeit der kommunalen Selbstständigkeit der 1960er Jahre wider, so verweist das Beispiel Sennestadt dabei gleichzeitig auf das Mobilisierungspotenzial zugunsten eines Heimat- und Wir-Gefühls in einer neuen Großsiedlung.

Insgesamt fällt die Bewertung des Zusammenschlusses aus Sicht der Sennestädter Stadtteilbevölkerung ambivalent aus. Gegen eine Zwangsfusion mit Bielefeld, dem vermeintlichen ‚*worst case*‘ der kurzen Stadtgeschichte, waren keine Vorkehrungen getroffen worden, sodass dem Unvermeidlichen letztlich überwiegend gelassen entgegengesehen wurde. Nach der verlorenen Klage bestand lediglich ein Anspruch auf den rechtlich garantierten Mindeststandard, mit dem sich die eingemeindete Stadt als ein neuer Stadtbezirk der Großstadt Bielefeld zufriedengeben musste. Damit konnte das einstige Prestigeobjekt Sennestadt weniger als andere Stadtteile auf mögliche Großstadtsegnungen hoffen und diese Negativerwartung brach dem Gefühl des benachteiligten ‚Vorortler‘-Daseins Bahn.

**Prof. Dr. Sabine Mecking, Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NRW,  
sabine.mecking@fhoev.nrw.de**

<sup>37</sup> Ebd.; vgl. Satzung des Sennestadtvereins e.V., 7.11.1983.

<sup>38</sup> WB, 6.3.2002., Michael Schläger, Wie viele Stadtbezirke braucht Bielefeld? Lösung nur im Konsens möglich; Gespräch der Autorin mit Hans Vogt, Bielefeld-Sennestadt, 12.8.2003.



**Tilman Harlander/Gerd Kuhn (Hrsg.), Soziale Mischung in der Stadt. Case Studies - Wohnungspolitik in Europa - historische Analyse, Stuttgart (Krämer Verlag) 2012, 440 S.**

**Sybille Münch, Integration durch Wohnungspolitik? Zum Umgang mit ethnischer Segregation im europäischen Vergleich, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften) 2010, 484 S.**

Im Hinblick auf ihren Aufbau könnten die beiden besprochenen Bücher nicht unterschiedlicher sein: hier der breit angelegte und reich bebilderte Sammelband von Tilman Harlander und Gerd Kuhn; dort die politikwissenschaftliche Dissertation von Sybille Münch. Spannend wird die Gegenüberstellung der Werke dadurch, dass beide neue Perspektiven auf den Zusammenhang von Stadtentwicklung und Segregation eröffnen wollen. Begründet wird dies mit einem Unbehagen über einen weitverbreiteten unreflektierten Umgang mit dem Problem sozialer Segregation. Während Harlander und Kuhn vorsichtig formulieren, dass das Ziel, soziale Mischung herzustellen, allzu oft „naiv“ sei, greift Münch explizit die Parole „Integration trotz Segregation“ auf, um ein differenzierteres Bild zu entwerfen.

Der von Harlander und Kuhn herausgegebene Sammelband versucht diesen Anspruch umzusetzen, indem er ein ausnehmend breites Themenspektrum abbildet. An der von der Wüstenrot Stiftung geförderten Publikation haben insgesamt 31 Autorinnen und Autoren vor allem aus den Bereichen Architektur, Stadtplanung und den Geschichtswissenschaften mitgewirkt. Der erste Teil ist der historischen Fundierung der Diskussion um soziale Mischung in Deutschland vom Mittelalter bis 1989 gewidmet. Hier werden Forschungsergebnisse zusammengefasst, etwa wie soziale Mischung im sozialreformerischen Diskurs des Kaiserreichs thematisiert wurde oder welche Vorstellungen einer ausgewogenen Sozialstruktur der Planung von Großsiedlungen nach dem Zweiten Weltkrieg zugrunde lagen. Insbesondere werden dabei gesellschaftspolitische Ziele der Stadtplanung und sozialstrukturelle Entwicklungen miteinander kontrastiert – explizit in Christoph Bernhardts mikrogeschicht-

lichem Exkurs zur Bewohnerstruktur der Berliner Yorckstraße um 1900. Auf den historischen Teil folgt ein weites Panorama internationaler Fallstudien aus den USA, China, Brasilien, Korea, Ägypten, Frankreich, Spanien, Polen, der Türkei, Großbritannien, Dänemark, der Schweiz, den Niederlanden und Deutschland. Die Beiträge geben zunächst einen Überblick über die jeweiligen aktuellen Diskussionen zum Thema Segregation und soziale Mischung als stadtplanerische Aufgabe und verbinden dies mit Analysen konkreter Bauprojekte. Gerade in der schlaglichtartigen Fokussierung auf einzelne Gebäude und Ensembles wird sehr anschaulich, welche vielfältigen Formen Segregation wie Mischung annehmen können.

Die Arbeit von Münch ist demgegenüber nicht an konkreten baulichen Strukturen orientiert; vielmehr werden hier *policy*-Ansätze zum Umgang mit ethnischer Segregation im deutsch-britisch-niederländischen Vergleich analysiert. Im Mittelpunkt stehen verschiedene Versuche, ethnische Mischung durch Wohnungspolitik zu erreichen, von Belegungsstrategien über Förderprogramme bis hin zu Zuzugssperren. Münch fragt nach der jeweiligen sozialen Konstruktion von Problemlagen und zeigt, wie daraus spezifische Lösungsstrategien entstanden. Dementsprechend ist die Arbeit, obwohl sie eine dezidiert politikwissenschaftliche Fragestellung verfolgt, explizit auch an der historischen Genese ihres Untersuchungsgegenstandes interessiert. Ausführlich beschreibt Münch zum einen die jeweilige Wahrnehmung von Migration und Migranten als Mietern in den faktisch zu Einwanderungsländern gewordenen nordwesteuropäischen Staaten seit 1945. Sie analysiert die gängigen Narrative, um Deutungen von ethnischer Segregation und deren Folgen zu erklären, wobei sie auch widersprüchliche und alternative Deutungsangebote in den Blick nimmt. Zum anderen zeichnet Münch das Verständnis von den Aufgaben einer Wohnungspolitik nach, um die Maßnahmen, die gegen Segregation getroffen oder auch nicht getroffen wurden, in einen breiteren Kontext sozialstaatlicher Handlungsoptionen einzuordnen.

Während der von Harlander und Kuhn herausgegebene Sammelband durch seine Breite besticht, gewinnt Münchs Dissertation durch ihre Konzentration auf ethnische Segregation und ihre theoretische Ausrichtung auf die soziale Konstruktion von Problemlagen analytische Schärfe. Insgesamt präsentieren die beiden Publikationen sich wechselseitig ergänzende Perspektiven, wobei die erstere einen Schwerpunkt auf die Manifestation von Segregation wie Mischungsabsichten in gebauten Strukturen und letztere auf wohnungspolitische Instrumentarien legt. Beide zeigen eindrücklich, dass sich die Frage nach Sinn und Chancen, soziale Mischung herzustellen, nur im internationalen Vergleich adäquat erörtern lässt. Gerade die deutsche Diskussion, das wird sowohl bei Harlander und Kuhn als auch bei Münch deutlich, ist einerseits von alarmistischen Tönen geprägt, die die Gefahren sozialer

Segregation hervorheben, andererseits von populären Ansichten, die die Probleme insbesondere mit Blick auf die USA relativieren. Der Anspruch, eine breite und differenzierte Debatte über Segregation und die Erreichbarkeit sozialer Mischung in der Stadt anzuregen, wird von Harlander und Kuhn explizit erhoben und durch Stellungnahmen von Vertretern von Wohnungswirtschaft und Behörden im Sammelband unterstrichen. Dass eine solche Debatte in den kommenden Jahren geführt werden muss, erscheint vor dem Hintergrund der neuerlichen Dynamik auf dem Wohnungsmarkt durchaus wahrscheinlich. Dass dabei auch der Wert historisch reflektierter Beiträge erkannt wird, bleibt zu hoffen.

Dr. Sebastian Haumann, TU Darmstadt, haumann@pg.tu-darmstadt.de

## FORUM

SYBILLE FRANK / JOCHEN SCHWENK /  
SILKE STEETS / GUNTER WEIDENHAUS

# Städte und ihre Zoos. Über die eigenlogische Strukturierung von Räumen

## Einleitung

Zoos sind seltsame Orte. Sie dienen dazu, Menschen und (exotische) Tiere in eine ungewöhnliche Nähe zueinander zu bringen, während sie gleichzeitig mit einem hohen baulichen und technischen Aufwand dafür Sorge tragen, dass beide feinsäuberlich voneinander getrennt bleiben. Dass die StadtbewohnerInnen – denn Zoos liegen vornehmlich in Städten – in Kontakt mit (wildem) Tieren kommen können, ohne dass es dabei zu schwerwiegenden kognitiven Irritationen, zu hygienisch problematischen Situationen oder gar zu physisch gefährlichen Begegnungen kommt, dafür wurden Zoos gebaut.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts entwickelte sich der Zoo als raumstrukturelle Form der Präsentation exotischer Tiere aus der absolutistischen Menagerie.<sup>1</sup> Befeuert durch die Gedankenwelt der Französischen Revolution entstand im Schoße der noch jungen bürgerlichen Gesellschaften Europas die Idee öffentlich zugänglicher Zoologischer Gärten. Insbesondere die 1793 in Paris eröffnete „Ménagerie du Jardin des Plantes“ gilt bis heute als Blaupause der modernen Zoogeschichte.<sup>2</sup> So können Eric Baratay und Elisabeth Hardouin-Fugier in ihrer internationalen Geschichte der Zoologischen Gärten folgern: „[...] modern forms of zoological garden were invented in Europe and spread from there beginning in the nineteenth century“.<sup>3</sup>

Die ersten Zoos<sup>4</sup> entstanden im 18. und 19. Jahrhundert in den urbanen Räumen Europas.<sup>5</sup> In dieser Zeit waren Städte Aushandlungsorte eines neuen bürgerli-

<sup>1</sup> Vgl. Eric Baratay und Elisabeth Hardouin-Fugier, *Zoo. A History of Zoological Gardens in the West*, London 2002; Ash, Mitchell (Hrsg.), *Mensch, Tier und Zoo. Der Tiergarten Schönbrunn im internationalen Vergleich vom 18. Jahrhundert bis heute*, Wien, Köln und Weimar 2008.

<sup>2</sup> Baratay und Hardouin-Fugier, *Zoo*, S. 73-74.

<sup>3</sup> Baratay und Hardouin-Fugier, *Zoo*, S. 13.

<sup>4</sup> Zum 1752 gegründeten Tiergarten Schönbrunn, dem ältesten noch bestehenden Zoo der Welt, vgl. Ash, *Mensch, Tier, Zoo*.

<sup>5</sup> Vgl. Kay Anderson, *Animals, Science, and Spectacle in the City*, in: Jennifer R. Wolch und Jody Emel

chen Selbstverständnisses.<sup>6</sup> Entsprechend können sie als Kristallisationspunkte verschiedener, die europäischen Gesellschaften heute noch prägender Denkbilder verstanden werden. In der stadtsoziologischen Forschung unter dem Schlagwort der ‚Europäischen Stadt‘ zusammengefasst, bildete sich in den europäischen Städten ein binär strukturierter Ordnungsmechanismus heraus, der entlang der zentralen Unterscheidungen von Öffentlichkeit und Privatheit,<sup>7</sup> Stadt und Land,<sup>8</sup> Kultur und Natur<sup>9</sup> sowie Mensch und Tier<sup>10</sup> verlief. So entwickelte sich eine Idealvorstellung von Stadt, die alles Wilde und Ländliche ausschloss<sup>11</sup> und der zufolge die Stadt von Menschen und nicht von ungezähmten oder nützlichen Tieren bewohnt wird.<sup>12</sup>

Zoos besaßen damit im Rahmen der bürgerlichen Stadtkultur des imperialen 19. Jahrhunderts eine wichtige Funktion. Sie führten dem modernen Großstadtmenschen, den Georg Simmel als blasiert und intellektuell beschrieben hat<sup>13</sup>, seine eigenen Ausschlüsse vor Augen. Zoos lieferten den beständigen Beweis, dass die kulturelle Zähmung der Wildheit im urbanen Raum sowie die Herrschaft des Westens über die kolonialisierte Welt gelungen waren.<sup>14</sup> Die räumlichen und architektonischen Arrangements der Zoolandschaft sollten garantieren, dass Zoos die Erfahrung der Welt und ihrer Ordnung mittels der unterhaltsamen Präsentation von Tieren als Teil allgemeinbildender naturkundlicher Aufklärungsarbeit vermittelten. Zoos waren damit nichts anderes als städtische Einschlüsse des Ausgeschlossenen.

(Hrsg.), *Animal Geographies. Place, politics, and identity in the nature-culture borderlands*, London und New York 1998, S. 27-50.

<sup>6</sup> Vgl. Walter Siebel, *Einleitung: Die europäische Stadt*, in: Ders. (Hrsg.), *Die europäische Stadt*, Frankfurt am Main 2004, S. 11-50.

<sup>7</sup> Vgl. Hans Paul Bahrdt, *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*, Reinbek bei Hamburg 1961.

<sup>8</sup> Vgl. Hartmut Häußermann und Walter Siebel, *Städte, Gemeinden und Urbanisierung*, in: Hans Joas (Hrsg.), *Lehrbuch der Soziologie*, Frankfurt am Main und New York 2001, S. 505-532.

<sup>9</sup> Vgl. Siebel, *Einleitung*, S. 21.

<sup>10</sup> Vgl. Dorothee Brantz, *Die „animalische Stadt“: Die Mensch-Tier-Beziehung in der Urbanisierungsforschung*, in: *IMS 1* (2008), S. 86-100; Ulrike Pollack, *Die städtische Mensch-Tier-Beziehung. Ambivalenzen, Chancen und Risiken*, Berlin 2009; Clemens Wischermann, *Der Ort des Tieres in einer städtischen Gesellschaft*, in: *IMS 2* (2009), S. 5-12.

<sup>11</sup> Vgl. Susanne Frank, *Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts*, Opladen 2003.

<sup>12</sup> Vgl. Chris Philo, *Animals, Geography, and the City: Notes on inclusion and exclusion*, in: Wolch und Emel, *Animal Geographies*, S. 51-71.

<sup>13</sup> Vgl. Georg Simmel, *Die Großstädte und das Geistesleben*, in: Ders., *Das Individuum und die Freiheit*, Stuttgart 1984 (1903), S. 192-204.

<sup>14</sup> Vgl. Christina Wessely, *Künstliche Tiere. Zoologische Gärten und urbane Moderne*, Berlin 2008, sowie Baratay und Hardouin-Fugier, *Zoo*, S. 9-13.

Dieses Prinzip lässt sich wie folgt skizzieren: Als exotische Tiere werden die Tiere im Zoo in größtmöglicher Distanz zur städtischen Kultur wahrgenommen<sup>15</sup>, denn das Exotische liegt noch jenseits des Horizonts, der das Ende des Ländlichen markiert. Und dennoch sind die wilden Tiere in der Stadt anwesend, befinden sich in größtmöglicher Nähe, allerdings abgesperrt durch Glasscheiben oder Gitterstäbe, zu den Stadtmenschen: „Zoos found the right place for ‘wild’ animal nature, for instance, reinforcing the cultural point that ‘wildness’ was not something that was supposed to exist in the public streets, but paradoxically charging this exotic and indeed imperial sensibility with homely aspirations and domestic sentiment – melting intimacy with distance.“<sup>16</sup> Wie sehr dieses Prinzip des Einschlusses des Ausgeschlossenen als Sinnbild für die städtische Ordnung auch über die Europäische Stadt hinaus funktioniert, lässt sich ermesen, wenn man einen Seitenblick auf das symbolische Universum von Hollywoodfilmen riskiert. Eines der beliebtesten Motive zur Darstellung des Zusammenbruchs städtischer und damit zivilisatorischer Ordnung sind Sequenzen wie jene in den Blockbustern „Twelve Monkeys“ (1995) oder „I am Legend“ (2007), in denen sich entlaufene Zootiere die Stadt aneignen.

Die Forschungsfrage, die wir in diesem Beitrag beantworten wollen, lautet, ob und wie das soeben skizzierte allgemeine Prinzip der Funktionsweise von Zoos in lokalen Kontexten moduliert wird. Konkret werden wir prüfen, ob Zoos überall mit denselben Argumenten und Zielsetzungen etabliert wurden und ob sich das Prinzip des Einschlusses des Ausgeschlossenen überall mithilfe der gleichen baulichen und räumlichen Strukturierungen realisiert findet. In einem zweiten Gedankenschritt werden wir danach fragen, ob die spezifischen Einschlüsse des Ausgeschlossenen jeweils *stadtspezifisch* organisiert sind. Zur Bearbeitung dieser Frage wählen wir einen Theorierahmen, der es ermöglicht, etwaige Unterschiede zwischen Städten in den Aushandlungsprozessen von Zoos im Zuge ihrer Entstehung und in den baulich-räumlichen Arrangements nicht nur zu beschreiben, sondern der auch den Anspruch hat, diese zu erklären: die Theorie von der Eigenlogik der Städte. Vor ihrem Hintergrund lässt sich die oben genannte doppelte Problemstellung auch in die einfache Frage übersetzen, ob sich die Eigenlogik einer jeweiligen Stadt in ihren Zoos ausdrückt.

Der vorliegende Beitrag stellt zunächst die theoretische Rahmung, die These von der Eigenlogik der Städte, vor und erläutert im Folgenden die Auswahl der vier Fallbeispiele, die Zoos in den Städten Berlin, Leipzig, Frankfurt am Main und Darm-

<sup>15</sup> Vgl. Philip Howell, *Between the Muzzle and the Leash: Dog-walking, discipline, and the modern city*, unveröffentlichter Vortrag auf dem Association of American Geographers Annual Meeting 2006, Chicago. Erscheint in: P.J. Atkins (Hrsg.), *Animated Cities: Urban Historical Insights into Human-Animal Interaction*, Aldershot 2012.

<sup>16</sup> Vgl. ebd., o.S.

stadt, sowie die zu Grunde liegenden Untersuchungsmethoden. Die Darstellungen der Entwicklungsgeschichten und baulich-räumlichen Arrangements der vier Beispielzoos sowie die Analyse der empirischen Befunde im Hinblick auf unterschiedliche städtische Eigenlogiken bilden den Hauptteil des Textes. Abschließend werden diese Ergebnisse vergleichend zusammengeführt, um zu Aussagen über den möglichen Einfluss spezifischer Städte auf ihre Zoos zu gelangen.

### *Eigenlogik der Städte*

Die in den letzten Jahren insbesondere in der Soziologie entwickelte These von der Eigenlogik der Städte hat die Diagnose zum Ausgangspunkt, dass ‚Stadt‘ in den letzten Jahrzehnten nur selten im Fokus wissenschaftlicher Analysen gestanden habe. Wie die Darmstädter StadtsoziologInnen Helmuth Berking und Martina Löw in dem von ihnen herausgegebenen programmatischen Band „Die Eigenlogik der Städte“<sup>17</sup> bilanzieren, habe die bisherige sozial- und kulturwissenschaftliche Stadtforschung ‚Stadt‘ mehrheitlich entweder „als Laboratorium für Gesellschaftsprozesse jedweder Art“ und somit als einen Unterfall von *Gesellschaft* betrachtet, oder mittels quartiersbezogener Milieustudien Lebensverhältnisse und Orte sozialer Gruppen *in Städten* untersucht.<sup>18</sup> Zwar hätten diese Studien zu wichtigen Erkenntnissen geführt, doch gebe es in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Stadtforschung ein vergleichsweise geringes Wissen über „das Spezifische der Vergesellschaftungsform Stadt“ sowie über die Differenz zwischen Städten.<sup>19</sup> Dabei sei das Wissen, dass New York nicht Avignon und Frankfurt nicht Hongkong ist, in die Alltagserfahrungen der Menschen seit jeher fest eingeschrieben.

Helmuth Berkings Vorschlag für einen sozial- und kulturwissenschaftlich geprägten Konzeptbegriff von ‚Stadt‘ lautet, ‚Stadt‘ raumtheoretisch zu fassen.<sup>20</sup> Im Anschluss an Louis Wirth<sup>21</sup> definiert er ‚Stadt‘ als eine raumstrukturelle Form, die sich

<sup>17</sup> Vgl. Helmuth Berking und Martina Löw (Hrsg.), *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*, Frankfurt am Main und New York 2008.

<sup>18</sup> Helmuth Berking, „Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen“ – Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte, in: Ders. und Martina Löw (Hrsg.), *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*, Frankfurt am Main und New York 2008, S. 15-31, hier: S. 15-16.

<sup>19</sup> Helmuth Berking und Martina Löw, Einleitung, in: Ders./Dies. (Hrsg.), *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*, Frankfurt am Main/New York 2008, S. 7-14, hier S. 8.

<sup>20</sup> Vgl. Berking, „Städte“. Zum Ansatz der ‚Eigenlogik‘ vgl. zusammenfassend Sybille Frank, *Eigenlogik der Städte*, in: Frank Eckardt, *Handbuch Stadtsoziologie*, Wiesbaden 2012, S. 289-309. Zum Verhältnis von Eigenlogik und Stadtgeschichte vgl. Dieter Schott, ‚Eigenlogik der Städte‘: Abkehr von der Urbanisierungsforchung?, in: *IMS 2* (2012), S. 76-86.

<sup>21</sup> Vgl. Louis Wirth, *Urbanität als Lebensform*, in: Ulfert Herlyn (Hrsg.), *Stadt und Sozialstruktur*, München 1974 (1938), S. 42-67.

durch Größe, Dichte und Heterogenität von anderen räumlichen Gebilden unterscheidet. Den Begriff ‚Dichte‘ versteht er sowohl quantitativ als auch qualitativ: In quantitativer Hinsicht bezeichne er die „Steigerung von Kontaktflächen“, also die Vielzahl von Begegnungen in der Stadt, während seine qualitative Dimension auf „Intensitätssteigerung“ durch die Vielgestaltigkeit dieser Begegnungen verweise.<sup>22</sup> ‚Heterogenität‘ kann auf dieser Grundlage als Gleichzeitigkeit des Unterschiedlichen und ‚Dichte‘ als dessen spezifische lokale Verwobenheit verstanden werden.

Die Art und Weise, in der ‚Stadt‘ Dichte und Heterogenität herstellt, sei, so Berking, von Stadt zu Stadt verschieden. Jede Stadt verdichte sich zu einem spezifischen Sinnzusammenhang, zu einem für sie einzigartigen Zusammenspiel von räumlicher Organisation, materialer Umwelt und kulturellen Dispositionen. Als spezifische Art der Verdichtung erhalte der Begriff ‚Dichte‘ hier eine über die zuvor referierte raumstrukturelle Semantik hinausweisende Bedeutung: Während ‚Dichte‘ einen Ort in einem raumstrukturellen Sinn definiere, beschreibe ‚Verdichtung‘ ihn in Gestalt gemeinsamer Routinen und Sinnkontexte in einer Wirklichkeit stiftenden Sinn. Berkings These lautet, dass mittels vor Ort eingespielter, präreflexiver und daher stillschweigend wirksamer Prozesse der Sinnformung, die sich in Praktiken niederschlugen, jede Stadt ihre eigene „natürliche Einstellung“ zur Welt evoziere. Diese „natürliche Weltsicht“ belegt Berking mit dem Begriff der „Doxa“<sup>23</sup>: „‚Stadt‘ geht mit Wahrnehmungs- und Gefühls-, mit Handlungs- und Deutungsschemata einher, die in ihrer Gesamtheit das ausmachen, was man als ‚großstädtische Doxa‘ auszeichnen kann“.<sup>24</sup>

Die Doxa einer Stadt, die eigensinnige Sicht der Wirklichkeit, die sie produziert, formt sich über Reproduktionsprozesse zu einer besonderen Logik der jeweiligen Stadt, zu einem ihr und nur ihr eigenen Modus der Verdichtung und Heterogenisierung. Der Begriff der ‚Eigenlogik der Städte‘ möchte genau diese verborgenen, da vorbewussten Strukturen der Städte erfassen und zu ihrer Erforschung anregen. Da sich die Eigenlogik einer Stadt, verstanden als unhinterfragte Gewissheit über *diese* spezifische Stadt, laut Berking in alle für die städtische Alltagspraxis konstitutiven Gegenstände hineinwebt – in den menschlichen Körper, in die Materialität des Stadtbildes, in kulturelle, politische und wirtschaftliche Praktiken –, müssten sich eigenlogische Strukturen auf unterschiedlichsten städtischen Untersuchungsfeldern aufspüren lassen.

<sup>22</sup> Berking, „Städte“, S. 20.

<sup>23</sup> Vgl. Ulf Matthiesen, *Lebensweltliches Hintergrundwissen*, in: Michael Wicke (Hrsg.), *Konfigurationen lebensweltlicher Strukturphänomene*, Opladen 1997, S. 157-178.

<sup>24</sup> Berking, „Städte“, S. 23.

## Untersuchungsdesign

Folgt man der These von der Eigenlogik der Städte, so eignet sich keine Stadt besser oder schlechter für die Analyse städtischer Eigenlogik, da prinzipiell alle Städte eigenlogische Strukturen aufweisen. In jedem Fall erfordert die Untersuchung städtischer Eigenlogik aber ein komparatives Untersuchungsdesign, da das Eigene nur in der Differenz zu Anderem erkannt werden kann.

Die hier getroffene Entscheidung für einen Vergleich der Städte Berlin, Darmstadt, Frankfurt am Main und Leipzig ist forschungspragmatischen Überlegungen geschuldet, denn zu eigenlogischen Strukturen dieser vier Städte liegen bereits erste Hypothesen vor.<sup>25</sup> Sie wurden jedoch auf unterschiedlichen Untersuchungsfeldern und zudem mit unterschiedlichen Methoden gewonnen. Umso reizvoller erscheint es also, die gewonnenen Hypothesen auf einem einzigen Untersuchungsfeld und mit einem standardisierten Methodendesign zu überprüfen. Die Entscheidung, die Zoos der genannten vier Städte zum Untersuchungsfeld zu machen, fiel aus den folgenden zwei Gründen:

Erstens können nach dem Konzentrationsprinzip Eigenlogiken umso besser herauspräpariert werden, je mehr Faktoren konstant gehalten werden, das heißt, je mehr für die Fragestellung relevante Ähnlichkeiten die Städte aufweisen. Alle vier genannten Städte liegen in Deutschland und ihre Wurzeln reichen bis ins Mittelalter zurück. Alle folgten den Entwicklungslinien der Europäischen Stadt<sup>26</sup> und verfügen über ähnliche kulturelle und städtebauliche Traditionen. Damit eignet sich ihre Auswahl dazu zu prüfen, ob die Mechanismen der Repräsentation des ‚Wilden‘ in der Europäischen Stadt, also der Einschluss des Ausgeschlossenen, stadtspezifisch organisiert sind oder sich in allen vier Städten gleichen. Sollten wir Unterschiede finden, die sich zudem auf eine jeweils lokalspezifische Organisationsform von Dichte und Heterogenität zurückführen lassen, wäre dies ein starker empirischer Hinweis auf die Relevanz der Eigenlogik-These.

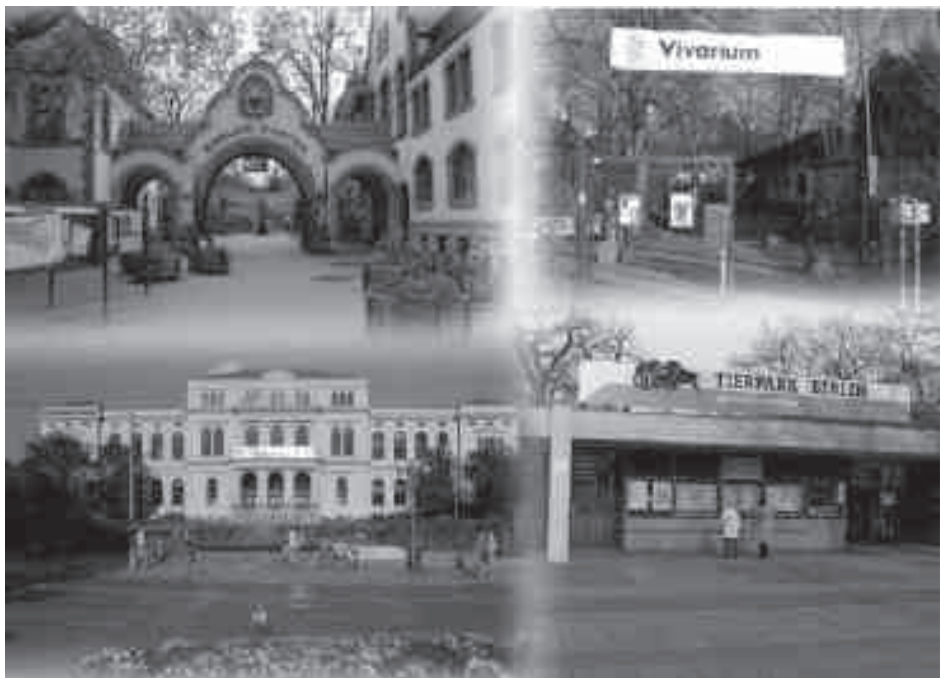
<sup>25</sup> Vgl. zu Berlin: Martina Löw, *Soziologie der Städte*. Frankfurt am Main 2008; zu Darmstadt: Martina Löw, Peter Noller und Sabine Süß (Hrsg.), *Typisch Darmstadt. Eine Stadt beschreibt sich selbst*, Frankfurt am Main und New York 2010 und Gunter Weidenhaus, *Jenseits von Trash und Bohème. Wie die Kultur von Darmstadt erlebt wird*, in: Löw, Noller und Süß, *Typisch Darmstadt*, S. 30-38; zu Frankfurt am Main: Marianne Rodenstein, *Die Eigenarten der Städte – Frankfurt und Hamburg im Vergleich*, in: Berking und Löw, *Eigenlogik*, S. 261-311 und Alidoust Abdullah, Heike Ackermann, Michèle Andiel et al., *Eine vergleichende Untersuchung zu den „Images“ von Frankfurt und Dortmund*. Abschlussbericht des Lehrforschungsprojekts „Eigenlogik der Städte“ unter der Leitung von Helmuth Berking und Jochen Schwenk, Darmstadt 2010; zu Leipzig: Silke Steets, *„Wir sind die Stadt!“ Kulturelle Netzwerke und die Konstitution städtischer Räume in Leipzig*, Frankfurt am Main und New York 2008.

<sup>26</sup> Vgl. Siebel, *Einleitung*.

Zweitens kann Eigenlogik als ein soziales Phänomen nur dann nachgewiesen werden, wenn sie regelgeleitet, routinisiert und stabil ist. Entsprechend müssen auch soziologische Fallstudien die historische Entwicklung der ausgewählten Städte und ihrer Zoos mit bedenken. Bezüglich dieses Punktes verfahren wir nach dem Streuungsprinzip: Wir berücksichtigen einerseits stadthistorische Brüche und andererseits unterschiedlich lange Traditionslinien der Zoos. Im Fall von Ostberlin und Leipzig gehen wir davon aus, dass stadtspezifische Regeln und Routinen nach der Gründung der DDR, die dem Modell der bürgerlich-europäischen Stadt das der sozialistischen Stadt<sup>27</sup> entgegenstellte, sowie erneut mit der Wende 1989 starke Zäsuren erfuhren. Weiterhin beinhaltet unser Sample zwei im 19. Jahrhundert gegründete Zoos (Frankfurt am Main und Leipzig) und zwei Zoogründungen der Nachkriegsjahre (Darmstadt und Ostberlin). Damit ergeben unsere Fallbeispiele ein vergleichendes Vierfelderdesign, das sich in die Dimensionen West/traditioneller Zoo (Zoologischer Garten Frankfurt am Main), West/junger Zoo (Vivarium Darmstadt), Ost/traditioneller Zoo (Zoologischer Garten Leipzig) und Ost/junger Zoo (Tierpark Berlin) teilt. Dieses Design ermöglicht es also gegebenenfalls, die Dauer, Reichweite und Resilienz eigenlogischer Entwicklungen zu studieren: Funktionieren die (Ost-) Zoos in Ostberlin und Leipzig anders als die (West-) Zoos in Frankfurt am Main und Darmstadt? Spiegelt sich die Eigenlogik einer Stadt in den frühen wie den späten Zoo-Gründungen gleichermaßen oder bleiben jüngere Zoos von ihr unbeeinflusst?

Während die These der Eigenlogik der Städte das theoretische Erklärungsmodell für die vorliegende Studie bildet, ist davon das konkrete methodische Vorgehen zu unterscheiden, mit dessen Hilfe die zur Klärung der aufgeworfenen Fragen notwendigen Daten erhoben werden. Hier haben wir uns für eine Kombination aus Dokumentenanalyse und ethnografischer Feldbeobachtung entschieden. Zum einen gehen wir davon aus, dass stadttypische Vergesellschaftungsformate bei einem Vergleich der zoobezogenen Dokumente der vier Städte bereits systematisch zutage treten müssten, Hinweise auf Eigenlogiken also aus den Institutionalisierungsprozessen der jeweiligen Zoos herauspräpariert werden können. Da sich präreflexive doxische Prozesse der Sinnformung besonders gut mittels einer Beobachtung alltäglicher nichtdiskursiver Praktiken rekonstruieren lassen, erscheinen uns zudem ethnografische Untersuchungen der Größe, Dichte und Heterogenität der genannten Zoos notwendig. Wir betrachten die räumlichen Anordnungen und die bauliche Gestalt der jeweiligen Zoos als Stein gewordene Praktiken, also als dauerhafte Materialisierungen dieser doxischen Gewissheiten.

<sup>27</sup> Vgl. Christine Hannemann, *Die Platte. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR*, Berlin 1996.



**Abb. 1:** Die Eingänge der vier Zoos: Zoologischer Garten Leipzig (oben links), Vivarium Darmstadt (oben rechts), Zoologischer Garten Frankfurt (unten links), Tierpark Berlin (unten rechts).

Das Ziel der sich nun anschließenden Präsentation der Ergebnisse der vier Fallstudien ist es zu prüfen, ob sich die Eigenlogiken Leipzigs, Frankfurts, Darmstadts und Berlins in den Institutionalisierungsprozessen ihrer jeweiligen Zoos und in der dortigen Organisation von Größe, Dichte und Heterogenität aufspüren lassen.

#### *Der Leipziger Zoologische Garten*

Der Leipziger Zoologische Garten wurde 1878 von Ernst Wilhelm Pinkert, einem Gastwirt, eröffnet.<sup>28</sup> Fünf Jahre vorher hatte Pinkert den Paffendorfer Hof, eine der beliebtesten Ausflugsgaststätten Leipzigs am nördlichen Stadtrand, übernommen. Pinkert war ein umtriebiger und innovativer Geschäftsmann, stets auf der Suche nach neuen Attraktionen, um die aufstrebende Leipziger Bürgerschaft in sein Lokal zu locken. Im Juli 1876 stellte er die ersten Tiere aus. Zu dieser Zeit war die Bezie-

<sup>28</sup> Vgl. Mustafa Haikal und Jörg Junhold, *Auf der Spur des Löwen. 125 Jahre Zoo Leipzig*. Leipzig 2003.

hung der LeipzigerInnen zu exotischen Lebewesen vorwiegend durch Wandermensagen und Abenteuerromane geprägt. „Für die Zoo-Idee gab es in Leipzig durchaus eine Lobby“ schreibt der Historiker Mustafa Haikal,<sup>29</sup> doch wenige Jahre zuvor, im Herbst 1861, war eine Initiative von Naturforschern und Zoologen der Leipziger Universität zur Einrichtung eines Tiergartens noch an der mangelnden Unterstützung des Stadtrates gescheitert.<sup>30</sup> Die Initiatoren um den Anatomie-Professor Julius Victor Carus hatten zoologische Forschung mit einem Bildungsgedanken, nämlich mit der Verbreitung naturkundlicher Kenntnisse, verbinden wollen. Pinkerts Konzept hingegen sah die Kombination von Tierhaltung und Gastronomie, von Spektakel und Schaustellung vor. Er traf damit den Nerv der LeipzigerInnen. Die Präsentation atemberaubender Neuerungen und Attraktionen war für die Messestadt insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts prägend: So lockte beispielsweise die Sächsisch-Thüringische Industrie- und Gewerbeausstellung 1897 mit Technischau, Wartburg-Nachbau, Alpen-Panorama und ‚Negerdorf‘ innerhalb von sechs Monaten 4,2 Millionen BesucherInnen an.<sup>31</sup> Die Hauptattraktion in Pinkerts ‚Thier-Park‘ war das Raubtierhaus. Ein Löwenpaar, das aus dem Berliner Zoo stammte, und ein bengalischer Königstiger erregten Ehrfurcht und Bewunderung. Zu Vergnügungszwecken gab es auf dem Gelände außerdem eine Rollschuhbahn. Kinderveranstaltungen, Ballonfahrten, Konzerte, Sommerfeste und Völkerschauen erweiterten das Programm: „Wer in den Zoo kam, sah sich dem Alltag enthoben. Wilde Tiere und ‚fremde Menschen‘ verschmolzen zu einer exotischen Kulisse“.<sup>32</sup>

Zwanzig Jahre nach seiner Gründung wurde der Zoo – bis dahin ein Privatunternehmen – in eine Aktiengesellschaft überführt, was neue Finanzierungsmöglichkeiten eröffnete und eine Erweiterung des Zoogeländes zuließ. Bis zum Ersten Weltkrieg waren Stadt wie Zoo von stetigem Aufschwung und Wachstum geprägt. Die anhaltende Begeisterung der LeipzigerInnen für den Erlebniszoo lässt sich insbesondere an den zahlreichen Festen und Sonderveranstaltungen ablesen. Ein Beispiel dafür ist das Sommerfest des Lehrer-Vereins im Juli 1902, das unter dem Motto „Um die Erde in 8 Stunden“ stand. Der gesamte Tiergarten war in Kontinente aufgeteilt, die auf einer festgelegten Route ‚bereist‘ werden konnten.<sup>33</sup> Erst während des und nach dem Ersten Weltkrieg sanken die BesucherInnenzahlen. In dieser Zeit begann der Zoo Löwen und Tiger – gegen Goldmark – für Filmproduktionen zu verleihen.

Während des Zweiten Weltkrieges dominierte zunächst eine scheinbare Normalität. 1942 verzeichnete der Zoo mit 840.000 BesucherInnen einen nie dagewesenen

<sup>29</sup> Ebd., S. 34.

<sup>30</sup> Vgl. ebd., S. 14.

<sup>31</sup> Enrico Hochmut, *Von der Dschungelhütte zum Glashaus*, in: *Leipziger Blätter* 39 (2001), S. 29.

<sup>32</sup> Vgl. Haikal und Junhold, *Auf der Spur*, S. 49.

<sup>33</sup> Vgl. ebd., S. 87.

Rekord; per Beschluss der Stadtverwaltung sollte der Zoo „von unerwünschten Gedanken ablenken“.<sup>34</sup> Die Zerstörungen durch den Zweiten Weltkrieg waren in Leipzig beträchtlich. Zwar hatte ein Großteil der Tiere überlebt, aber viele der Gebäude und Käfige waren zerstört und es herrschte Futtermangel. Mit Unterstützung der sowjetischen Militärverwaltung war der Zoo jedoch die erste Kultureinrichtung Leipzigs, die nach dem Krieg wieder geöffnet wurde.

Nach der Gründung der DDR wurde der Zoo erneut zu einem großen Anziehungspunkt. Wenige konkurrierende Freizeitangebote, aber auch der attraktive Tierbestand sowie die niedrigen Eintrittspreise gelten als Hauptgründe dafür. Konzeptionell entwickelte man den Zoo in dieser Zeit konträr zu seiner Gründungsidee weiter, nämlich als Bildungseinrichtung. 1969 wurde die Zooschule eröffnet, ein Angebot für Schulklassen, das jährlich rund 10.000 SchülerInnen wahrnahmen. Wie überall in der Stadt spitzte sich auch im Zoo die materielle Situation gegen Ende der 1980er Jahre zu. Die Baupolizei veranlasste unter anderem die Schließung der Kongresshalle. Dennoch war der Zoo mit 1,6 Millionen BesucherInnen im Jahr 1989 populär wie eh und je.

Die Zeit nach dem Ende der DDR stellte sich als ökonomisch äußerst schwierig dar. Der Reparatur- und Investitionsstau war erheblich.<sup>35</sup> Rechtlich erhielt der Zoo 1991 den Status eines städtischen Regiebetriebs, 1995 den eines kommunalen Eigenbetriebs, wodurch in weit höherem Maße wirtschaftliches Denken und Handeln gefordert waren. 1997 übernahm der bis heute tätige Jörg Junhold das Amt des Zoo-Direktors und schloss mit seinem Masterplan für den „Zoo der Zukunft“ an die Gründungsgeschichte der Einrichtung an. Der Masterplan sieht vor, den Leipziger Zoo bis 2015 zu einem „Erlebnispark der Extraklasse“<sup>36</sup> zu entwickeln. Dessen Grundlage ist eine ökonomische Professionalisierung, die in der Gründung der Zoo GmbH im Jahr 2000 ihre strukturelle Umsetzung fand. Räumlich ist der Zoo heute – ähnlich wie beim Sommerfest des Lehrer-Vereins 1902 – in verschiedene ‚Kontinente‘ und Erlebniszonen aufgeteilt. Neben ‚Afrika‘ und dem historischen ‚Gründer-Garten‘ am Eingang gibt es die Bereiche ‚Asien‘, ‚Südamerika‘ und die Menschenaffenanlage ‚Pongoland‘. Im Sommer 2011 eröffnete die gigantische Tropenhalle ‚Gondwanaland‘, benannt nach dem Urkontinent Gondwana, der bis vor etwa 150 Millionen Jahren Afrika, Südamerika und Teile Asiens umfasste. Im Perm hatte er eine Ausdehnung von zirka 73 Millionen Quadratkilometern, in Leipzig ist er auf 16.000 Quadratmetern untergebracht.<sup>37</sup>

<sup>34</sup> Vgl. ebd., S. 155.

<sup>35</sup> Vgl. ebd., S. 221.

<sup>36</sup> Vgl. ebd., S. 244.

<sup>37</sup> Vgl. Horst, Horsts Zoogeplüster. Geschichten von Lama, Affe & Co, Zoojournal 2008, S. 15.



**Abb. 2:** Leipzig: Zwergflamingos in der Kiwara-Savanne.

Symbolisch verdichten sich also im Leipziger Zoo die ganze Welt und wichtige Teile der Evolutionsgeschichte auf 26 Hektar. 2008 lebten dort insgesamt rund 4.600 Tiere aus 888 Arten. Auf einen Hektar verteilten sich 34 Arten, ein Tier hatte im Schnitt rund 57 Quadratmeter Fläche zur Verfügung.<sup>38</sup> Im selben Jahr besuchten über 1,6 Mio. Menschen den Zoo. In der Beliebtheit liegt der Leipziger Zoo damit weit vor allen anderen Vergleichstierparks, in der BesucherInnendichte (62.000 BesucherInnen pro Hektar) hinter Frankfurt auf dem zweiten Platz.

Der gegenwärtige Erfolg des Leipziger Zoos hängt sicherlich nicht unwesentlich von seiner räumlichen Organisation ab, die dem Prinzip der Disney-Themenparks<sup>39</sup> folgt. Auf einer festgelegten Route bewegen sich die BesucherInnen durch verschiedene Erlebniskontexte: von der ‚Lippenbärenschlucht‘ über die ‚Tiger-Taiga‘ und die Tropenwelt Gondwanas bis zur ‚Kiwara-Savanne‘, wo sich Giraffen, Antilopen, Strauße, Zebras, Hyänen und Zwergflamingos in der Weite Afrikas bewegen – so die Illusion. Es werden keinerlei eingezäunte Gehege sichtbar, die Bereiche für die ver-

<sup>38</sup> Vgl. Zoo-Infos, <http://www.zoo-infos.de>, Zugriff: 22.03.2010.

<sup>39</sup> Vgl. Wilfried Hackenbroich, Entwerfen aus Bildern, in: Regina Bittner (Hrsg.), Die Stadt als Event. Zur Konstruktion urbaner Erlebnisräume, Frankfurt am Main und New York 2001, S. 233-242, hier: S. 235.

schiedenen Arten sind vielmehr durch Landschaftselemente wie Hecken, Steingärten oder Sumpfgewässer voneinander getrennt, die Funktionsgebäude hinter naturalisierenden Steinfassaden versteckt. Die Gestaltung folgt dem selbstformulierten Anspruch des Zoos, die Welt der Tiere so zu zeigen, „wie sie wirklich ist“<sup>40</sup>. „Wir können von Disney beim Marketing lernen“, wird Zoodirektor Junold in der *Zeit* zitiert, „aber natürlich geht es zuerst darum, die Begegnung zwischen Mensch und Tier so zu gestalten, dass der Besucher motiviert wird, etwas für den Schutz der Arten zu tun“.<sup>41</sup> Das gegenwärtige Zoo-Konzept verbindet die für den Leipziger Zoo in seiner Gründungsphase prägenden Motive ‚Spektakel‘ und ‚Event‘ mit dem zeitgenössischen Gedanken der Nachhaltigkeit.



Abb. 3: Leipzig: die ‚perforierte Stadt‘.

Beim Blick auf aktuelle Leipziger Stadtentwicklungsdebatten wird eine interessante Parallele zur Zoogeschichte deutlich: Auch in Sachen Stadtentwicklung versucht man an historische Motive anzuschließen und dieses wiederzubeleben, wenngleich unter erheblichen Schwierigkeiten. Die Restrukturierung der Wirtschaft in den 1990er Jahren – von der Industrie- zur Dienstleistungsökonomie – führte in Leipzig

<sup>40</sup> Vgl. Zoo Leipzig, Der Leipziger Zoo, [http://www.zoo-leipzig.de/index.php?strg=9\\_13&baseID=13](http://www.zoo-leipzig.de/index.php?strg=9_13&baseID=13), Zugriff: 29.03.2010.

<sup>41</sup> Ralf Geissler, „Der Zoodirektor der Welt“, in: Die Zeit vom 18.02.2010, S. 11.

neben EinwohnerInnenverlusten und hoher Arbeitslosigkeit<sup>42</sup> zu einer paradoxen räumlichen Situation: die Stadt schrumpft und wächst zugleich. Das Ergebnis dieses bipolaren Prozesses fasst die Stadtplanung im Begriff der ‚perforierten Stadt‘.<sup>43</sup> Leipzig lässt sich bis heute durch Leerstand und Verfall ebenso charakterisieren wie durch selektives ökonomisches Wachstum und die erfolgreiche Restaurierung großer Teile der historischen Innenstadt. Dazwischen entstehen – so legt es das Bild der perforierten Stadt nahe – Löcher, Brachen, Neuland. Diese gegensätzliche räumliche Dynamik wird in der Stadt von einem spezifischen Diskurs begleitet, in dem Leipzig als Stadt der brachliegenden Potentiale beschrieben wird.<sup>44</sup> Die imaginierten Potentiale speisen sich aus der bedeutenden bürgerlichen Kultur- und Handelstradition, die Leipzig bis in die 1930er Jahre zu einer Metropole von europäischem Rang machte. Intuitiv aufgegriffen und metaphorisch überspitzt wurde die Vorstellung Leipzigs als Stadt brachliegender (baulicher) Möglichkeiten erstmals durch den Immobilieninvestor Jürgen Schneider, der bei seinem ersten Besuch 1992 die Stadt mit den Worten beschrieben haben soll: „Da lag eine bauliche Schönheit im Dornröschenschlaf, und ich war der Prinz, der sie wachküssen wollte und konnte“.<sup>45</sup> Auffällig ist, dass es bis heute hochgradig plausibel erscheint, Leipzig als eine Stadt der schlummernden Potentiale zu imaginieren – und damit die ‚Löcher‘ in der perforierten Stadt nicht als Leerstellen, sondern als Möglichkeitsräume für die Realisierung von Ideen und Visionen aufzufassen.<sup>46</sup>

Im Vergleich zwischen Stadt und Zoo springen zwei Parallelen ins Auge: Erstens fällt auf, dass man sich in Stadt wie Zoo auf ein lange Zeit ungenutztes historisches Potential beruft, um eine Vision für die Zukunft zu entfalten. Ernst Wilhelm Pinkert hatte den Zoo einst als Ort des Spektakels und der Schaustellung von wilden Tieren und exotischen Menschen entwickelt. Auch heute werden Erlebnis und Entertainment wieder großgeschrieben, denn der heutige Zoo funktioniert wie ein Themenpark, ein zeitgenössischer Eventraum, der aus begehbaren Bildern und Geschichten besteht. Zweitens zeichnen sich Stadt wie Zoo durch relativ geringe Dichtegrade aus. Leipzig gilt als perforierte Stadt, als Stadt mit Löchern, und im Zoo sind auf einem Hektar Fläche (weit) weniger Tiere zuhause als zum Beispiel in Frankfurt oder Darmstadt. Die so vorhandenen Freiräume sind in Leipzig Räume für

<sup>42</sup> Vgl. Dieter Rink, Aufbau und Verfall einer Industrieregion, in: Philipp Oswalt (Hrsg.), *Schrumpfende Städte*. Band 1: Internationale Untersuchungen, Ostfildern-Ruit 2004, S. 632-639, hier: S. 636.

<sup>43</sup> Vgl. Engelbert Lütke Daldrup und Marta Doehler-Behzadi (Hrsg.), *Plusminus Leipzig 2030. Stadt in Transformation*, Wuppertal 2004.

<sup>44</sup> Vgl. ausführlich Steets, „Wir sind die Stadt!“, S. 162-171.

<sup>45</sup> Vgl. Kreuzer – Das Leipziger Stadtmagazin 1 (2000), S. 19.

<sup>46</sup> Vgl. jüngst Friederike Haupt, „Dieser Ort ist kein Traum“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 12.11.2011, S. 3.



Imaginationen: Der Zoo verdichtet symbolisch die ganze Welt und Leipzig als Ganzes verdichtet Narrative, Bilder und Visionen – und nicht, wie andere Städte, Kapital oder Menschen.

### *Das Darmstädter Vivarium*

Gegründet wurde der kleine Darmstädter Zoo, das Vivarium, im Jahr 1956. Zu dieser Zeit ist eine ganze Reihe von Zoogründungen in kleineren Städten zu verzeichnen, die zum überwiegenden Teil von Privatpersonen aus ökonomischen Interessen initiiert wurden.<sup>47</sup> In Darmstadt dagegen wurden nahezu ausschließlich durch ehrenamtliches Engagement baufällige Gewächshäuser im Darmstädter Park Orange-rie zu Tiergehegen umgebaut. Zu diesem Zeitpunkt stand die Gründung eines Zoos in der Stadt schon seit knapp 30 Jahren immer wieder auf der Agenda: Bereits 1928 wollte ein Bürger der Stadt ein Gelände zur Einrichtung eines Tierparks übereignen, doch die Expertenmeinung lautete, dass ein solches Großprojekt in dieser Stadt ökonomisch nie und nimmer überlebensfähig sei.<sup>48</sup> Auch die zweite Initiative im Jahr 1935 scheiterte, wobei die Ablehnung diesmal um das Argument erweitert wurde, dass der Zoo Frankfurt eine übermächtige Konkurrenz darstelle. Der Idee eines Tierparks dürfte daher neben dem bürgerschaftlichen Engagement die nahezu ausschließliche Fokussierung auf einen allgemeinen Bildungsauftrag zum Durchbruch verholfen haben, der vor allem Kindern von ökonomisch Schwächeren zugutekommen sollte. Während also in Leipzig das Bildungsthema zugunsten der Fokussierung auf die Erlebnisqualität des Zoos fallen gelassen wird, ist es genau dieses Thema, das in Darmstadt in den Vordergrund rückt. Als vorrangiges Ziel des Vivariums gibt der Gründer und Leiter, Heinz Ackermann, an: „Es dient der Volksbildung und speziell den Schulen des Südhessischen Raumes“.<sup>49</sup>

Weder der langwierige Prozess im Vorfeld der eigentlichen Zoogründung noch die Fokussierung auf das Bildungsthema überraschen, wenn sie vor dem Hintergrund der Eigenlogikforschung zu Darmstadt gelesen werden. Martina Löw und Peter Noller bescheinigen Darmstadt ein gewisses „Phlegma“, wenn es um politische Entscheidungsprozesse geht.<sup>50</sup> Gerade das Für und Wider von Großprojekten wird in der Nachkriegszeit häufig in Jahrzehnte andauernden Aushandlungsprozessen abgewogen. Immer wieder werden Entscheidungen getroffen, die dann nicht umge-

<sup>47</sup> Vgl. Baratay und Hardouin-Fugier, *Zoo*, S. 230-231.

<sup>48</sup> Vivarium, *Darmstadts Tiergarten*, Darmstadt 1998, S. 9.

<sup>49</sup> Ludwig Koch-Isenburg, *Vivarium Darmstadt. Moderne Heimstatt für Tiere*, Darmstadt 1971, S. 9.

<sup>50</sup> Martina Löw und Peter Noller, *Eine Insel der Glückseligen? Gefühls Darmstadt: Zufriedenheit, Phlegma und Entschleunigung*, in: Martina Löw, Peter Noller und Sabine Süß (Hrsg.), *Typisch Darmstadt. Eine Stadt beschreibt sich selbst*, Frankfurt am Main und New York 2010, S. 256-273, hier: S. 263.

setzt werden, weil die nachfolgenden Konflikte den konsensuellen Modus der Problembewältigung in Frage stellen würden.<sup>51</sup> Beispiele für solche Aushandlungsprozesse sind der Konflikt um den Neubau des im Krieg zerstörten Theaters, der über zwei Jahrzehnte andauerte und im Buch „Darmstadts Geschichte“ als „Tragikomödie“ bezeichnet wird,<sup>52</sup> oder die 1965 begonnene Auseinandersetzung um den Bau des erst 2007 realisierten Kongresszentrums.

Auch das Bildungsthema hat in dieser Stadt Geschichte. Durch diese Fokussierung bei der Zoogründung ließ sich an einen in Darmstadt hoch gehandelten Wert anschließen: Die Integration gerade sozial schwächerer bildungsfernerer Milieus.<sup>53</sup> Bereits 1949 wird in Diskussionen im Rahmen des Darmstädter Forums das Thema Schule in öffentlichen Aussprachen zwischen Verantwortlichen der Stadt und Bürgern diskutiert und der bereits erwähnte Theaterneubau wird zwischenzeitlich für den Bau neuer Schulen hintangestellt.<sup>54</sup> Die Organisation des Darmstädter Forums selbst kann als Beleg für die integrativen Bemühungen gedeutet werden, denn es lässt sich wie folgt charakterisieren: „In offenen Diskussionen und ohne Maulkörbe für die Vertreter der zuständigen Ämter werden Kontroversen besprochen, Spannungen abgebaut, Anregungen ausgetauscht“.<sup>55</sup>

Im langsamen Entscheidungsprozess für einen Zoo in Darmstadt und im Anschluss an das Thema ‚Integration durch Bildung‘ lassen sich also bereits in der Gründungsgeschichte des Vivariums zwei Momente erkennen, die in anderen Forschungszusammenhängen als „typisch Darmstadt“ charakterisiert worden sind<sup>56</sup> und als institutionalisierte, relationale Bezüge bezeichnet werden können, die in Darmstadt zu doxischen Gewissheiten kristallisiert zu sein scheinen.

Dass das Vivarium nach der Gründung seinen Platz in den Herzen der DarmstädterInnen ziemlich schnell fand, zeigt der baldige Neubau eines vier Hektar großen Zoos am östlichen Stadtrand direkt vor einem Waldgebiet, das den BürgerInnen zur Naherholung dient, im Jahre 1964. Auch die BesucherInnenzahlen sprechen mit 200.000 Gästen jährlich bei einer Stadt mit 143.000 EinwohnerInnen eine deutliche Sprache. Das Vivarium ist noch heute abhängig vom Engagement der BürgerInnen, die vor allem im Verein Kaupiana organisiert sind und die maßgeb-

<sup>51</sup> Vgl. Gunter Weidenhaus, *Jenseits von Trash und Bohème. Wie die Kultur von Darmstadt erlebt wird*, in: Martina Löw, Peter Noller und Sabine Süß (Hrsg.), *Typisch Darmstadt. Eine Stadt beschreibt sich selbst*, Frankfurt am Main und New York 2010, S. 30-38.

<sup>52</sup> Eckhardt G. Franz, *Darmstadts Geschichte. Fürstenresidenz und Bürgerstadt im Wandel der Jahrhunderte*, Darmstadt 1980, S. 516.

<sup>53</sup> Vgl. sowohl Weidenhaus, *Jenseits von Trash*, als auch Löw und Noller, *Eine Insel*.

<sup>54</sup> Franz, *Darmstadts Geschichte*, S. 514.

<sup>55</sup> Ebd., S. 512.

<sup>56</sup> Vgl. Löw, Noller und Süß, *Typisch Darmstadt*.

lich dafür Sorge tragen, dass der Tiergarten seinem schon bei der Gründung angelegten Bildungsauftrag nachkommen kann. Dabei ist auffällig, dass selten auf einzelne Personen und ihren Beitrag Bezug genommen wird. Die Inszenierung eines Menschen als besonders vorbildhaft würde den integrativen Modus der Stadt unterlaufen. Die Darmstädter Abneigung, individuelle Eigenschaften plakativ nach außen zu kehren, spiegelt sich auch im Patenschaftssystem des Zoos. Wer erwartet, wie es in allen anderen Zoos unseres Samples üblich ist, irgendwo als Patin oder Pate erwähnt zu werden, irrt vollständig und dürfte in dieser Stadt schlicht als eitel gelten.

Auf dem vergleichsweise kleinen Gelände des Tierparks tummeln sich knapp 900 Tiere in 160 verschiedenen Arten. Auf jedes Tier entfallen durchschnittlich 45 Quadratmeter, auf jeden Hektar Fläche 40 verschiedene Tierarten. Damit ist das Vivarium in Bezug auf den Tierbestand dichter und heterogener als der Leipziger Zoo.

Auffällig bezüglich der räumlichen Anlage ist die geringe Abtrennung von Vorder- und Rückansichten der Tiergehege. Bei den neueren Gebäuden ist dies mit Absicht realisiert, um Besucherinnen gleichsam auf Zeit in die Welt der Tiere zu integrieren – so beim begehbaren Kängurugehege oder dem Watvogelhaus. Bei älteren Gebäuden jedoch schaut man unabsichtlich zwischen den Aquarien hindurch in die Welt der Versorgungsräume und Infrastrukturanlagen. Zum Teil hängt die Verkabelung der Beleuchtung und die Wärmelampen wirt in die Schlangenterrarien hinein. Dieser Eindruck wird im Außenbereich noch verstärkt, wenn, was immer wieder geschieht, alle Tore zu den Versorgungstrakten und -gebäuden offen stehen. Die Wegeführung verwirrt die BesucherInnen zusätzlich. Häufig ist unklar, ob man sich noch im oder schon hinter dem Zoo befindet. Was anderswo sorgfältig versteckt oder eingehegt wird (inklusive der zahlreichen Baustellen) scheint im Darmstädter Zoo toleriert zu werden. Mehr noch: Es wirkt, als solle gerade das Nicht-Perfekte, Improvisierte einen gewissen Charme versprühen. Vermutlich aufgrund der ohnehin langwierigen Entscheidungsprozesse hat man in Darmstadt keinerlei Probleme mit improvisierten, etwas ärmlich wirkenden (Zwischen) Lösungen, und das, obwohl Darmstadt zu den prosperierenden Städten in Deutschland gehört.

Was im Vergleich zum Leipziger Zoo besonders ins Auge sticht, ist das Fehlen eines Masterplans, dem man – nach allem, was wir wissen – in Darmstadt mit großer Skepsis begegnen würde, denn er würde ein ‚Durchregieren‘ erfordern, das in dieser Stadt kaum Ansehen genießt. Am Vivarium wird permanent herumgebaut und erweitert, kleine Bereiche werden neu strukturiert. Es sind keine klaren Entwicklungslinien erkennbar, an denen sich die Veränderungen im Zoo orientieren. Die räumlichen Lösungen wirken deshalb insgesamt improvisiert und oft verwirrend. Vorder- und Hinterbühne vermischen sich, die unklare Wegeführung fordert die Besuche-

rInnen zu Kommunikation („Wo geht es noch mal zum Flamingogehege?“) und Ad hoc-Lösungen auf („Ah, eine Abkürzung!“). So entsteht das Nichtperfekte, das jedoch niemanden zu stören oder gar aus der Ruhe zu bringen scheint. Ruhe und Gelassenheit auch angesichts unklarer, manchmal chaotischer Situationen sind aber nicht nur im Zoo anzutreffen, sondern gelten auch als Merkmal Darmstadts im Allgemeinen.<sup>57</sup>



*Abb. 4: Darmstadt: Im Terrarium der Python schlängeln sich nicht nur Schlangen.*

#### *Der Frankfurter Zoo*

Am 8. August 1858 wurde mit großen Reden und in Anwesenheit der städtischen Honoratioren der Frankfurter Zoo eröffnet.<sup>58</sup> Seiner Eröffnung war die Gründung eines Komitees aus acht Frankfurter Bürgern vorausgegangen, die sich ab 1853 in den Kopf gesetzt hatten, in Frankfurt einen Zoologischen Garten ins Leben zu rufen. Als Motivation hatte das Komitee angegeben, gleichermaßen dem Bedürfnis der BürgerInnen nach (Allgemein-) Bildung wie auch nach Erholung entgegenkommen zu wollen. Das Unternehmen wurde vier Jahre lang geplant. Wie bei allen großangelegten Wirtschaftsaktivitäten spielte die Risikoabsicherung in Frankfurt eine entscheidende Rolle, weshalb beschlossen wurde, zunächst einen so genannten ‚Probepark‘ mit einer Laufzeit von zehn Jahren auf einem gepachteten Grundstück zu eröffnen. Sollte sich der Zoo innerhalb dieses Zeitraums als wirtschaftlich überlebens-

<sup>57</sup> Vgl. Löw und Noller, Eine Insel.

<sup>58</sup> Der „Zoo Frankfurt“ hat seine Geschichte gut dokumentiert und im Internet unter <http://www.zoo-frankfurt.de/unser-zoo/geschichte.htm> veröffentlicht. Die nachstehenden Ausführungen beziehen sich auf die dort präsentierte Darstellung der Zoogeschichte, Zugriff: 15.11.2011.

fähig erweisen, könnte eine Verstetigung folgen, dann aber auf einem gekauften Grundstück und um die Erfahrungen aus dem Probezoo reicher.

Auf diese Weise bestens vorbereitet, wurde schließlich ein passendes Grundstück in Bockenheim, das als Leer'scher Garten bekannt war, gepachtet. Im Oktober 1857 wurden die ersten Aktien zur Finanzierung eines Zoos in Frankfurt ausgegeben, die auf großes Interesse stießen. Die Summe von 50.000 Gulden, die ursprünglich als Stammkapital anvisiert gewesen war, wurde locker überboten. Mit der Generalversammlung im März 1858 wurde die extra als Betreibergesellschaft des Zoos ins Leben gerufene Zoologische Gesellschaft Frankfurt rechtskräftig. Sie konnte derweil schon über ein durch Aktien erworbenes Stammkapital von 80.000 Gulden verfügen, das im Weiteren auf 100.000 Gulden angehoben wurde. Nach verschiedenen Umbauarbeiten am Leer'schen Garten wurde der Zoo auf Probe dann im August 1858 eröffnet.

Damit kann festgehalten werden, dass der Frankfurter Zoo durch das Privatengagement einiger Frankfurter Bürger entstanden ist. Die Aktiengabe erwies sich als kluger Schachzug: Sie band einen größeren Personenkreis – gleichermaßen ökonomisch wie emotional – an das Projekt Zoo. Die Eröffnung des Probezoos lässt sich zudem als kalkuliertes Risiko beschreiben. So schloss die Gründung des Zoos an eine für das Frankfurter Bürgertum typische Praxis an: Bürgersinn und ökonomisches Kalkül gehen hier Hand in Hand. Es gehört zum guten Ton, gleichzeitig erfolgreiche/-r Geschäftsmann oder -frau und wohlthätige/-r SpenderIn zu sein.<sup>59</sup> Einige der bis heutige bekanntesten Frankfurter Einrichtungen und Gebäude – erinnert sei hier beispielsweise an das Städel-Museum oder den Eisernen Steg – sind dieser Haltung entsprungen.<sup>60</sup>

In den Folgejahren zeigte sich, dass ein rentabler Betrieb des Zoos möglich war. Daher begab sich die Zoologische Gesellschaft, als der zehnjährige Pachtvertrag dem Ende entgegen ging, auf die Suche nach einem Gelände für den langfristigen Betrieb. 1873 konnten sich die Zoologische Gesellschaft Frankfurt und die Stadt auf ein geeignetes Gelände einigen: Der Zoo konnte dauerhaft auf die Pfingstweide am östlichen Stadtrand ziehen, wo er im März 1876 wiedereröffnet wurde. An diesem Standort befindet sich der Zoo Frankfurt bis heute, wobei von einer Randlage mittlerweile keine Rede mehr sein kann.

<sup>59</sup> Vgl. Alidoust Abdullah, Heike Ackermann, Michèle Andiel et al., Eine vergleichende Untersuchung zu den „Images“ von Frankfurt und Dortmund. Abschlussbericht des Lehrforschungsprojekts „Eigenlogik der Städte“ unter der Leitung von Helmuth Berking und Jochen Schwenk, Darmstadt 2010. Vgl. Marianne Rodenstein, Die Eigenarten der Städte – Frankfurt und Hamburg im Vergleich, in: Helmuth Berking und Martina Löw (Hrsg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege in der Stadtforschung, Frankfurt am Main und New York: 2008, S. 261-311, hier: S. 284, 304, 307.

<sup>60</sup> Christian Schnee: Frankfurt am Main. Eine kleine Stadtgeschichte, Erfurt 2004, S. 77.

Mit dem Ersten Weltkrieg brach eine für den Frankfurter Zoo schwierige Zeit an. Der Betrieb litt unter Personalmangel und einer regelrechten Kostenexplosion. Futtermittel waren teuer und zudem schwer zu beschaffen. Immer öfter musste die Stadt finanzielle Mittel zuschießen. Schließlich waren die finanziellen Ressourcen der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt aufgebraucht. Im Januar 1915 bat sie die Stadtverwaltung, den Zoo zu übernehmen, was unmittelbar die Auflösung der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt nach sich zog. Damit endete die Ära des privatwirtschaftlich finanzierten zoologischen Gartens in Frankfurt. Seither betreibt die Stadt Frankfurt den Zoo.

In der Zwischenkriegszeit stagnierte der Zoo. Auf Grund des Platzmangels wurde diskutiert, ob er nochmals an eine geeignetere Stelle umziehen sollte. Von städtischer Seite wurde daher nur zögerlich in den bisherigen Standort investiert. Erst 1937 wurde definitiv entschieden, dass der Zoo am bisherigen Standort verbleiben sollte. Es folgten verschiedene Umbaumaßnahmen, die allerdings in den Bombennächten des Zweiten Weltkriegs 1943 und 1944 zunichte gemacht wurden. Am Ende des Krieges waren fast alle Gebäude zerstört.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte der Zoo gemeinsam mit der Stadt Frankfurt eine rasante Entwicklung. Kurz nach der Befreiung Frankfurts durch die amerikanischen Streitkräfte wurde Bernhard Grzimek am 1. Mai 1945 zum neuen Zoodirektor ernannt. Er war für den Frankfurter Zoo ein Glücksfall. Der sowohl mit Verwaltungsvorgängen wie auch mit der englischen Sprache vertraute Grzimek konnte schnell gute Kontakte zur amerikanischen Militärverwaltung aufbauen, wodurch es ihm gelang, eine Genehmigung zur Wiedereröffnung des Zoos zu erlangen. Durch geschickte Maßnahmen konnte der neue Zoodirektor den Zoo schnell wieder aufbauen – der Frankfurter Zoo war der erste „trümmerfreie Ort Frankfurts“<sup>61</sup> – und seine Fläche auf die heutigen 11 Hektar am alten Standort erweitern. Im Rahmen seiner journalistischen Tätigkeiten – ab 1956 ging seine Sendung „Ein Platz für Tiere“ auf Sendung – setzte Grzimek den Zoo geschickt in Szene und machte ihn zu einer Marke.

Da der Frankfurter Zoo in der Nachkriegszeit keine städtischen Mittelzuweisungen erhielt, musste er sich maßgeblich über Spenden finanzieren. Auf die Unterstützungsbereitschaft der Frankfurter Bevölkerung konnte sich der Frankfurter Zoo aber auch in dieser Situation wieder verlassen: Selbst unter den materiell schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit konnten durch Spenden und ehrenamtliche Arbeit der Zoofreunde „26 Gehege und Tierhäuser wieder in Betrieb genommen“<sup>62</sup>

<sup>61</sup> Zoo Frankfurt: Wie Phönix aus der Asche, <http://www.zoo-frankfurt.de/unser-zoo/geschichte/nach-dem-zweiten-weltkrieg/wie-phoenix-aus-der-asche.html>, Zugriff: 15.11.2011.

<sup>62</sup> Ebd.

und in den 1950er und 1960er Jahren sogar neue Gebäude gebaut werden. In der gleichen Zeit haben sich um den Frankfurter Zoo herum wieder die noch vom Krieg beschädigten Häuserzeilen geschlossen und im Westen ist nach und nach die Frankfurter Skyline in den Himmel gewachsen.

In den 1970er Jahren wiederholten sich Diskussionen um den Standort des Zoos im Ostend, weshalb die Stadt nur zögerlich Baugelder zur Verfügung stellte und zwischen 1975 und 2000 nur ein neues Gebäude, nämlich das Grzimek-Haus, errichtet werden konnte. Erst als Mitte der 1990er Jahre beschlossen wurde, den Zoo endgültig an seinem bisherigen Standort zu belassen, wurden neue Bauprojekte in Angriff genommen. Heute bezuschusst die Stadt Frankfurt den Zoologischen Garten mit jährlich zehn Millionen Euro,<sup>63</sup> was regelmäßig Anlass zu politischen Diskussionen mit der Region Rhein-Main und dem Land Hessen gibt. Frankfurt hält jedoch eisern an seinem Zoo fest. Mit Hilfe von Tierpatenschaften, einem Sponsoring sowie der Möglichkeit, exquisite Feiern im Zoo auszurichten, versucht der Zoologische Garten selbst sich neue Geldquellen zu erschließen,<sup>64</sup> um die Zuschüsse durch die Stadt möglichst gering werden zu lassen.

2008 lebten im Frankfurter Zoo ungefähr 4.400 Individuen aus 573 Tierarten, was einem durchschnittlichen Platzangebot von 25 Quadratmetern pro Individuum entspricht. Auf einen Hektar entfielen 52 Arten. Zusätzlich drängen sich pro Jahr ungefähr 900.000 BesucherInnen, also ungefähr 82.000 BesucherInnen pro Hektar und Jahr, im Zoo.<sup>65</sup> In Bezug auf Dichte und Heterogenität erzielt der Frankfurter Zoo, trotz einer relativ eingeschränkten Artenvielfalt, in unserem Vergleichssample Spitzenwerte.

Hinsichtlich der räumlichen Anlage des Zoos fällt auf, dass auch die Gehege des Zoos dicht gedrängt angeordnet sind. Sie folgen mit minimalen Abständen unmittelbar aufeinander, was eine gewisse Unruhe beim Betrachtenden auslöst. Das Tier im Nachbargehege ist schon im Augenwinkel sichtbar, während noch versucht wird, sich auf das Tier im aktuellen Gehege zu konzentrieren. Durch die kleine Fläche und die Lage inmitten der Häuser ist die Stadt beinahe an jedem Punkt im Zoo präsent und zieht – vor allem heute, wo in westlicher Blickrichtung die Wolkenkratzer der Frankfurter Banken die Hintergrundkulisse des Zoos liefern – die Naturinszenierung des Zoos beständig in Zweifel. Alles im Frankfurter Zoo kann immer nur in Bezug auf die ihn umgebende Stadt wahrgenommen werden. Ein ‚echtes‘ Zooerlebnis will sich hier nicht richtig einstellen. Im Gegenteil scheinen sich selbst noch zwischen Tieren und der Stadt überraschende Homologien einzustellen. Die lang-

<sup>63</sup> Stand 2003; vgl. Mechthild Harting, „Umland will nicht für den Zoo zahlen“, in: FAZ vom 11.09.2003.

<sup>64</sup> Stadt Frankfurt am Main: Zooführer – Finden, was andere suchen, Frankfurt 2010, hier: S. 20-21.

<sup>65</sup> Ebd.

beinigen und langhalsigen Giraffen korrespondieren mit den Hochhäusern, der König der Tiere lebt im Schatten von Mehrfamilienhäusern und die exotischen Vogelrufe sind vom Gebimmel der Straßenbahn unterlegt. Die Stadt drängt unaufhaltsam in den Zoo.



**Abb. 5:** Frankfurt: Homologien zwischen Giraffen und Hochhäusern.

**Abb. 6:** Frankfurt: König und Königin der Tiere im Schatten der Wohnhäuser.

Zusammenfassend lässt sich zum Frankfurter Zoo Folgendes festhalten: Historisch fällt die Entstehung des Zoos hinein in die große Gründungswelle zoologischer Gärten in Deutschland Mitte des 19. Jahrhunderts.<sup>66</sup> Entsprechend lassen sich bestimmte Präferenzen hinsichtlich des Geschäftsmodells als Aktiengesellschaft beobachten, die sich einreihen in den Trend der Zeit. Gleichzeitig gibt es aber immer auch etwas, das sich nicht einfach ohne weiteres aus der allgemeinen geschichtlichen Lage heraus erklären lässt. Diese spezifischen, lokalen Modulationen des historischen Trends schlagen sich dann konkret-empirisch in spezifischen Variationen nieder, wie beispielsweise die soziale Homogenität der Gründergruppe, die als eine Besonderheit der Institutionalisierungsgeschichte des Frankfurter Zoos gelten kann. „When it came to the make-up of these élites [gemeint sind die an den jeweiligen Zoogründungen beteiligten städtischen Eliten, d. V.]“, schreiben Eric Baratay und Elisabeth Hardouin-Fugier über diese Gründungswelle zoologischer Gärten um die Mitte des 19. Jahrhunderts „diversity was the rule – even when one category was

<sup>66</sup> Vgl. Baratay und Hardouin-Fugier, Zoo, S. 95-97.

dominant – and the nobility played a significant role”.<sup>67</sup> In Frankfurt dagegen ist die Zoogründung ausschließlich Sache eines bürgerlichen Komitees. Und auch wenn es viele weitere Zoos gab, die als Aktiengesellschaften gegründet wurden, so stellt doch die Praxis eines „Probezoos“ wiederum eine bemerkenswerte Variation des Themas dar, so dass unter dem Strich spezifische Nuancierungen zu bemerken sind, die schon allein mit Blick auf die Institutionalisierungsgeschichte eng mit spezifischen Grunddispositionen des bürgerlichen Frankfurt verbunden zu sein scheinen. Baulich-räumlich lässt sich der Frankfurter Zoo als stark verdichtet beschreiben. Das gilt sowohl hinsichtlich der Dichte der Tiere und BesucherInnen als auch in Bezug auf die Dichte der Gehege und Gebäude. Frankfurt ist im Zoo somit nicht nur optisch omnipräsent. Für Frankfurt gilt eine Logik des Zusammendrängens. Nicht umsonst wird die Stadt als die ‚kleinste Metropole der Welt‘ bezeichnet. Möglichst viel muss auf relativ wenig Raum zusammengebracht werden. Entsprechend wird auch im Zoo alles auf einer kleinen Fläche in ein effizientes Verhältnis gebracht. Das ist typisch Frankfurt und macht den Zoo überhaupt erst zum Frankfurter Zoo.

#### *Der Berliner Tierpark*

Der Tierpark Berlin, im östlichem Stadtbezirk Lichtenberg gelegen, trägt seinen Namen zu Recht: Er ist im Grunde ein riesiger Park, in dem man auch einige Tiere anschauen kann. Der mit 160 Hektar Fläche größte Landschaftstiergarten Europas wurde 1955 im damaligen sowjetischen Sektor der Stadt eröffnet. Berlin hatte zwar schon 1844 den ersten Zoologischen Garten Deutschlands gegründet, doch lag dieser nach dem Zweiten Weltkrieg im britischen Sektor, und seine Eintrittspreise waren für die Bevölkerung aus dem sowjetischen Sektor aufgrund des schlechten Wechselkurses bald unerschwinglich. Der Tierpark im Osten sollte für alle bezahlbar und in seiner Struktur „so grundlegend unterschiedlich“ vom Berliner Zoo sein, wie sein designierter Direktor Heinrich Dathe versicherte, „[...] dass eine Konkurrenz [...] von vornherein ausgeschlossen ist. Der altehrwürdige 100jährige Berliner Zoo ist und bleibt ein Garten, während der Berliner Tierpark eben ein ausgedehnter Park mit geräumigen Gehegen für größere Tiergruppen sein soll“.<sup>68</sup> Die Motive der Abgrenzung gegen den Westen, der sozialen Integration und der räumlichen Ausdehnung, die in der Haltung platzbedürftiger (Herden-)Tiere ihren Ausdruck finden sollte, waren dem Tierpark also von Anfang an in sein Stammbuch geschrieben.

<sup>67</sup> Ebd., S. 95.

<sup>68</sup> Dathe 1955, zitiert nach Knut Holm, *Leben und Erbe Prof. Dathes*, Berlin 1994, S. 26.

Der als Standort ausgewählte Park des 1695 erbauten Schlosses Friedrichsfelde schien für diese Programmatik wie geschaffen. Er war 1821 von Peter Joseph Lenné, der schon den (West-)Berliner Zoologischen Garten mit seiner Gartenkunst geprägt hatte, umgestaltet worden. Der reiche, alte Baumbestand, die üppigen Wiesen, die geometrischen Blumenrabatten und Wasserläufe sowie die von prächtigen Alleen gesäumten Sichtachsen des einstigen Schlossparks brachten dem Tierpark bald den Ruf ein, neben dem größten auch der schönste Landschaftstiergarten Europas zu sein. Das Schloss, auf das die meisten Sichtachsen zuliefen, bildete den historischen Mittelpunkt des Parks, in dem in den folgenden Jahren zahlreiche Gehege und Tierhäuser entstanden.



**Abb. 7:** Berlin: Kunstvoll gestalteter Landschaftstiergarten mit historischem Mittelpunkt.

Weite, unverstellte Sichtachsen waren, ganz anders als in dem nur ein Jahr später gegründeten Darmstädter Vivarium, auch für die Anlage der Gehege handlungsleitend. So wurden die Tiere oft nur durch Wassergräben von den BesucherInnen getrennt. Bei der Eröffnung des Tierparks konnten bereits 400 Tiere auf 60 Hektar besichtigt werden.<sup>69</sup> Viele von ihnen waren durch Betriebsbelegschaften gesammelte

<sup>69</sup> Vgl. Heinrich Dathe, *Oase. Der Tierpark in Berlin*, Wittenberg 1972, o. S.

Spendengelder erworben worden: Der VEB Kälte beispielsweise stiftete einen Eisbären.<sup>70</sup> Die Finanzierung des Tierparks übernahm die Berliner Bärenlotterie, so dass der ehemalige Schlosspark fortan mit ‚volkseigenen Mitteln‘ bewirtschaftet wurde. Eine vollständige Umzäunung erhielt das durchweg als offen und zugänglich konzipierte Tierparkgelände erst 1992, also nach der Wende.<sup>71</sup>

In den Selbstdarstellungen des Tierparks wird bis heute seine Erholungs- und Entschleunigungsfunktion immer wieder betont. Das Wegenetz ist ein Dutzend Kilometer lang, so dass der Tierpark an einem einzigen Tag kaum vollständig zu besichtigen ist. 8.500 Bäume in über 60 Arten finden sich auf dem Gelände sowie mehr als 100 Tierplastiken, Mosaiken und kunstvoll verzierte Brunnen. Die Einladung zum „Tierparkbummel“ auf der Webseite des Tierparks spiegelt somit treffend die ruhige Gangart wider, in die der städtische Mensch, dem das Bummeln als kulturelle Praxis vorbehalten ist, an diesem Ort versetzt werden soll.<sup>72</sup>

Bis zum Fall der Berliner Mauer veranstalteten der Zoologische Garten in West- und der Tierpark in Ostberlin ein regelrechtes „zoologische[s] Wettrüsten“<sup>73</sup>, wobei der Tierpark die seltenen Tiere der östlichen Welt und der Zoo diejenigen des Westens ausstellte. Nach der Wende verfügten beide über eine jeweils fünfstellige Anzahl von Tieren. Doch während der West-Zoo und sein Aquarium im Jahr 2008 knapp drei Millionen Menschen anziehen konnten, besuchten den Tierpark im selben Zeitraum nur knapp eine Million Personen. Zwar kann keine andere Stadt hinsichtlich der Beliebtheit ihrer Tiergärten beim Publikum und mit Blick auf ihren Tierbestand mit vergleichbaren Zahlen aufwarten. Doch warum erreicht der Tierpark im Osten nur ein Drittel der Besucherzahlen des Zoos im Westen der Stadt?

Eine Antwort lässt sich in der Eigenlogik Berlins finden. Berlin ist, wie Martina Löw mittels einer Analyse der Branding- und Bildstrategien der Stadt herausgearbeitet hat, eine Stadt, die sich als „ungemütlich und schnell, cool und vernetzt“<sup>74</sup> präsentiert. Sie thematisiere sich dabei typischerweise vor allem in ihrem Bezug zur Welt und kaum mit Referenz auf ihr Umland. Zwar gelinge es der durch Wandelbarkeit und fieberhaftes Werden-Wollen gekennzeichneten Stadt immer wieder hervorragend, sich als internationale Kunst- und Kulturstadt zu präsentieren, doch da Berlin seine eigenen Potenziale nicht erkenne, bleibe der wirtschaftliche Erfolg zuver-

<sup>70</sup> Holm, S. 28.

<sup>71</sup> Bernhard Blaszkiewitz, 50 Jahre Tierpark Berlin-Friedrichsfelde. Eine Chronik in Bildern, Berlin 2005, S. 242.

<sup>72</sup> Vgl. Der Tierpark Berlin-Friedrichsfelde – Größter und schönster Landschaftstiergarten Europas, <http://www.tierpark-berlin.de/erleben/erlebnis-tierpark/garten-der-superlative.html>, Zugriff: 19.03.2010.

<sup>73</sup> Dirk Petzold und Silke Sorge (Hrsg.), Abenteuer Zoo. 550 Tierparks, Aquarien und Reptilienhäuser. Der Zooführer für Deutschland, Österreich und Schweiz, Graz 2007, S. 62.

<sup>74</sup> Martina Löw, Soziologie der Städte, Frankfurt am Main 2008, S. 221.

lässig aus. Insgesamt diagnostiziert Löw der Stadt eine große Unsicherheit in Bezug auf das Eigene: „Berlin lebt in seinen Spaltungen und Teilungen“, pointiert Löw die Eigenlogik der Stadt. „Doxisch ist die Gewissheit, dass in Berlin zusammenkommt, was nicht zusammenwächst.“<sup>75</sup>

Der Tierpark Berlin verkörpert diese Spaltung mit großer Intensität: Selbst ein Kind der Teilungsgeschichte Berlins, wollte er erklärtermaßen nicht schnell und kompakt sein wie der altehrwürdige, selbst nach einigen Erweiterungen heute nur 35 Hektar große Westberliner Zoologische Garten. Stattdessen setzte er auf Entschleunigung und Ausdehnung. In der so gefundenen Abgrenzung von seinem westlichen Nachbarn war der Ostberliner Tierpark jedoch dazu verdammt, auch die Traditionen des hektischen Zentrums mit seinem charakteristischen Weltbezug zu verneinen. Während der Westberliner Zoo schon bald nach dem Bau der Mauer damit begann, sich der Welt mit seinen Tierbeständen selbstbewusst als ‚Schaufenster des Westens‘ zu präsentieren, gelang es dem Tierpark in der Hauptstadt der DDR aufgrund seiner dezentralen Lage innerhalb Ostberlins und seiner für Berlin so untypischen Betonung von Langsamkeit und Gemütlichkeit kaum, ein (inter)nationales Publikum für sich zu interessieren.

Diesen Umstand spiegeln die BesucherInnenzahlen bis in die heutige Zeit, in der beide Zoos eng miteinander kooperieren und seit 2007 sogar denselben Direktor haben: Während der Zoologische Garten Berlin nach wie vor einen hohen Anteil von Tagesgästen und TouristInnen unter seinen BesucherInnen aufweist, besitzt der oder die typische TierparkbesucherIn eine Dauerkarte und kommt aus Berlin oder Brandenburg.<sup>76</sup> Im Gegensatz zum West-Berliner Zoologischen Garten ist der Ost-Berliner Tierpark also gerade nicht ‚Welt‘, sondern er bleibt in seiner Reichweite auf die Stadt und ihr Umland – und somit auf sich selbst – verwiesen, was, wie Löw konstatiert, in und für Berlin stets problematisch ist.

Im Sinne der von Löw als doxisch beschriebenen Unsicherheit Berlins in Bezug auf das Eigene spiegeln die BesucherInnenzahlen noch einen weiteren Aspekt, der sich erhellt, wenn man die Dichte und Heterogenität des Tierparks genauer betrachtet: Im Jahr 2008 beherbergte der Tierpark die stattliche Zahl von knapp 7.700 Tieren. Insgesamt standen jedem Individuum, vom Elefanten bis zum Regenbogenfisch, damit im Durchschnitt 208 Quadratmeter zur Verfügung (zum Vergleich: ein Tier im Westberliner Zoo hatte 2008 nur 23 Quadratmeter – etwas weniger als im Frankfurter Zoo – für sich). Die Tiere verteilten sich auf 950 Arten, womit der Tierpark „zu den ‚Top Ten‘ weltweit“<sup>77</sup> gehört. Auf einem Hektar versammeln sich im

<sup>75</sup> Ebd., S. 230.

<sup>76</sup> Vgl. Tierpark Berlin-Friedrichsfelde GmbH (Hrsg.), Jahresbericht 2008. Berlin 2009, S. 2.

<sup>77</sup> Petzold und Sorge, Abenteuer Zoo, S. 62; vgl. Tierstatistik 2008, <http://www.tierparkberlin.de/tierpark/>

Osten Berlins allerdings nur sechs Arten, wohingegen sich in Leipzig denselben Raum 34, in Darmstadt 40 und in Frankfurt 52 Arten teilen. Während der Berliner Tierpark absolut gesehen also eine beachtliche Heterogenität aufweist, will sich dieser Eindruck bei einer Begehung des Geländes aufgrund seiner geringen Dichte allerdings hartnäckig nicht einstellen: Ihm fehlt die für städtische Orte spezifische Verwobenheit von Dichte und Heterogenität.



Abb. 8: Berlin: Weitläufigkeit.

Wenn die Tiere sich rarmachen, kann man im Tierpark, der zudem eine BesucherInnen-dichte von nur 6.000 Personen pro Hektar im Jahr aufweist, bisweilen vergessen, nicht auf dem Land, sondern in einem urbanen Kontext unterwegs zu sein. Dass die Einnahmen des Tierparks aufgrund seiner charakteristischen Weitläufigkeit daher auch „im Besonderen vom Wetter abhängig“ sind<sup>78</sup>, ist eine weitere Ironie seiner Geschichte: Denn während in ihrem Zeitbudget beschränkte TouristInnen auch bei Regen oder Schnee in den dicht bebauten Westberliner Zoo gehen, verschieben Stadt- oder UmlandbewohnerInnen bei schlechtem Wetter ihre Tierpark-„Landpartie“ lieber auf ein andermal.

Damit ergibt sich in Bezug auf den Berliner Tierpark ein ambivalentes Bild: Als erklärtes Gegenstück zum altehrwürdigen Westberliner Zoo verneint der Tierpark nicht nur alles, was ‚typisch Berlin‘ ist. Er verneint auch vieles, was ‚typisch Stadt‘ ist. Als Landschaft – und nicht als (Zoologischer) Garten – konzipiert, organisiert er nicht nur den Einschluss des Wilden und Exotischen, sondern auch den Einschluss

tiere-wissenswertes/tierstatistik/tierstatistik-2008.html, Zugriff: 09.08.2010.

<sup>78</sup> Tierpark Berlin-Friedrichsfelde GmbH, S. 2.

des Ländlichen in die Stadt. Mit dieser selbst getroffenen Wahl scheint der Tierpark im Hinblick auf Institutionalisierungsprozesse und die baulich-räumliche Gestaltung dennoch geradezu schicksalhaft auf die Eigenlogik Berlins und die besondere historische Entwicklung der Stadt seit der Nachkriegszeit bezogen – nur eben nicht im Sinne eines Positivs, sondern im Sinne eines Negativs. Ohne das Wissen um die Spaltung Berlins, die sich in den Zoos der Stadt wiederfindet, ist der Institutionalisierungsprozess bzw. sind die ausgeprägte Größe und Heterogenität des Ostberliner Tierparks auf der einen Seite und seine geringe Dichte auf der anderen Seite nicht zu verstehen.

### *Zoos und städtische Eigenlogik*

Ziel des vorangegangenen Fallvergleichs war es, die in ersten Studien herausgearbeiteten eigenlogischen Strukturen Darmstadts,<sup>79</sup> Berlins,<sup>80</sup> Leipzigs<sup>81</sup> und Frankfurts<sup>82</sup> am Beispiel der Zoos der vier Städte zu überprüfen. Zusammenfassend lässt sich eine erstaunliche Heterogenität hinsichtlich der Institutionalisierungsgeschichten und der räumlichen Anlagen der vier Zoos beobachten. Durch unsere Untersuchung hat sich die These erhärtet, dass in allen vier Fällen der Einschluss des Ausgeschlossenen stadtspezifisch organisiert ist. In unserem Vier-Städte-Sample gilt dies unabhängig vom Gründungsdatum eines Zoos. In den beiden Nachkriegsgründungen Berlin-Ost (1955) und Darmstadt (1956) zeigen sich Hinweise auf eigenlogische Strukturen ebenso deutlich wie in den beiden Traditionszoos in Frankfurt am Main (1858) und Leipzig (1878).

Bereits beim Blick auf die jeweiligen Gründungskontexte springen stadtspezifische Verdichtungen ins Auge: In Leipzig und Frankfurt ist es ein Händchen für das Geschäftliche, das zur erfolgreichen Institutionalisierung der Zoos führt, wenngleich auf recht unterschiedliche Weise. Während in Leipzig ein mutiger und ideenreicher Privatunternehmer mit der Inszenierung des Exotischen und Spektakulären erfolgreich ist, geht in Frankfurt ökonomisches Kalkül mit einem ausgeprägten Bürgersinn Hand in Hand. Anders in Darmstadt: Hier bedarf es eines Hinweises auf zu erwartende Bildungseffekte, um ein zunächst als ökonomisch größtenwahnsinnig eingestuftes Projekt zu legitimieren. In Berlin hingegen führte die Teilung der Stadt und die Abgrenzung vom (als zu dicht und teuer empfundenen) Zoologischen Garten Westberlins nach dem Zweiten Weltkrieg im sowjetischen Sektor der Stadt zur

<sup>79</sup> Vgl. Löw, Noller und Süß, Typisch Darmstadt und Weidenhaus, Jenseits von Trash.

<sup>80</sup> Vgl. Löw, Soziologie der Städte.

<sup>81</sup> Vgl. Steets, „Wir sind die Stadt“.

<sup>82</sup> Vgl. Rodenstein und Abdullah, Ackermann, Andiel et al., Eine vergleichende Untersuchung.

Einrichtung des Tierparks, der mit seiner Weitläufigkeit und Entschleunigung einen klaren Gegenentwurf zum West-Zoo präsentierte. Entsprechend gering sind seine Dichte und seine pro Hektar gerechnete Heterogenität. Der Berliner Tierpark nimmt in unserem Vergleichsdesign auch eine Sonderstellung ein: Indem sich der Tierpark weigert, ‚Stadt‘ zu sein, wird im Berliner Fall nicht nur der Einschluss von wilden Tieren, sondern auch der Einschluss des Ländlichen in die Stadt thematisch.

|                                | Leipzig   | Darmstadt | Frankfurt | Berlin (Ost)                        |
|--------------------------------|-----------|-----------|-----------|-------------------------------------|
| <b>Größe</b>                   |           |           |           |                                     |
| <b>Einwohnerzahl der Stadt</b> | 500.000   | 142.000   | 667.000   | 3.400.000;<br>Ost (1989): 1.279.000 |
| <b>Größe des Zoos (ha)</b>     | 26        | 4         | 11        | 160                                 |
| <b>Dichte</b>                  |           |           |           |                                     |
| <b>Anzahl Tiere</b>            | 4.600     | 900       | 4.400     | 7.700                               |
| <b>m<sup>2</sup> pro Tier</b>  | 57        | 45        | 25        | 208                                 |
| <b>Besucherzahlen</b>          | 1.600 000 | 200.000   | 900.000   | 967.000                             |
| <b>Besucher ha/Jahr</b>        | 62.000    | 50.000    | 82.000    | 6.000                               |
| <b>Heterogenität</b>           |           |           |           |                                     |
| <b>Anzahl Arten</b>            | 888       | 160       | 573       | 950                                 |
| <b>Arten pro ha</b>            | 34        | 40        | 52        | 6                                   |

Tab. 1: Die vier Zoos in Zahlen<sup>83</sup>

Unterschiede zwischen den Zooentwicklungen zeigen sich vor allem entlang der Ost-West-Dimension. Sowohl in Berlin als auch in Leipzig spiegelt sich in den Zoos eine Unsicherheit im Umgang mit dem Eigenen. In beiden Fällen wird den Herausforderungen des Systemumbruchs mit starken Inszenierungsleistungen begegnet: In Leipzig etwa entstand in den letzten Jahren ein perforierter Stadtkörper mit Leer- und Zwischenräumen, die ein enormes Potential für die Aufladung mit Fantasien und Geschichten aufweisen. Meist ist es die Vergangenheit, die als Bild oder Metapher für das Füllen der Leerstellen bemüht wird. In Leipzig ist die Rückbesinnung auf das historische Potenzial, das brachliegt und darauf wartet, wachgeküsst zu werden, doxische Gewissheit. Deshalb wird der Zoo wieder wie in den Anfangsjahren

<sup>83</sup> Vgl. Zoo-Infos.

als spektakulärer Erlebnisraum entwickelt – mit Erfolg, wie die BesucherInnenzahlen, die die höchsten der vier Zoos darstellen, eindrucksvoll belegen (vgl. Tabelle 1).

Eine ähnliche Form der Inszenierung wird auch in Ostberlin deutlich, wo der Tierpark in einem Schlosspark gegründet wurde, was einerseits einen Triumph des Sozialismus über die Feudalgeschichte bedeutete, andererseits (über den Parkgestalter Lenné) einen Bezugspunkt zum ebenfalls von Lenné geplanten Westberliner Zoo und somit ein Aufschließen an das konkurrierende kapitalistische System markierte. Da man zugleich mit aller Macht versuchte, die Andersartigkeit des Tierparks zu betonen, indem man mit ihm einen Ort der Entschleunigung schuf, gönnt der Tierpark seinen Besuchern eine Pause vom überhitzten urbanen Lebensstil. Er ist ein regelrechter Gegenort zum Stadtleben, bleibt aber gerade in seiner Funktion als Gegenentwurf auf die Spezifika Berlins bezogen.

Mit derlei historischen Brüchen hatten die beiden Weststädte Frankfurt am Main und Darmstadt in der jüngeren Vergangenheit nicht zu kämpfen. Ihre Zoos wirken wie in die Jahre gekommen. Während der Frankfurter Zoo seine Blütezeit unter Bernhard Grzimek in den 1950er und 1960er Jahren erlebte, befand sich das Darmstädter Vivarium in dieser Zeit ebenfalls in seinen Aufbaujahren. Beide Zoos lassen keine Masterpläne erkennen. Der Frankfurter Zoo zwingt seine BesucherInnen, fortgerissen von den Verlockungen des sich jeweils immer schon ankündigenden nächsten Geheges, die eigenwillige Rhythmik Frankfurts auf. Wenn sich zu den Geschäftszeiten die Menschen zwischen den dicht beieinander stehenden Hochhäusern des Bankenviertels drängeln, dann drängeln sich die Menschen auch auf den Wegen des ebenso dicht bebauten Zoos. Im Darmstädter Zoo hingegen, dem Vivarium, muss man sich ‚durchfragen‘. Hier gibt es kein Gesamtkonzept, keine bruchlose Vision für den Tierpark, hier setzt man auf improvisierte räumliche Lösungen und den Charme des Unperfekten. Dies entspricht dem Toleranzprinzip, das auch die Stadt auszeichnet.

Schließlich legen die Unterschiede in der räumlichen Anlage der Zoos auf Seiten der BesucherInnen auch verschiedene Bewegungstechniken durch die Tierparks nahe. Während man im Landschaftstiergarten Berlin vom entspannten Tierparkbummel spricht, geht man im Leipziger Event-Zoo auf Safari, im Darmstädter Kudelmuddel zwischen Vorder- und Hinterbühne wird man sich mit großer Wahrscheinlichkeit verlaufen, und in Frankfurt drängelt man sich durch den Zoo.

Helmuth Berking hat Dichte als „eine Temperatur, ein[en] Hitzegrad, der die Reaktionsfähigkeit zwischen heterogensten Elementen bereitstellt“ und Doxa als „Hintergrundmelodie, die durch alle Aufführungen des städtischen Lebens hindurchgeht“,<sup>84</sup> bestimmt. Die hier präsentierte Analyse hat gezeigt, dass die unter-

<sup>84</sup> Berking, „Städte“, S. 21 und S. 27.



schiedliche Dichte der vier miteinander verglichenen Zoos tatsächlich in unterschiedlichen ‚Hitzegraden‘ in Form von Geschwindigkeiten kulminiert, und dass die Institutionalisierungsprozesse der jeweiligen Zoos auf das verweisen, was in der jeweiligen Stadt als doxische Gewissheit erscheint. Die hier unternommene Forschung legt also nahe, dass städtische Eigenlogik „empirisch als Konstellation von Verdichtungseffekten, doxischen Ortsbezügen und lokalen Orthodoxien“ erforscht werden und somit, wie Helmuth Berking es gefordert hat, die Referenz der Stadtforschung von *der* Stadt „zu den Städten, von ‚the city has a life of its own‘ zu ‚every city has a life of its own‘<sup>85</sup> fruchtbar verschoben werden kann.

#### Abbildungsnachweise:

**Abb. 1:** Zoologischer Garten Leipzig: © Appaloosa 2009, GNU Free Documentation License 1.2; Vivarium Darmstadt: © <http://www.darmstadtonline.de/archiv/home0234.shtml>, 20 Dezember 2010; Zoologischer Garten Frankfurt: © EvaK 2007, GNU Free Documentation License 1.2.; Tierpark Berlin: © Agadez 2008, GNU Free Documentation License 1.2.

**Abb. 2:** © Silke Steets, 2010.

**Abb. 3:** © <http://www.shrinkingcities.com/231.0.html?&L=1>, 25. September 2010.

**Abb. 4:** © Gunter Weidenhaus, 2010.

**Abb. 5 und 6:** © Jochen Schwenk, 2010.

**Abb. 7:** © Agadez 2008, GNU Free Documentation License 1.2.

**Abb. 8:** © BLueFiSH.as 2006.

**Prof. Dr. Sybille Frank, Juniorprofessorin für Stadt- und Regionalsoziologie, TU Berlin, [sybille.frank@tu-berlin.de](mailto:sybille.frank@tu-berlin.de)**

**Jochen Schwenk, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Institut für Soziologie, TU Darmstadt, [schwenk@ifs.tu-darmstadt.de](mailto:schwenk@ifs.tu-darmstadt.de)**

**Dr. Silke Steets, Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Institut für Soziologie, TU Darmstadt, [steets@ifs.tu-darmstadt.de](mailto:steets@ifs.tu-darmstadt.de)**

**Gunter Weidenhaus, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Institut für Soziologie, TU Darmstadt, [weidenhaus@ifs.tu-darmstadt.de](mailto:weidenhaus@ifs.tu-darmstadt.de)**

<sup>85</sup> Ebd., S. 29.

## Segregation planen? Die International Federation for Housing and Town Planning und die Ordnung des Stadtraums<sup>1</sup>

Hartmut Häussermann und Walter Siebel haben argumentiert, dass Segregation ein „universelles Phänomen“ darstelle und damit so alt sei, wie die Stadt selber.<sup>2</sup> Tatsächlich gibt es Anzeichen dafür, dass sich bereits vor der Moderne unterschiedliche Funktionen (funktionale Segregation), verschiedene Gesellschaftsschichten (soziale Segregation) oder einzelne Ethnien (ethnische Segregation) in Teilräumen der Stadt konzentrierten.<sup>3</sup> Gleichwohl hat die Stadtgeschichte eingehend beschrieben, dass erst im Zeitalter von Industrialisierung und Urbanisierung das Thema Segregation eine einzigartige Sprengkraft entwickeln konnte.<sup>4</sup> Das hat auf der einen Seite damit zu tun, dass sich in den Jahrzehnten um 1900 das Segregationsmuster der Stadt in kürzester Zeit drastisch veränderte. Unzureichende Bauordnungen ließen beispielsweise in New York, Paris, London oder Berlin extrem verdichtete und planlos durchmischte Stadträume entstehen, in denen sich Industrie, Gewerbe und Wohnraum oftmals in engster Nachbarschaft befanden. Außerdem entstanden nach Sozialschichten (und mitunter auch nach Ethnien) polarisierte Stadtgefüge, in denen Proletariat und Unterschicht in heruntergekommenen Elendsvierteln hausten.

Auf der anderen Seite hat die Stadtgeschichte auch gezeigt, dass im Zeitalter von Urbanisierung und Industrialisierung Stadtplaner, Sozialwissenschaftler und Kommunalexperten in Europa und Nordamerika das Problem der Segregation überhaupt

<sup>1</sup> Dieser Text basiert auf einem Vortrag, den ich auf der Nachwuchstagung der GSU im September 2011 in Darmstadt gehalten habe. Den Teilnehmern der Tagung und den Gutachtern dieser Zeitschrift bin ich für wertvolle Anregungen und konstruktive Kritik zu herzlichem Dank verpflichtet.

<sup>2</sup> Hartmut Häussermann/Walter Siebel, Stadtsoziologie. Eine Einführung, Frankfurt a. M. 2004, S. 146.

<sup>3</sup> Häussermann/Siebel, S. 139f. und S. 146 f.; in der Geschichtswissenschaft wurden Stadtplanung und Segregation vor allem am Beispiel des „racial zoning“ und der Kolonialstädte behandelt. (Christopher Silver, The racial origins of zoning. Southern cities from 1910–1940, in: Planning Perspectives H. 2/1991, S. 189–205; Ambe J. Njoh, Urban planning as a tool of power and social control in colonial Africa, in: Planning Perspectives H. 3/2009, S. 301–317.)

<sup>4</sup> Zusammenfassend dazu: Andrew Lees/Lynn Hollen Lees, Cities and the Making of Modern Europe, 1750–1914, Cambridge 2007; Peter Hall, Cities of Tomorrow. An Intellectual History of Urban Planning and Design in the Twentieth Century, Oxford 2003, S. 13–47.

erst entdeckten und auf die öffentliche Agenda zu setzen versuchten. Immer wenn Deutungs elitén die Metropolen der Moderne als „Moloch“ verdammten und das Land als „Kraftquell“ feierten,<sup>5</sup> so standen hinter diesen Wertungen auch bestimmte, zeitgenössische Wahrnehmungen von Segregationsprozessen. Jedoch gab es weder einen Konsens darüber, welche Formen der Segregation zu beklagen seien, noch darüber, wie man mit ihnen umgehen sollte. Das mögen einige Beispiele verdeutlichen: James Hobrecht machte die gesellschaftliche Polarisierung in der Stadt als ein zentrales Problem aus und argumentierte deswegen dafür, mittels sozial gemischten Nachbarschaften die prekären gesellschaftlichen Zustände in der Stadt zu verbessern.<sup>6</sup> Für Raymond Unwin dagegen resultierte die Störanfälligkeit der städtischen Wirtschaft aus dem ungeplanten Durcheinander von Funktionsräumen, weswegen er versuchte, die urbanen Funktionen in Gartenstädten neu zu arrangieren.<sup>7</sup> Die *Chicago School of Sociology* schließlich analysierte die Stadt als umkämpften Raum von unterschiedlichen Volksgruppen und warnte, dass die ethnische Segregation zum Auseinanderfallen der Gesellschaft führen könne.<sup>8</sup> Diese kurze Aufzählung mag verdeutlichen, dass Segregation im 19. und 20. Jahrhundert zu einem zentralen und kontroversen Thema der internationalen Planer- und Stadtsoziologengemeinde avancierte.

Während einige zentrale Akteure dieses Diskurses (wie die Chicago School oder auch die Architekten der *Congrès Internationaux d'Architecture Moderne* (CIAM)<sup>9</sup>) bereits Gegenstand der Forschung sind, ist einem zentralen Ort der Debatten über Segregation in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bisher nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Gemeint ist die *International Federation for Housing and Town Planning* (IFHTP).<sup>10</sup> Diese Organisation war nicht nur das vielleicht größ-

<sup>5</sup> Clemens Zimmermann/Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell. Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstädte um 1900*, Basel 1999.

<sup>6</sup> Jürgen Reulecke, *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt am Main 1985, S. 92 f.; zur Konjunktur der Nachbarschaftsplanung im 20. Jahrhundert außerdem: David Kuchenbuch, *Geordnete Gemeinschaft. Architekten als Sozialingenieure – Deutschland und Schweden im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2010.

<sup>7</sup> *International Garden Cities and Town-Planning Federation* (Hrsg.), *Report of Conference at Gothenburg, 1923*, London 1923, S. 39–49; auch: Mervyn Miller, Raymond Unwin. 1863–1940, in: Gordon Cherry (Hrsg.), *Pioneers in British Planning*, London 1981, S. 72–102.

<sup>8</sup> Häussermann/Siebel, S. 49–54.

<sup>9</sup> Zu den Ordnungskonzepten der CIAM zuletzt sehr differenziert: Konstanze S. Domhardt, *The Garden City Idea in the CIAM Discourse on Urbanism: a Path to Comprehensive Planning*, in: *Planning Perspectives*, H. 2/2012, S. 173–197; zur Stadtsoziologie: Rolf Lindner, *Walks on the wild side. Eine Geschichte der Stadtforschung*, Frankfurt am Main 2004.

<sup>10</sup> Die IFHTP wurde als *International Garden Cities and Town Planning Association* (IGCTPA) gegründet und wechselte mehrmals ihren (dreisprachigen) Namen, bevor sie 1926 zur IFHTP wurde. Der Einfachheit halber verwende ich nur IGCTPA und IFHTP. Vgl. zur IFHTP vor allem: Renzo Riboldazzi, *Un'altra*

te Planer-Netzwerk vor der Gründung der United Nations, sondern hatte sich zudem die Werbung für eine „better distribution of population“<sup>11</sup> auf die Fahne geschrieben, sodass die Frage, wie Segregation zu begreifen, ihr zu begegnen, ja mitunter sie sogar zu planen sei, stets zentrale Themen für sie darstellten. Deswegen wurden vor allem in den 1920er Jahren die Kongresse der internationalen Organisation zu Arenen für hitzige Debatten über die Segregationsprozesse in der Stadt.

Diese Kontroversen wurden dadurch angeheizt, dass verschiedene Gruppen auf der internationalen Bühne für unterschiedliche Gliederungsmodelle von Bevölkerungsschichten und Funktionsräumen warben (während sie außerdem versuchten, Legitimität für Programme in ihren Herkunftsländern zu generieren<sup>12</sup>). Besondere Relevanz erhielten die Debatten dadurch, dass die Experten in der IFHTP die Stadtplanung als eine angewandte Wissenschaft betrachteten, an die Universalität von wissenschaftlichen Normen glaubten und deswegen in der grenzüberschreitenden Kooperation ein wichtiges Mittel sahen, um die vermeintlich allgemeinen Standards ihrer Praxis zu bestimmen.<sup>13</sup> Die Diskussionen um Segregation waren damit nicht nur ein Abgleich unterschiedlicher Meinungen, sondern verwandelten sich in (erbitterte) Kontroversen über die allgemeinen Prinzipien der Stadtplanung.

Aus diesen Gründen möchte ich auf den folgenden Seiten den Diskurs über Segregation und stadträumliche Ordnung in der IFHTP beleuchten. Dabei stehen folgende Fragen im Mittelpunkt des Interesses: Welche Gruppen agierten in der IFHTP? Wie imaginierten sie Segregation und wie diskursivierten sie räumliche Ordnungskonzepte für die Planung von Segregationsprozessen?<sup>14</sup> Auf welche Weise verliefen dann die Debatten zwischen den unterschiedlichen Parteien? Welche Folgen hatten diese Auseinandersetzungen für die IFHTP und ihre Agenda? Konnten sich

modernità. L'IFHTP e la cultura urbanistica tra le due guerre, 1923–1939, Rom 2009; Pierre-Yves Saunier, *Sketches from the Urban Internationale, 1910–50. Voluntary Associations, International Institutions and US philanthropic foundations*, in: *International Journal of Urban and Regional Research* H. 2/2001, S. 380–403; Walter Nachtmann, Karl Strölin. Stuttgarter Oberbürgermeister im „Führerstaat“, Tübingen 1995, S. 197–205 und S. 278–295; Stanley Buder, *Visionaries and planners. The Garden City Movement and the Modern Community*, New York 1990, S. 140–156. Außerdem ist der hier vorliegende Aufsatz Teil eines Dissertationsprojekts des Autors zur Geschichte der IFHTP zwischen 1913 und 1954.

<sup>11</sup> *International Federation for Housing and Town Planning* (Hrsg.), *International Housing and Town Planning Congress. Vienna 1926*, 3 Bde., Wien 1926, hier Bd. 3, S. 184.

<sup>12</sup> Internationale Organisationen als Spannungsfelder von Internationalismus und Nationalismus beschreibt: Sandrine Kott, *International Organizations – A Field of Research for a Global History*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* H. 3/2011, S. 446–450.

<sup>13</sup> Martin Kohlrausch, *Technologische Innovationen und transnationale Netzwerke: Europa zwischen den Weltkriegen*, in: *Journal for Modern European History* H. 2/2008, S. 181–194.

<sup>14</sup> Dabei greife ich den Hinweis auf, die Formen der Segregation nicht als starre Typen, sondern als wandelbare, von historischen Wahrnehmungen und Kontexten geprägte Kategorien zu begreifen (Häussermann/Siebel, S. 153).

in dem Verband so etwas wie transnational gültige Standards für die Wahrnehmung und die Planung von Segregation durchsetzen? Diese Fragen werden in fünf chronologisch geordneten Kapiteln diskutiert. Dabei wird deutlich werden, dass sich britische Stadtplaner in der Anfangsphase an die Spitze der Organisation stellten, um bestimmte Konzepte der Steuerung von sozialer und funktionaler Segregation zu inter-nationalisieren, bis in den 1930er Jahren nationalsozialistische Akteure die Kontrolle über-nahmen und begannen, die bis dato sozialen in ethnische Gliederungsmodelle zu trans-formieren.

### 1. Die Gründung der IGCTPA: Gartenstädte und Segregation

Die IFHTP entstand 1913 unter dem Namen *International Garden Cities and Town Planning Association* (IGCTPA) als Ableger des Dachverbands der britischen Gartenstadtbewegung. Diese Organisation bemühte sich seit 1900 darum, das Reformkonzept der Gartenstadt in Europa, Nordamerika und den Kolonien zu popularisieren und knüpfte aus diesem Grund ein immer engmaschiger werdendes Netzwerk für die internationale Stadtreformbewegung. Sie schickte Delegationen zu den internationalen Wohnungsbaukongressen, veranstaltete selber regelmäßige Tagungen, richtete Studienreisen aus und organisierte eine Art Informations-service – alleine 1913 soll sie nach eigenen Angaben 21.779 Informationspakete in alle Welt verschickt haben.<sup>15</sup> Als das Engagement des englischen Verbandes im selben Jahr mit mehreren internationalen Vortragsreisen einen Höhepunkt erreichte und das unterbesetzte Büro den vielen Tätigkeiten kaum mehr nachkommen konnte, initiierten die beiden Funktionäre Ewart G. Culpin und George M. Harris die IGCTPA.<sup>16</sup>

Die Gründung des Verbandes muss dabei vor dem Hintergrund eines allgemeinen Internationalisierungsschubes gesehen werden, der in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg die Stadtplaner-Szene erfasste. Vergleichbare Ausgangsbedingungen, wie Hochindustrialisierung, Stadtwachstum und Urbanisierung, und ähnliche Deutungsmuster der urbanen Eliten, die sich auf die internationale Konjunktur von Hygiene-Denken, Sozialwissenschaften oder Effizienz-Diskursen zurückführen lässt, erleichterten den grenzüberschreitenden Austausch.<sup>17</sup> Beide Faktoren, eine vergleichbare Ausgangsposition und ein verwandtes Problembewusstsein unter den Experten, begünstigten eine Reihe von teils spontanen, teils längerfristigen Initiativen, die in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zur Entstehung einer grenzüber-

<sup>15</sup> Garden Cities and Town Planning Association, Annual Report, in: Garden Cities and Town Planning H. 1/1914, S. 30–33; dazu: Dennis Hardy, *From Garden Cities to New Towns. Campaigning for Town and Country Planning*, London 1991, S. 94–101.

<sup>16</sup> N. N., *An International Association*, in: Garden Cities and Town Planning H. 5/1913, S. 140.

<sup>17</sup> Die Deutungsmuster der Planer und Reformier prägnant zusammenfassend: Kuchenbuch, S. 84–86.

schreitenden ‚Community‘ der Stadt- und Wohnungsreformer beitrugen.<sup>18</sup> In unregelmäßigen Abständen wurden seit 1889 internationale Wohnungs-reformkongresse veranstaltet; daneben gab die 1910 stattfindende Tagung des *Royal Institute for British Architects* der nordatlantischen Szene ein erstes Forum; Städtebauwettbewerbe, wie der von Groß-Berlin 1910, und visionäre Stadtpläne wie der *Plan of Chicago* von 1909 stießen ebenfalls auf große Resonanz.<sup>19</sup> Dazu kamen die vielen, informellen und dezentral organisierten Studien- und Vortragsreisen, die Entstehung von weltweit zirkulierenden Zeitschriften (wie *Town Planning Review*, *La Vie Urbaine* oder *Der Städtebau*) und die Übersetzungen von Fachliteratur. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges markierte dann die Gründung sowohl der IGCTPA als auch der *Union Internationale des Villes* (UIV)<sup>20</sup> einen ersten Höhepunkt des Trends zum Internationalismus.

So wie innerhalb der transnationalen Stadtplaner-Szene wurde auch im internationalen Gartenstadtverband über Segregation debattiert. Das Besondere an der IGCTPA war jedoch, dass die Funktionäre des Netzwerks von Anfang an die Kritik am bestehenden Verteilungsmuster der Großstadt und das Eintreten für ein neues stadträumliches Ordnungskonzept zum Kern ihrer Werbetätigkeit machten. Auf den frühen Treffen der Organisation versuchte vor allem Culpin bestimmte Konzepte der britischen Gartenstadtbewegung als internationale Standards zu etablieren. Der Sekretär des internationalen Netzwerks gehörte dem pragmatischen Flügel dieser Gruppierung an und hatte sich von Ebenezer Howards genossenschaftlicher Gartenstadtkonzeption entfernt.<sup>21</sup> Dafür verantwortlich waren sowohl der mäßige Fortschritt in der ersten Gartenstadt Letchworth als auch die Möglichkeiten, die der britische *Town Planning Act* von 1909 versprach. Aus diesem Grund setzte sich Culpin vor allem für Gartenvorstädte ein, worunter er gartenstadtähnliche Siedlungen verstand, die von den Kommunen geplant und an das bestehende Siedlungsge-

<sup>18</sup> Dieter Schott, *Die Stadt als Thema und Medium europäischer Kommunikation. Stadtplanung als Resultat europäischer Lernprozesse*, in: Ralf Roth (Hrsg.), *Städte im europäischen Raum. Verkehr, Kommunikation und Urbanität*, Stuttgart 2009, S. 205–225; Gerd Albers, *Zur Entwicklung des Städtebaus in Europa. Begegnungen, Einflüsse, Verflechtungen*, Braunschweig 1997, S. 153–171; Helen Meller, *Philanthropy and Public Enterprise: International Exhibitions and the Modern Town Planning Movement, 1889–1913*, in: *Planning Perspectives* H. 3/1995, S. 295–310; allgemein zum Internationalismus vor 1914: Madleine Herren, *Internationale Organisationen seit 1865. Eine Globalgeschichte der internationalen Ordnung*, Darmstadt 2009, S. 32–49.

<sup>19</sup> Vgl. dazu die Beiträge in IMS H. 1/2010.

<sup>20</sup> Renaud Payre, *À l'école du gouvernement municipal. Les congrès de l'Union Internationale des Villes de Gand 1913 à Genève 1949*, in: Bruno Dummons/Gilles Pollet (Hrsg.), *Administrer la ville en Europe. XIXe–XXe siècles*, Paris 2003, S. 109–141.

<sup>21</sup> Hardy, S. 60–62.

füge angeschlossen werden sollten.<sup>22</sup> Der Brite benutzte die IGCTPA, um dieses pragmatische Reformkonzept zu propagieren. In diesem Zusammenhang internationalisierte er auch drei Topoi, die bis in die Zwischenkriegszeit hinein den Rahmen vorgaben, in dem die internationale Organisation Segregation und stadträumliche Ordnung debattierte.

Dies war *erstens* die Klage über fehlende Differenzierungen im städtischen Raum. Culpin lud zum Gründungskongress 1913 in London den Nestor der britischen Gartenstadtbewegung, Howard, ein, der in drastischen Worten die „barbarisch dichte Menschenanhäufung in den Städten“ und „den Schlendrian unserer jetzigen, unüberlegten Siedlungsweise“<sup>23</sup> angriff. Indem der Sekretär der IGCTPA mit Howard die wohl prominenteste Stimme der Bewegung hinzuzog, verlieh er der Kritik daran, wie Verdichtung und Durchmischung der städtischen Funktionsräume die Leistungsbilanz der Gesellschaft und das Leben des Individuums schmälern, besonderes Gewicht.

Gegen das chaotische Durcheinander in der zeitgenössischen Stadt setzte Culpin *zweitens* die Ordnungsmodelle von Gartenstadt und Gartenvorstadt. Einerseits definierte der Brite im Jahr 1915 auf einem Vortrag vor belgischen Architekten, dass diese Siedlungen nach Funktionen gegliedert und in Wohnsiedlungen, Geschäftsviertel und Industriegebiete auf-geteilt werden sollten, um damit Arbeitsbedingungen und die Wohlfahrt der Bewohner zu verbessern.<sup>24</sup> Andererseits sollten Gemeinschaftszonen wie Kirchen, Schulen, Sportanlagen und öffentliche Plätze die von einander getrennten Funktionsräume verbinden, damit zu Zentren der Siedlungen werden und so die soziale Kohäsion der Bewohner planvoll verstärken.<sup>25</sup>

*Drittens* argumentierte Culpin für die soziale Mischung. In derselben Rede vor belgischen Stadtplanern bestimmte er sowohl Gartenstadt als auch Gartenvorstadt als „une agglomération composée de toutes les fractions de l'échelle sociale.“<sup>26</sup> Er spielte damit auf ein traditionelles Motiv der europäischen Reformbewegung an,

<sup>22</sup> Ewart G. Culpin, *Principes des Cités-Jardins et leur Application à la Belgique*, in: *Garden Cities and Town Planning H.* 3/1915, S. 57–63; dazu: Hardy, *From Garden Cities*, 1991, S. 60–62.

<sup>23</sup> Alle Zitate: N. N., VI. Studienreise nach England vom 17.–27. August 1913, in: *Gartenstadt H.* 10/1913, S. 209–213, hier: S. 213. Die Kritik an den verdichteten Funktionszusammenhängen in der Stadt war generell ein Leitbild der frühen Stadtplaner-„Community“, wie Barbara Schöning am Beispiel des *Plan of Chicago* zeigt: Dies., Standortvorteil Planung. Der „Plan of Chicago“ als zivilgesellschaftlicher Beitrag zur Wettbewerbsfähigkeit der Stadtregion, in: *IMS H.* 1/2010, S. 42–53, hier: S. 45.

<sup>24</sup> Culpin, *Principes*, S. 59.

<sup>25</sup> Ewart G. Culpin, *The Community Sense*, in: *Garden Cities and Town Planning H.* 10–11/1915, S. 198–200.

<sup>26</sup> Culpin, *Principes*, S. 60.

wonach die Durchmischung der Schichten gegenseitige Lernprozesse und die Abschleifung der Klassengegensätze fördern sollte.<sup>27</sup>

Culpin ersann eine Vielfalt von Methoden, um die Großstadtkritik und die Gliederungskonzepte des pragmatischen Flügels der Gartenstadtbewegung zu popularisieren. Er organisierte 1913 und 1914 drei Konferenzen, mit denen er die IGCTPA öffentlichkeitswirksam aus der Taufe hob.<sup>28</sup> Nach den Treffen veranstaltete Culpin Studienreisen durch England, auf denen er einer interessierten Öffentlichkeit vor allem die Gartenstädte, -vorstädte und -dörfer wie Letchworth, Hampstead Garden Suburb oder Bournville zeigte. Während des Ersten Weltkrieges organisierte er zusammen mit anderen britischen Institutionen wie dem *Town Planning Institute* Konferenzen, Lehrgänge und Ausstellungen für belgische Architekten und Kommunalpolitiker, die nach England geflohen waren.<sup>29</sup>

Zwar scheiterte das Projekt, Belgien mit einem Netz von Gartenstädten zu überziehen, dennoch konnte Culpin zwischen 1913 und 1919 die IGCTPA in einem Teil der Stadtplaner- und Architektenszene von Europa, den USA und den britischen Kolonien erfolgreich verankern. Eine relativ geschlossene Gruppe von überzeugten Gartenstadt-Aktivisten aus aller Welt fand sich auf den internationalen Kongressen zusammen. Sie war begierig darauf, mit eigenen Augen die neuartigen Siedlungsexperimente zu sehen und die Großen der britischen Bewegung sprechen zu hören. So ist beispielsweise die Anekdote eines russischen Delegierten überliefert, der beim Anblick von Bournville Freudentränen vergoss.<sup>30</sup> In diesem Kontext hatte Culpin leichtes Spiel, sich als internationales Sprachrohr der englischen Bewegung zu profilieren und seine Ansichten zu Segregation und Ordnung des Stadtraums zu internationalisieren.

## 2. In den 1920er Jahren: Segregation und Regionalplanung

Die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg markierten für die IGCTPA eine Zeit der rasanten Expansion, die im Zusammenhang mit zwei Trends der Zwischenkriegszeit gese-

<sup>27</sup> Hall, *Cities of Tomorrow*, 2003, S. 106; Jürgen Reulecke, *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt a. M. 1985, S. 92f.

<sup>28</sup> N. N., *International Garden Cities and Town Planning Association*, in: *Garden Cities and Town Planning H.* 9/1913, S. 224–226; N. N., *The International Association*, in: *Garden Cities and Town Planning H.* 3/1914, S. 70f.; N. N., *International Tour and Congress*, in: *Garden Cities and Town Planning H.* 8/1914, S. 178–181.

<sup>29</sup> Pieter Uyttenhove, *Les efforts internationaux pour une Belgique moderne*, in: Smets, Marcel (Hrsg.), *Resurgam. La reconstruction en Belgique après 1914*, Brüssel 1985, S. 32–68.

<sup>30</sup> M. E. Harris Browne, *Some impressions*, in: *Garden Cities and Town Planning H.* 8/1914, S. 181–184, hier: S. 184.

hen werden muss. Erstens wird die Ära zwischen 1918 und 1939 in der Forschung als erste Hochphase der Planungseuphorie beschrieben, in der, inspiriert durch die Steuerungsprogramme des Ersten Weltkrieges, Politiker und Experten versuchten, den Mobilisierungsgrad der Gesellschaft aufrechtzuerhalten, die Wirtschaft planvoll zu gestalten und die vielfältigen Krisen der Nach-kriegszeit abzuwehren.<sup>31</sup> In diesem Kontext stiegen auch zahlreiche Aktivisten der Gartenstadtbewegung in staatlichen Institutionen in einflussreiche Positionen auf, wo sie die Implementierung und Realisierung von Planungsmaßnahmen forcierten.<sup>32</sup> Der für die IGCTPA maßgebliche Gartenstadtarchitekt Raymond Unwin begann zum Beispiel im Jahr 1914 für die englische Regierung zu arbeiten. Durch seine spätere Stellung im Gesundheitsministerium hatte er nach dem Friedensschluss starken Einfluss auf die Standards des *council housing* und regte darüber hinaus mit seinen Studien über die Großstadtregion London den Diskurs über Regionalplanung an.<sup>33</sup>

Zweitens ist auf den Internationalisierungsschub der Zwischenkriegszeit hinzuweisen, der durch die Gründung von Völkerbund und *International Labour Organization* (ILO) verstärkt wurde.<sup>34</sup> Diese neuen Organisationen verbesserten die Infrastruktur für den grenzüberschreitenden Informationsaustausch und intensivierten das Interesse am Internationalismus. Daraus zogen auch die Expertenorganisationen der Stadtplaner einen Vorteil, die während der 1920er Jahre wie nie zuvor zu florieren begannen. Unter dem Eindruck ihres Erfolges artikulierten sie immer weiter reichende Ansprüche, womit sie bereits die Grundlagen für spätere Rivalitäten legten.<sup>35</sup>

Bevor solche Konflikte offenkundig wurden, profitierte die IGCTPA von der zunehmenden Begeisterung für Planung und Internationalismus. Der Verband organi-

<sup>31</sup> Gabriele Metzler/Dirk van Laak, Die Konkretion der Utopie. Historische Quellen der Planungsupotien der 1920er Jahre, in: Isabel Heinemann/Patrick Wagner (Hrsg.), Wissenschaft – Planung – Vertreibung. Neuordnungskonzepte und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2006, S. 23–43.

<sup>32</sup> Stephen V. Ward, What did the Germans ever do for us? A century of British learning about and imagining modern town planning, in: Planning Perspectives H. 2/2010, S. 117–140, hier: S. 212; Elisabeth Lebas/Susanne Magri/Christian Topalov, Reconstruction and popular housing after the First World War. A comparative study of France, Great Britain, Italy and the United States, in: Planning Perspectives H. 3/1991, S. 249–267.

<sup>33</sup> Mervyn Miller, Raymond Unwin. 1863–1940, in: Gordon Cherry (Hrsg.), Pioneers in British Planning, London 1981, S. 72–102.

<sup>34</sup> Herren, S. 50–71.

<sup>35</sup> Dies zeigt ein Blick auf die komplexen Beziehungen zwischen den internationalen Expertennetzwerken: Saunier, Sketches, 2001; Pierre-Yves Saunier, Borderline Work: ILO Explorations onto the Housing Scene until 1940, in: Jasmien van Daele u.a. (Hrsg.), ILO Histories. Essays on the International Labour Organization and its Impact on the World during the Twentieth Century, Brüssel 2010, S. 197–220; Kees Somer, The functional city. The CIAM and Cornelis van Eesteren 1928–1960, Rotterdam 2007, S. 25–28; Domhardt.

sierte eine Reihe von Tagungen, die von immer mehr Delegierten besucht wurden. Beispielsweise kamen 1922 170 Besucher nach London, 1925 fanden bereits 500 Delegierte ihren Weg nach New York, 1928 wurde schließlich mit 1.500 Teilnehmern in Paris ein vorläufiger Höhepunkt erreicht.<sup>36</sup> Dann entfaltete das Netzwerk eine intensive Aktivität, die weit über die Propaganda für Garten(vor)städte hinausging. Die Organisation produzierte ein internationales Darstellungssystem für Stadtpläne, gab eine internationale Zeitschrift für die Stadtplanung heraus und publizierte ein viersprachiges Glossar für Städtebau und Wohnungswesen.<sup>37</sup> Schließlich öffnete sich die IGCTPA thematisch für den breiten ‚Mainstream‘ der Stadtplanung. Auf den Nachkriegskongressen erfuhren Wiederaufbau und Wohnungskrise die größte Resonanz, wohingegen traditionelle Gartenstadthemen etwas zurücktraten.<sup>38</sup>

In dieser Zeit verließ auch Culpin den Verband, während andere Akteure aus der britischen Gartenstadtbewegung, wie Charles B. Purdom und Unwin wichtige Funktionsstellen übernahmen. Obwohl beide die Öffnung der IGCTPA unterstützten, versuchten sie Einfluss auf die Verbandsagenda zu gewinnen und Konzepten aus Großbritannien wieder Auftrieb zu verschaffen. Vor allem ging es ihnen darum, ein neues Schema für die Ordnung von Großstadtregionen zu internationalisieren. Beide arbeiteten zu dieser Zeit an Modellen für die Planung eines Netzwerks von neuen Siedlungen, den ‚satellite cities‘, die um die bestehende Stadt herumgelegt werden sollten, um damit ihr weiteres Wachstum zu kanalisieren und ihre Bevölkerung planvoll zu dezentralisieren.<sup>39</sup> Während der Konferenz in Göteborg 1923 setzte Unwin dieses Regionalplanungskonzept auf die Agenda der IGCTPA und befruchtete damit auch erneut die Debatte um Segregation und stadträumliche Ordnung:

*Erstens* kritisierte der Brite die Verhältnisse in den Großstädten seiner Zeit. Zum einen griff er in der Tradition von Culpin und der Gartenstadtbewegung die chaotische Verdichtung und Durchmischung der Funktionsräume in den Metropolen an.<sup>40</sup> Zum anderen formulierte er die im Kontext der IGCTPA neuartige Kritik, dass

<sup>36</sup> Diese Zahlen sind den offiziellen Kongresspublikationen entnommen.

<sup>37</sup> George L. Pepler, International Notation for Civic Surveys and Town Plans. Report of Committee, 09.07.1926, Cornell University Archives, Ithaca, John Nolen Papers, Box 70, Ordner 3 (im Folgenden: Nolen Papers); Report of the Secretariat to the Council, o. D. (1927), International Federation for Housing and Planning Archive, Den Haag (im Folgenden: IFHPA), Box 7; International Federation for Housing and Town Planning (Hrsg.), International Glossary of Technical Terms used in Housing and Town Planning, London 1934.

<sup>38</sup> Unwin and Lilienberg, 14.11.1923, Nolen Papers, Box 8, Ordner „Raymond Unwin“; Hudig an Kampffmeyer, 17.11.1922, Nederlands Architektuurinstituut, NIVOS/NIROV Archief, Box 25, Ordner 38 (im Folgenden: NIVOS/NIROV).

<sup>39</sup> Hardy, S. 126–129 und S. 143–150; Miller, S. 92.

<sup>40</sup> International Garden Cities and Town-Planning Federation (Hrsg.): Report of Conference at Gothen-

die soziale Segregation dazu führe, dass den ärmeren Schichten die kultivierenden Effekte der Großstadt vorenthalten würden.<sup>41</sup> Unwin vertrat *zweitens* die These, dass nur die Verteilung der Bevölkerung in Satellitenstädten diese Missstände ausräumen könne. Ebenso wie die traditionelle Gartenstadt sollten diese Siedlungen einerseits nach Funktionen gegliedert sein, und andererseits Gemeinschaftszentren zur Integration der Funktionszonen aufweisen.<sup>42</sup> Anders als Culpins Vorstädte sollten diese Siedlungen aber eindeutig voneinander abgegrenzt und nach einem regionalen Muster verteilt werden. *Drittens* argumentierte er in der Tradition der Gartenstadt für die soziale Mischung und plädierte dafür, dass dieses Leitbild Anwendung in den Satellitenstädten finden solle.<sup>43</sup>

Obwohl Unwins Ideen in den folgenden Jahren den Rahmen für die IGCTPA vorgaben, verschoben sich die Akzente in den Debatten: vor allem die Gliederungsmodelle für die Funktionsräume der Stadtregion sollten in der Folge debattiert werden. Dieser Trend deutete sich bereits auf der Konferenz in Göteborg an. Der Deutsche Gustav Langen argumentierte vor dem Hintergrund der negativen Folgen des Versailler Vertrages für eine Rationalisierung der regionalen Wirtschaftsabläufe mittels der Segregation von Industrie-, Wohn- und Gewerbevierteln.<sup>44</sup> John Nolen (USA) betonte am Beispiel der in Planung befindlichen Gartenvorstadt Mariemont den Wert der Gemeinschaftsräume, die dabei helfen würden, die soziale Kohäsion zu erhöhen.<sup>45</sup> Unwins Konzept der sozialen Durchmischung wurde dagegen nicht explizit diskutiert.

Diese Tendenz setzte sich auch auf dem Kongress in Amsterdam fort. Dirk Hudig holte die Konferenz 1925 in die Hauptstadt der Niederlande, denn er versuchte damit Lobbying für die Einrichtung einer kommunalen Planungsstelle in Amsterdam zu betreiben und gleichzeitig Zugang zu neuen Ordnungskonzepten aus dem Ausland zu erlangen.<sup>46</sup> An der Tagung beteiligten sich schließlich nicht nur die bekannten britischen Experten, sondern auch andere ‚Stars‘ der transatlantischen Szene wie Robert Schmidt (Deutschland) und Thomas Adams (USA). P. Bakker-Schut fasste die Debatten am Ende in einer Resolution zusammen, die nicht nur ein wichtiges

burg, 1923, London 1923, S. 42.

<sup>41</sup> Ebd., S. 49.

<sup>42</sup> Ebd., S. 43–49.

<sup>43</sup> Ebd., S. 49.

<sup>44</sup> Ebd., S. 49–53; zum Kontext: Ariane Leendertz, Ordnung schaffen. Deutsche Raumplanung im 20. Jahrhundert, Göttingen 2008, S. 49–75.

<sup>45</sup> International Garden Cities and Town-Planning Federation, Congress 1923, S. 64–69.

<sup>46</sup> Stefan Couperus, Amsterdam 1924: a Stage for Municipal Internationalism? Unveröffentlichter Vortrag, EAUH Conference, Stockholm 2006. Herzlichen Dank an den Autor dafür, dass er mir den Text zur Verfügung gestellt hat.

Instrument in der Auseinandersetzung um neue Planungsinstitutionen für Amsterdam, sondern auch zu so etwas wie der offiziellen Agenda der IGCTPA wurde.<sup>47</sup> Der Niederländer plädierte für Regionalplanung, Satellitenstädte und somit auch für die nach Funktionen geordnete Stadtregion.<sup>48</sup> Zwar knüpfte er damit an Unwins Ideen an, jedoch ohne soziale Mischung explizit in sein Programm aufzunehmen.

Dieser Trend fand auch auf dem folgenden von Adams organisierten Kongress in New York City eine Fortsetzung. Der angloamerikanische Stadtplaner wollte mit dieser Tagung die vorbereitenden Studien, die unter seiner Ägide für einen Regionalplan für New York City ausgearbeitet wurden, der internationalen Öffentlichkeit präsentieren. Zwar kritisierte auch er das chaotische Durcheinander der Funktionsräume in der US-amerikanischen Großstadt, doch zog er daraus andere Konsequenzen als seine europäischen Kollegen. Aufgrund der in den USA weit verbreiteten Skepsis gegenüber jeglichem Interventionismus blieben Adams Vorschläge betont pragmatisch. Er plante weder die Gründung von neuen Siedlungen noch die Durchmischung der Gesellschaftsschichten, sondern stellte lediglich eine behutsame Gliederung des Stadtraums in Aussicht. So wollte er Zonen für Industrie-, Gewerbe- und Wohnviertel definieren, neue Verkehrswege planen und gemeinschaftsorientierte Freiflächen in den extrem verdichteten Siedlungskörper von New York integrieren.<sup>49</sup> Obwohl die europäischen Kongressteilnehmer diesen Plänen eher skeptisch gegenüberstanden und sich sogar mit den Gegnern Adams, der *Regional Planning Association of America* um Lewis Mumford, fraternisierten,<sup>50</sup> endete der Kongress mit einem Minimalkonsens, der das weite Spektrum der IGCTPA umriss: Die vielfältigen Probleme der Metropolen waren für den internationalen Verband nur zu lösen, wenn die Funktionsräume in der gesamten Stadtregion nach einem einheitlichen Muster neu geordnet werden.<sup>51</sup>

<sup>47</sup> Der Text wurde an alle Regierungen Europas und Nordamerikas versandt (Minutes of the Meeting of the Executive Committee of the International Federation for Town and Country Planning and Garden Cities, Amsterdam, 05.07.1924, IFHPA, Box 7).

<sup>48</sup> International Federation for Town and Country Planning and Garden Cities (Hrsg.): International Town Planning Conference Amsterdam 1924, 2 Bde., Amsterdam 1924, hier: Bd. 2, S. 29f. und S. 44–47.

<sup>49</sup> International Federation for Town and Country Planning and Garden Cities, International Town Planning Conference. Report, Baltimore 1925, S. 212–233; dazu: Michael Simpson, Thomas Adams and the Modern Planning Movement. Britain, Canada and the United States, 1900–1940, London 1985.

<sup>50</sup> Charles B. Purdom, The International Conference at New York, in: Garden Cities and Town Planning H. 8/1925, S. 194–198; Lewis Mumford, Reality vs. dreams, in: Journal of the American Institute of Architects H. 6/1925, S. 198f.; außerdem die Erinnerungen von Clarence Stein (Ders., Acceptance of Ebenezer Howard Medal, 28.03.1960, Hertfordshire Archive and Local Studies, Sir Frederic Osborn Archive, B 139).

<sup>51</sup> Mumford, S. 199.

Somit lässt sich zusammenfassen, dass in der ersten Hälfte der 1920er Jahre britische Stadtplaner wie Unwin nur noch einen Teil ihrer Konzepte als internationale Standards etablieren konnten. An der IGCTPA beteiligten sich inzwischen unterschiedliche Akteursgruppen, die je nach aktueller Interessenslage entweder an ausgewählte englische Ideen anknüpften, diese Modelle modifizierten oder sogar eigene Konzepte auf der internationalen Bühne propagierten. In diesem Zusammenhang hatten vor allem Ideen Konjunktur, die auf die Neuordnung der Funktionsräume abzielten, wohingegen soziale Gliederungsschemata in den Hintergrund traten. Die englische Führungsriege verzichtete darauf, die Debatten stärker zu normieren, machte stattdessen den vagen Begriff ‚Regionalplanung‘ zur Klammer der weiteren Debatten, und sicherte somit ihrer Organisation eine maximale Breitenwirkung.

### 3. Wohnungsreformer gegen Regionalplaner: zwei Perspektiven auf urbane Segregation

Nachdem die erste Hälfte der 1920er Jahre der IGCTPA einen kontinuierlichen Aufstieg beschert hatte, bahnten sich schwerwiegende Konflikte an, als die Organisation 1926 die Geschäfte des *Comité Permanent du Congrès Internationaux des Habitations à Bon Marché* (CP) übernehmen sollte. Dieses Sekretariat hatte seit dem Ende des 19. Jahrhunderts Wohnungsbaukonferenzen veranstaltet, war aber nach dem Ersten Weltkrieg in eine tiefe Krise geschlittert, so dass die europäische Wohnungsreformbewegung in den 1920er Jahren ohne Dachorganisation dastand.<sup>52</sup> Einige Funktionäre des CP wie der Belgier Emile Vinck verhandelten deswegen mit der IGCTPA über einen Zusammenschluss der zwei Parteien.

Die Gespräche verliefen vorerst erfolgreich, so dass sich der Gartenstadtverband in IFHTP umbenannte und mit einem Kongress in Wien 1926 die Zusammenarbeit beider Gruppen besiegeln wollte.<sup>53</sup> Aus diesem Grund schnitt der Verband die Tagung auf die Wohnungsreformbewegung zu: Zum einen veranstaltete er spezielle Sitzungen zu Fragen des Wohnungswesens und zum anderen gab er den Architekten und Kommunalbeamten aus der Hauptstadt Österreichs die Möglichkeit, der internationalen Öffentlichkeit ihr groß angelegtes Wohnungsbauprogramm vorzustellen.<sup>54</sup> Die Debatten in Wien brachten am Ende aber nicht die erwünschten Resulta-

te. Stattdessen zeigten sie, dass Regionalplaner und Wohnungsreformer nicht nur unterschiedliche politische Einstellungen und professionelle Standards besaßen, sondern auch Segregation und die Ordnung des Stadtraums grundlegend anders bewerteten.

*Erstens* klagten die Wiener Kommunalbeamten nicht über die Segregation der Sozial-schichten oder die Durchmischung der Funktionsräume. Stattdessen motivierte die Kritik an unhygienischen Kleinstwohnungen und übersteuerten Mieten ihr ambitioniertes Bau-programm.<sup>55</sup> *Zweitens* teilten die Architekten aus der Hauptstadt Österreichs auch nicht die in der IFHTP dominierenden Gliederungsschemata für die Ordnung der Funktionsräume. Obwohl sie in den frühen 1920er Jahren auch gartenstadtähnliche Vorortsiedlungen gegründet hatten, richteten sie ab der Mitte des Jahrzehnts ihr Denken auf den Bau innerstädtischer Wohnblöcke aus, für die das ‚Rote Wien‘ noch heute bekannt ist. Diese Projekte koppelten Kleinwohnungen, kollektive Versorgungseinrichtungen, Grünanlagen und Sportstätten, verwischten somit die Grenzen der Funktionsräume und sollten somit Keimzellen eines proletarischen Gemeinschaftsgeistes werden.<sup>56</sup> *Drittens* hingen die Wiener Architekten auch nicht dem nach wie vor in der IFHTP prominent vertretenen Ideal der sozialen Mischung an. Stattdessen sollten ihre Wohnhöfe zu exklusiven Räumen für die Arbeiterschaft werden und damit die Verwandlung der Stadt in eine sozialistische Metropole unterstützen.<sup>57</sup>

Es verwundert nicht, dass solche Ideen die Mitglieder der IFHTP provozierten. Einige Besucher argumentierten weiterhin für die Standards der Gartenstadt-bewegung; Gibbon erinnerte zum Beispiel daran, dass eine einträchtige Gemeinschaft nur durch einen Mix von Gesellschaftsschichten entstehen könne.<sup>58</sup> Andere Teilnehmer bemängelten die Funktions-mischung in den Wohnblöcken; so stellte der Deutsche Friedrich Paulsen die Wiener Bauten in eine Reihe mit „Mietskasernen“<sup>59</sup>, die zu Kriminalität und Asozialität beitragen würden. Anstatt mit einer Kooperation zwischen Regionalplanern und Wohnungsreformern endete dieser Kongress schließlich mit „unüberbrückbaren Meinungsverschiedenheiten“.<sup>60</sup> Während die Wiener Architekten für den funktionsgemischten Wohnblock als Zentrum der Gemeinschaft warben, wollte die Planerbewegung der nach Funktionen segregierten und um Gemeinschaftszentren gebauten Satellitenstadt internationale Popularität verschaffen.

<sup>55</sup> International Federation for Housing and Town Planning, Congress 1926, Bd. 3, S. 149.

<sup>56</sup> Lampugnani, S. 367.

<sup>57</sup> Ebd., S. 363–367.

<sup>58</sup> International Federation for Housing and Town Planning, Congress 1926, Bd. 3, S. 113.

<sup>59</sup> Ebd., Bd. 3, S. 107.

<sup>60</sup> Ebd., Bd. 3, S. 152.

Diese Auseinandersetzungen bildeten den Auftakt für weitere Konflikte zwischen beiden Parteien. Nach dem Kongress in Wien versuchten Purdom und andere englische Funktionäre, ihren Verband gegenüber den Wohnungsreformern aktiv abzuschotten. Diese wiederum interpretierten die Kritik an den Wiener Projekten als Beweis für fehlendes Interesse der IFHTP-Leitung an ihren Ideen. Als 1928 die Entscheidung über die Einrichtung eines Sub-Komitees für Wohnungswesen im Rahmen der internationalen Organisation wiederholt vertagt wurde, gründeten Hans Kampffmeyer (Österreich/Deutschland) und Florentinus M. Wibaut (Niederlande) kurzerhand den *Internationalen Verband für Wohnungswesen* (IVW).<sup>61</sup> Sie versammelten vor allem westeuropäische Architekten aus der überwiegend sozialistischen Wohnungsreformbewegung um sich und veranstalteten bis 1937 zwei Kongresse, auf denen sie die politischen und technischen Standards der Wohnungsreform neu zu definieren suchten.<sup>62</sup> Damit war der Versuch, die internationalen Diskurse über die Ordnung des Stadtraums zusammenzuführen, vorerst gescheitert.

#### 4. Öffnung des Diskurses über Segregation

Der weitere Diskurs über Segregation innerhalb der IFHTP lässt sich nur vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise verstehen, die einerseits die Effekte des Ersten Weltkrieges noch einmal verstärkte.<sup>63</sup> Um Preisverfall, Lohnrückgang und Verarmung der Bevölkerung zu begegnen, griffen die Regierungen auf bisher ungekannte Art in Wirtschaft und Gesellschaft ein. Davon profitierten auch immer mehr Regional- und Stadtplaner, die im Staatsdienst an Infrastrukturprojekten, Wohnungsbauprogrammen und Gesetzesentwürfen arbeiteten. Andererseits forcierte die ökonomische Krise eine zunehmende Polarisierung Europas. Der Liberalismus stürzte in eine tiefe Krise, wohingegen unterschiedliche totalitäre Ideologien an Attraktivität gewannen. Daneben erlebten Chauvinismus und Xenophobie eine Renaissance und vergifteten zunehmend die internationalen Beziehungen.

Beide Tendenzen prägten auch die IFHTP. Zum einen versuchte sich der Verband – in Konkurrenz mit dem IVW – an die Spitze der nordatlantischen Planerszene zu stellen. Er öffnete sich für neue Themen und wollte beispielsweise auf den Kongressen in London (1935) und Paris (1937) neuartige Planungstrends wie Slum-Sanie-

<sup>61</sup> Vgl. Protokolle und Memoranden in IFHPA, Box 7.

<sup>62</sup> Vgl. dazu die Berichterstattung in der Verbandszeitschrift *Bauen und Wohnen*.

<sup>63</sup> Lutz Raphael, *Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation. Europa 1914–1945*, München 2011, S. 166–185; Anselm Doering-Manteuffel, Konturen von „Ordnung“ in den Zeitschichten des 20. Jahrhunderts, in: Thomas Etzemüller (Hrsg.), *Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2009, S. 41–64; für die Rückwirkungen auf Stadt- und Regionalplanung: Stephen V. Ward, *Planning the Twentieth-Century City. The advanced Capitalist World*, Chichester 2002, S. 81–125.

rung und Nationalplanung auf die internationale Bühne bringen. Zum anderen wollte die Verbandsleitung, auch in Anbetracht zunehmender Polarisierung, Konflikte wie die der Vergangenheit ein für alle Mal unmöglich machen. Deswegen entpolitisierte sie die Organisation, stärkte die Verbandsorgane, erschwerte die Verabschiedung von Resolutionen und trennte die Sitzungen zu Wohnungswesen und Stadtplanung.<sup>64</sup>

Vor diesem Hintergrund spielten sich auch die Debatten über Segregation ab. *Erstens* differenzierte sich die Kritik am stadträumlichen Segregationsmuster aus. Während die Regionalplaner wiederholt das chaotische Verteilungsmuster der Funktionsräume bemängelten<sup>65</sup>, brachten die im Verband verbliebenen Wohnungsreformer die Kritik an der sozialen Segregation zurück auf die Agenda. Henri Sellier (Frankreich) und Harris führten aus, dass vor allem in Europa der Bau neuer Wohnungen in der Nachkriegszeit im Vordergrund gestanden hätte und deswegen die noch immer zahlreich vorhandenen Elendsquartiere in den Metropolen vernachlässigt worden wären. Beide brandmarkten die Segregation der Unterschicht in solchen Slums als ein soziales, politisches und hygienisches Problem und forderten die internationale ‚Community‘ auf, sich dieser Aufgabe zu stellen.<sup>66</sup>

*Zweitens* führten die Planer unter der Ägide englischer Experten den Diskurs über eine Neugliederung der städtischen Funktionen kontinuierlich weiter. Sie plädierten weiterhin für die Gliederung der Räume nach Funktionen und die Gruppierung dieser Zonen um Gemeinschaftszentren. Außerdem erweiterten sie ständig ihre Radien; so forderte Patrick Abercrombie 1935 unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise erstmals eine Nationalplanung, welche die Verteilung der Funktionsräume gesamtstaatlich regeln sollte.<sup>67</sup>

Demgegenüber gestaltete sich *drittens* die Debatte um soziale Gliederung weit aus komplexer. Zum einen propagierten Veteranen wie Unwin erneute die soziale Mischung – auch wenn die Mehrheit von Regionalplanern hauptsächlich an funktionalen Gliederungsstrategien interessiert war.<sup>68</sup> Zum anderen diskutierten die Wohnungsreformer kontrovers darüber, wie Slumbewohner nach dem Abriss ihrer

<sup>64</sup> Report to Council by the Special Committee on Organization, 19.06.1929, Nolen Papers, Box 6, Ordner 19.

<sup>65</sup> International Federation for Housing and Town Planning, Congress 1931, Bd. 3, S. 119.

<sup>66</sup> International Federation for Housing and Town Planning (Hrsg.), *International Housing and Town Planning Congress. Paris 1928*, 3 Bde., Paris 1928, hier Bd. 3, S. 34; zum internationalen Diskurs über Slumsanierung: Dirk Schubert, *Stadterneuerung in London und Hamburg. Eine Stadtbaugeschichte zwischen Modernisierung und Disziplinierung*, Braunschweig 1997.

<sup>67</sup> International Federation for Housing and Town Planning (Hrsg.), *XIV International Housing and Town Planning Congress. London 1935*, 2 Bde., London 1935, hier: Bd. 1, S. 376–380.

<sup>68</sup> International Federation for Housing and Town Planning (Hrsg.), *National and Regional Planning. Paris und Letchworth 1937*, S. 94–99.



Viertel wieder untergebracht werden sollten. Zwar stimmten die Delegierten überein, dass sozial segregierte Elendsviertel abzuschaffen seien. Doch konnten sie sich auf keine Lösung einigen, wie man mit den Bewohnern dieser Quartiere umgehen sollte. Arie Keppler wurde zum Wortführer einer Gruppe, die für die radikale Trennung der Unterschicht von anderen Teilen der Gesellschaft warb. Der Niederländer stellte mehrmals Modellsiedlungen aus Amsterdam wie zum Beispiel Asterdorp vor, in der vermeintlich asoziale Slumbewohner kaserniert wurden.<sup>69</sup> Unterstützung erhielt er von Rednern aus so unterschiedlichen Ländern wie Deutschland, Australien und den USA, die für Erziehungsmaßnahmen für die segregierte Unterschicht warben. Andere Teilnehmer wie der IFHTP-Sekretär Harry Chapman kritisierten dagegen, dass solche Zwangsmaßnahmen nur Polarisierungstendenzen in der Gesellschaft unterstützten, und argumentierten weiterhin für die Mischung der Schichten.<sup>70</sup>

Somit lässt sich zusammenfassen, dass die IFHTP in den 1930er Jahren zu einem relativ offenen Forum für einen vielschichtigen Diskurs über Segregation wurde. Diese Debatten zeigen, mit welcher Bandbreite Stadt- und Regionalplaner in den 1930er Jahre die Folgen der Weltwirtschaftskrise zu bändigen versuchten. Die Organisation half dabei, die unterschiedlichen Akteure miteinander ins Gespräch zu bringen und verschiedene Schemata international zu bewerben, ohne (wie im Jahrzehnt zuvor) ein bestimmtes Ordnungsmodell zu favorisieren.

##### 5. Unter nationalsozialistischer Führung: Ethnisierung von Segregation

Im Zuge der Öffnung der IFHTP kamen auch nationalsozialistische Kräfte in den Verband, die unter dem Deckmantel der sachlichen Kommunikation die internationale ‚Community‘ unterwandern wollten. Wie zahlreiche andere Institutionen des ‚Dritten Reiches‘ versuchte auch der Deutsche Gemeindetag die internationale Szene zu beeinflussen.<sup>71</sup> So forderte deren Leiter, Kurt Jeserich, einen Deutschen zum Präsidenten der IFHTP zu küren.<sup>72</sup> Die Führungsriege des Netzwerks gestand den Deutschen aus taktischen Gründen diesen Posten zu, weil sie ihre Unterstützung für die Vereinigung mit dem IVW benötigte, der, durch die politischen und wirtschaftlichen Krisen der 1930er Jahre geschwächt, wieder mit der IFHTP zusammen-

<sup>69</sup> International Federation for Housing and Town Planning, Congress 1935, Bd. 1, S. 304, Bd. 2, S. 53f.

<sup>70</sup> Ebd., Bd. 2, S. 56f.

<sup>71</sup> Herren, S. 74–77.

<sup>72</sup> Nachtmann, S. 198f.

gehen wollte.<sup>73</sup> Aus diesem Grund wurde schließlich Karl Strölin 1938 Präsident der vereinigten Organisation.

Strölin, der zu dieser Zeit das Amt des Stuttgarter Oberbürgermeisters bekleidete, sah es als seine vorrangige Aufgabe an, direkt in die Tätigkeitsfelder der IFHTP einzugreifen. Bis zum Ausbruch des Krieges fuhr er eine Doppelstrategie: Einerseits achtete er darauf, den sachlichen Stil des Verbandes beizubehalten, so dass auch der Diskurs über Segregation auf dem Kongress in Stockholm (1939) in den gewohnten Bahnen weiterlief. Andererseits versuchte er die Organisation zu unterwandern, indem er zum Beispiel auf subtile Weise für deutsche Positionen warb oder Posten mit Kollegen besetzte.<sup>74</sup> Als mit dem Ausbruch des Krieges die Verbindungen zwischen den IFHTP-Funktionären in Großbritannien und Kontinentaleuropa abbrachen, begann Strölin aktiver als zuvor die Organisation für eigene Zwecke zu nutzen. In den ersten Kriegsjahren baute er in den besetzten und verbündeten Ländern ein alternatives Netzwerk auf, pries offensiv ein nationalsozialistisches Planungsmodell an und prägte damit auch den Diskurs über Segregation auf grundlegende Weise.

Zwar bezog sich der Oberbürgermeister zum Beispiel in einer Rede in Sofia 1940 auf in der IFHTP fest verankerte Topoi, indem er die chaotische Funktionsmischung in den Großstädten kritisierte und eine umfassende Nationalplanung der Funktionszonen als Heilmittel bewarb.<sup>75</sup> Dennoch stellte er zugleich den Diskurs um Segregation auf eine diametral andere Grundlage. Strölin verabschiedete sich von der bis zuletzt diskutierten Idee der sozialen Mischung und propagierte stattdessen die ethnische Gliederung der Gesellschaft.<sup>76</sup> Sein Leitbild war eine ‚rassisch‘ homogene „Volksgemeinschaft“, die „nach dem übergeordneten Gesichtspunkte des Volkswohls“<sup>77</sup> zu organisieren sei. Damit etablierte Strölin ein nationalsozialistisch inspiriertes Leitmotiv als internationalen Standard und stieß damit etwa in Bulgarien und Ungarn auch kurzzeitig auf positive Resonanz.<sup>78</sup> Weil er gesellschaftliche durch

<sup>73</sup> Minutes of a meeting of the Executive Committee of the International Federation for Housing and Town Planning, Brüssel, 16.10.1937, IFHA, Box 7.

<sup>74</sup> Strölin an das Auswärtige Amt, 10.06.1939, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, R 43 II/1032, fol. 177–182.

<sup>75</sup> Karl Strölin, Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung, in: Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung H. 1–2/1941, S. 3–12, hier: S. 4–7.

<sup>76</sup> Bis zu diesem Zeitpunkt wurde in der IFHTP nur am Rande über ethnische Segregation debattiert. Das hängt vor allem damit zusammen, dass Kolonialplaner selten an den Treffen der IFHTP teilnahmen und dass die europäischen und nordamerikanischen Funktionäre wenig Interesse an den Planungen in den Kolonien hatten; vgl. vor allem den Kommentar des niederländischen Kolonialplaners J. F. van Hoytema (International Federation for Housing and Town Planning (Hrsg.), XII International Housing and Town Planning Congress. Rome 1929, 3 Bde., Rom 1929, Bd. 3, S. 86.).

<sup>77</sup> Strölin, S. 4.

<sup>78</sup> N. N.: Vortragsreise des Präsidenten, in: Mitteilungen des Internationalen Verbandes für Wohnungswe-

ethnische Kategorien ersetzte, ging somit eine Epoche zu Ende, in welcher die IFHTP für soziale Mischungskonzepte geworben hatte.

#### *6. Fazit: Der Diskurs über Segregation zwischen Universalismus und Konkurrenz*

Wie lassen sich nun diese Diskussionsstränge abschließend zusammenfassen? Zuerst muss festgehalten werden, dass die IGCTPA/IFHTP im gesamten hier untersuchten Zeitraum dafür warb, über die Veränderung der sozialen und funktionalen Gliederung die soziale Kohäsion und die ökonomische Effizienz in der Stadt planvoll zu verbessern. Der internationale Verband war jedoch ein relativ offenes Forum, in dem verschiedene Gruppen miteinander um die Deutungshoheit über Stadtplanung und Segregation rivalisierten.

Von der Gründung bis in die späten 1920er Jahre dominierten britische Stadt- und Regionalplaner aus der Gartenstadtszene das Netzwerk. Zuerst internationalisierte Culpin erfolgreich die Kritik an der stadträumlichen Funktionsmischung und ein Gliederungsmodell für eine funktional segregierte, gemeinschaftsorientierte und sozial gemischte Garten(vor)stadt. Damit prägte er die Debatten bis weit in die Zwischenkriegszeit hinein. Nach dem Ersten Weltkrieg knüpften Unwin und Purdom an Culpin an und propagierten neuartige Ordnungskonzepte. Da die IGCTPA inzwischen eine große und heterogene Organisation geworden war, hatten die zwei Briten damit nur partiellen Erfolg. Während ihre funktionalen und gemeinschaftsorientierten Gliederungsstrategien für Satellitenstädte und Großstadtregionen begeistert aufgenommen wurden, stieß ihr Leitbild der sozialen Mischung nur auf wenig Interesse. Die beiden verzichteten darauf, ihr Modell aggressiv zu bewerben und begnügten sich mit einem vagen Minimalkonsens. Erst als Wohnungsreformer offen gegen ihre Standards verstießen und – wie im Fall der Architekten des ‚Roten Wiens‘ – funktionsgemischte und sozial segregierte Wohnformen popularisieren wollten, schottete vor allem Purdom das Netzwerk gegenüber dieser Gruppe ab.

In den 1930er Jahren erodierte schließlich die Vormachtstellung der Briten. Die Auseinandersetzungen mit der Wohnungsreformbewegung zwang die Führungsriege dazu, sich vermehrt für neue Themen zu öffnen. Im Zuge einer immer stärker werdenden fachlichen und politischen Polarisierung zirkulierten nun unterschiedliche Konzepte wie die Gliederung des Staatsterritoriums nach Funktionen oder die Segregation der Unterschichten, ohne dass der Vorstand willens war, übergreifende Standards zu fixieren. Damit wurde auch der Boden für Strölin bereitet, der zwischen 1938 und 1945 zwar an bestimmte im Verband populäre Motive anknüpfte, aber letztendlich dem britisch geprägten Diskurs über Segregation eine Absage er-

sen und Städtebau H. 5–6/1940, S. 148f.

teilte. Denn er legte das auf Partizipation ausgerichtete Modell der sozialen Mischung endgültig ad acta und machte die latent autoritäre Konzeption einer ethnisch homogenen Volksgemeinschaft kurzzeitig zu einem internationalen Planungsstandard. Erst als die Briten die IFHTP nach dem Zweiten Weltkrieg neu gründeten, knüpften sie wieder an das Modell der sozialen Durchmischung an, indem sie beispielsweise die in der westlichen Welt florierende Debatte um Nachbarschaftseinheiten in ihren Verband zu integrieren suchten.

Damit zeigen diese Ereignisse, dass der Glaube an universelle Standards und der Wunsch, vom Ausland zu lernen, ebenso den Diskurs in einer internationalen Expertenorganisation prägten wie ideologische Differenzen und strukturelle Machtverhältnisse. Weitere Forschungen müssten nun die spannungsvollen Wechselwirkungen zwischen internationalen, nationalen und lokalen Diskursen ausloten. Sie könnten zeigen, wie grenzüberschreitende Debatten staatliche oder kommunale Planungspraktiken prägten und unter welchen Umständen nationale und lokale Akteure versuchten, internationale Netzwerke zu mobilisieren. Dabei sollten neben der IFHTP auch andere Verbände wie ILO, UIV oder CIAM beachtet werden, die zur gleichen Zeit danach strebten, Ordnungskonzepte für den Stadtraum zu internationalisieren.

**Phillip Wagner, Humboldt-Universität zu Berlin, [phillip.wagner@hu-berlin.de](mailto:phillip.wagner@hu-berlin.de)**

## Nachruf: Peter Hennock

Am 10. September 2012 starb im Alter von 86 Jahren der britische Historiker Ernest Peter Hennock. Nach Dozenturen in den Universitäten von Keele und Brighton war er von 1976 bis zu seiner Pensionierung 1993 Professor für Neuere Geschichte an der Universität von Liverpool. Die Gegenstände seiner Forschungen waren die Geschichte der Städte in der industriellen Urbanisierung des 19. und 20. Jahrhunderts sowie die Entstehung des modernen Sozialstaates in Großbritannien und Deutschland, auch unter Berücksichtigung der städtischen Sozialpolitik. Dabei behandelte er beide Themen in vergleichender Perspektive, wobei man schwer sagen kann, ob die britische oder die deutsche Seite mehr davon profitieren konnte. Den Deutschen erklärte er in Vorträgen und Veröffentlichungen die Entwicklung der städtischen Verwaltung in England und Wales während der Industrialisierung, den Briten die Anregungen, die ihre Sozialreformen um 1900 aus Deutschland bezogen hatten, und beiden zeigte er, welche Einsichten Systemvergleiche im europäischen Rahmen bieten konnten.

### Herkunft

Zu der Nutzung sowohl der britischen wie der deutschen Quellen befähigte ihn seine Herkunft aus einer jüdischen Familie in Berlin, wo er 1926 geboren wurde. Angesichts der massiven Bedrohung der Juden im NS-Staat – ungetauften und auch getauften, wie Hennock – schickte ihn sein Vater Anfang 1939 mit Hilfe der anglikanischen Kirche nach England. Der Vater selbst floh nach Lettland und starb dort in Riga nach dem Einmarsch der deutschen Truppen.<sup>1</sup> Wie Peter Hennock ein britischer Historiker wurde und ab 1960 auch Kontakte zu deutschen Historikern, wie Conze in Heidelberg, Schieder in Köln, Herzfeld in West-Berlin und Köllmann in Bochum sowie auch mit deren Mitarbeitern knüpfte, berichtete er in einem autobiographischen Aufsatz von 1998.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Hennocks Mutter war schon gestorben, als er noch ein Kind war.

<sup>2</sup> E.P. Hennock, *Myself as Historian*, in: Peter Alter (Hrsg.), *Out of the Third Reich. Refugee Historians in Post-War Britain*, London 1998, S.73-97.

### Vergleichende Stadtgeschichte

Seine Forschungen zur modernen Stadtgeschichte begann Hennock mit der 1956 beendeten Dissertation über die aktive Rolle der Angehörigen protestantischer Freikirchen bei der Reform der Stadtverwaltung von Birmingham 1865-1876.<sup>3</sup> Deren Ergebnisse inkorporierte er in sein 17 Jahre später erscheinendem Buch, *Fit and Proper Persons-Ideal and Reality in Nineteenth Century urban Government* (London 1973), sein „magnum opus“, wie es Paul Laxton in einem Gedenkartikel der *Urban History News* nennt.<sup>4</sup> Es war über mehrere Vorstudien gereift. So publizierte er 1957 einen Aufsatz über die Gesundheitsreformen der englischen Städte aus eigener Kraft im frühen 19. Jahrhundert, bevor zentralstaatliche Zuschüsse sie unterstützten.<sup>5</sup> Das produktive Fragezeichen hinter dem Titel war sehr charakteristisch für Peter Hennocks Arbeitsweise. Mit präzisen, differenzierenden Fragen ging er selbst den historischen Problemen auf den Grund, nahm über die Methode des Vergleichs Alternativen in den Blick und konfrontierte auch seine wissenschaftlichen Gesprächspartner mit eindringlichen Fragen zu deren Thesen. In seinen sachkundigen Rezensionen setzte er sich umfassend und mit kritischem Blick mit dem jeweils vorliegenden Werk auseinander.

Er wandte sich dann den finanziellen Problemen der englischen Städte im 19. Jahrhundert zu.<sup>6</sup> Auf dieser breiteren Grundlage weitete er die Geschichte des Stadtrates von Birmingham und seiner Politik aus und ergänzte sie durch entsprechende Untersuchungen über Leeds. In der 1966 von H.J. Dyos in Leicester organisierten internationalen Konferenz zur Stadtgeschichte stellte er die bisherigen Ergebnisse seiner Forschungen über diese „two large cities“ vor, die hier schon Aufmerksamkeit erregten. Damit war er in dem Kreis der sich um einen neuen Forschungszweig organisierenden Historiker angekommen.<sup>7</sup> Ähnlich wie damals in Deutschland war die Geschichte des Urbanisierungsprozesses mit seinen dramatischen sozialen Begleiterscheinungen in der englischen Geschichtswissenschaft ein unterbewerteter Gegenstand. Peter Hennock gehört mit zur Gruppe der Pioniere auf diesem Gebiet.

<sup>3</sup> Derselbe, *The Role of Religious Dissent in the Reform of Municipal Government in Birmingham 1865-1976*, Ph.D., Cambridge 1956, unveröffentlicht.

<sup>4</sup> In: *Urban History News*, Newsletter, 6:11 (2012), University of Leicester (Internet).

<sup>5</sup> E.P. Hennock, *Urban Sanitary Reform a Generation before Chadwick?*, in: *Economic History Review*, second series 10 (1957) S. 113-20.

<sup>6</sup> Derselbe, *Finance and Politics in Urban Local Government in England, 1835-1900*, in: *Historical Journal* 6 (1963), S.212-225.

<sup>7</sup> Derselbe, *The social composition of Borough Councils in Two Large Cities 1835-1914*, in: H.J. Dyos (Hrsg.), *The Study of Urban History*, London 1968, S.315-336.

### Veröffentlichungen in Deutschland

Im abschließenden Kapitel seines Buches von 1973 hatte er bereits einen vergleichenden Blick auf die Entwicklung der städtischen Verwaltung in den deutschen Industriestädten geworfen und den Stand der Forschung über dieses Thema. Seine Aufenthalte in Deutschland hatten ihn bekannt gemacht, bei denen er über die englischen Stadtverwaltungen und ihre Politik berichtete. In einem Vortrag von 1960 stellte er in einer noch heute beeindruckenden Weise die politischen Bedingungen dar, unter denen sich die englischen Städte im Prozess der Verstädterung entwickelten. Er schlug einen großen Bogen von der *Glorious Revolution* von 1688, welche die lokalen Institutionen zu einem Zeitpunkt von zentralen Kontrollen entband, als sich in Deutschland der Absolutismus weitgehend durchsetzte, bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.<sup>8</sup> In einem Aufsatz von 1963 legte er die Entwicklung Londons zu einer die bisherigen Maßstäbe überschreitenden Riesenstadt dar sowie die damit einhergehenden Veränderungen der Verwaltung bis zu diesem Datum.<sup>9</sup> Dem folgte dann 1965 eine methodologische Erörterung der neuesten Publikationen zur englischen Stadtgeschichte.<sup>10</sup> Im Jahre 1984 veröffentlichte er in einem Band des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster in englischer Sprache eine Darstellung der Entwicklung des komplexen Systems der städtischen Verwaltung in England und Wales seit dem frühen 19. Jahrhundert. Dabei ging er sowohl auf die politischen Bedingungen wie auf die Agenda der zu lösenden Probleme, z.B. die dominierenden Gesundheitsprobleme, ein.<sup>11</sup>

### Sozialreform und Städte

Nach der Veröffentlichung der „Fit and Proper Persons“ 1973 wandte sich Peter Hennock dem umfassenden Themenkomplex von Armut und Krankheit, Gesundheits- und Sozialpolitik zu. Daraus entstanden dann seine beiden weiteren Bücher: 1987 zunächst der Band über die Entstehung der britischen Sozialversicherung zwi-

<sup>8</sup> Derselbe, Zur Entwicklung der englischen Städte im 19. Jahrhundert, in: Die Welt als Geschichte 4 (1960), S.226-233.

<sup>9</sup> Derselbe, Die Entwicklung der Londoner Kommunalverwaltung, in: Archiv für Kommunalwissenschaften, (1963), S.55-78.

<sup>10</sup> Derselbe, Die neuere Stadtgeschichte in England, in: Archiv für Kommunalwissenschaften (1965), S. 121-128.

<sup>11</sup> Derselbe, The creation of an urban Local Government System in England and Wales, in: Helmut Nautin, Hg., Städteordnungen des 19. Jahrhunderts. Beiträge zu Kommunalgeschichte Mittel- und Westeuropas, Reihe Städteforschung des Instituts für vergleichende Städtegeschichte, Reihe A: Darstellungen, Bd.19, S.19-43.

schen 1880 und 1914 in Auseinandersetzung mit dem deutschen Vorbild der Versicherungsgesetzgebung des Kaiserreiches.<sup>12</sup> Diese Rezeption deutscher Anregungen hatte er in eine weite, gleichzeitige britische Wahrnehmung deutscher Entwicklungen eingebaut, wie „Technical Education“ und „Town Planning“. Nach dieser Studie über internationale Beeinflussung folgte dann vor wenigen Jahren als abschließendes Werk die große vergleichende Arbeit über die Entstehung des *Welfare State* in England und des Sozialstaates in Deutschland.<sup>13</sup> Hier ging er auch explizit und kontrastierend auf Initiativen in England wie in Deutschland ein. Er setzte das *Elberfelder System* und *Poor Law* sowie die preußischen Hilfskassen und *Friendly Societies* vergleichend nebeneinander, die im lokalen Rahmen eingesetzt wurden, um die Probleme der Industrialisierung von Armut und Krankheit zu mildern.

Schon in den Vorstudien zu diesen Büchern war Hennock auf die städtische Ebene gestoßen. Dort manifestierten sich die sozialen Probleme und dort setzten auch seine Quellen an, die zeitgenössischen *Surveys* wie die von Charles Booth, J. Rowntree und auch die Streitschrift „The Bitter Cry of Outcast London“.<sup>14</sup> In weiteren Aufsätzen untersuchte er kritisch die statistischen Methoden und Konzepte zur Erfassung von Armut in London und im Gesamtstaat.<sup>15</sup> Die städtische Perspektive findet sich auch in dem Aufsatz von 1998 über die Zwangsversicherung und das *Elberfelder System*, der sowohl Momente des Vergleichs wie des Einflusses enthält.<sup>16</sup> Ein Großteil seiner Forschungsaktivitäten galt auch den Bewegungen zur Gesundheitsreform während der zeitversetzten Prozesse der Urbanisierung in beiden Ländern. Auch dabei ging er notwendigerweise auf die Städte ein, in denen sich ein wachsender Anteil der Bevölkerung unter unzureichenden hygienischen Bedingungen konzentriert hatte. Mit seinem vergleichenden Aufsatz von 2000 über das „Urban sani-

<sup>12</sup> Derselbe, British Social Reform and German Precedents. The Case of Social Insurance 1880-1914, Oxford 1987. In mehreren Aufsätzen hatte Hennock das Thema schon vorher behandelt, wie in den beiden von Wolfgang Mommsen zunächst auf Englisch 1981 (The emergence of the welfare state in Britain and Germany, London) und dann 1982 (Die Entstehung des Wohlfahrtsstaates in Großbritannien und Deutschland, Stuttgart) auf Deutsch herausgegebenen Bänden.

<sup>13</sup> Derselbe, The Origins of the Welfare State in England and Germany, 1850-1914. Social Policies Compared, Cambridge 2007.

<sup>14</sup> Derselbe, Poverty and social theory in England: the experience of the eighteen-eighties, in: Social History 1 (1976), S.67-91.

<sup>15</sup> Derselbe, The measurement of poverty: from the Metropolis to the Nation 1880- 1920, in: The Economic History Review Series 2, XL: 2 (1987), S.208-227; derselbe, concepts of poverty in the British social surveys from Charles Booth to Arthur Bealy, in: Martin Bulmer, Kevin Bales und Kathryn Kish Sklar (Hrsg.), The social survey in historical perspective 1880-1940, Cambridge 1991, S.189-216.

<sup>16</sup> Derselbe, German models for British social reform: compulsory insurance and the Elberfeld System of poor relief, in: Rudolf Muhs, Johannes Paulmann und Willibald Steinmetz (Hrsg.), Aneignung und Abwehr. Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert, Bodenheim 1998, S.127-142.

tary movement“ zwischen 1838 und 1914 erfasste Hennock die Hauptperiode dieses Vorgangs und führte das Thema seines ersten Aufsatzes von 1957 fort.<sup>17</sup>

Angesichts seines frühen Schicksals und seiner späteren Optionsmöglichkeiten war Peter Hennock sehr bewusst ein britischer Historiker geworden. In seiner Arbeit über die Stadt- und Sozialgeschichte des langen 19. Jahrhunderts war sein Maßstab die Grundsätze der liberalen englischen Zivilgesellschaft, ohne dass er deren Defizite im Prozess der Industrialisierung verkannte und auch die korrigierende Rolle preußischer Oberpräsidenten bei der Sanierung der Städte wahrnahm. Aber auch in den Universitäten der Bundesrepublik Deutschland war er auf Konferenzen und in Seminarvorträgen präsent, pflegte durch häufige Besuche die kollegial-freundschaftlichen Beziehungen.<sup>18</sup> Durch seine Veröffentlichungen wird er hier auch weiterhin präsent bleiben.

**Prof. em. Dr. Wolfgang Hofmann, Center for Metropolitan Studies der TU Berlin, wolfgang.hofmann@gmx.de**

<sup>17</sup> Derselbe, The urban sanitary movement in England and Germany, 1838-1914: a comparison, in: Continuity and Change, Bd.15:2 (2000), S.269-296. Vgl.auch: Derselbe, Vaccination policy against smallpox, 1835-1914. A comparison of England with Prussia and Imperial Germany, in :Social History of Medicine 11.:1, S.49-71.

<sup>18</sup> Im Jahre 1988 hielt er auf Einladung der Akademie der Wissenschaften der DDR auch dort einen Vortrag.

## **Tagungsbericht: „Mapping spatial relations, their perceptions and dynamics: the city today and in the past“ am 18. Mai 2012, Workshop des DFG-Projekts „Geschichte und Kulturen der Räume in der Neuzeit“ an der Universität Erfurt**

Der Workshop beschäftigte sich mit Möglichkeiten der Kartierung städtischer räumlicher Relationen und ihrer Dynamiken.<sup>1</sup> SUSANNE RAU (Erfurt) erläuterte einleitend, dass eine seiner Leitfragen sei, wie Karten beschaffen sein müssten, die nicht nur statische städtische Strukturen abbilden, sondern die auch andere, räumlich und zeitlich dynamische Beziehungen und Wahrnehmungen sowie soziale Praktiken in der Stadt visualisieren würden. Zur Beschäftigung mit dieser Frage waren neun Diskutanten aus fünf Ländern geladen.

Die Beiträge lassen sich in drei Gruppen fassen: 1. Methoden und Ergebnisse der historischen Forschung zur Entwicklung der Stadt, 2. Projekte zur kartographischen Darstellung von Städten und stadträumlichen Wandlungsprozessen, und 3. historische Interpretationen und Strukturierungen des städtischen Raums.

Gegenstand der Vorträge der ersten Gruppe war die Entwicklung der Städte Barcelona und Lyon, die auch in dem DFG-Projekt bearbeitet werden. MANEL GUÀRDIA BASSOLS (Barcelona) stellte Forschungsergebnisse vor, die auf den mittelalterlichen Herdsteuern und dem frühneuzeitlichen Kataster von Barcelona beruhen. Zunächst hätten hohe Straßen- und Bevölkerungsdichten mit dem wirtschaftlich aktiven Zentrum der Stadt korreliert. Nach Erweiterungs- und Erschließungsmaßnahmen sowie unter dem Einfluss der Industrialisierung hätten Mitte des 19. Jahrhunderts die dicht besiedelten Bereiche in den peripheren Zonen Barcelonas gelegen. Kirchenakten würden belegen, dass sich die Bevölkerung eines Viertels binnen weniger Jahre erneuert habe und demographische Verluste durch Kriege oder Seuchen schnell ausgeglichen worden seien.

<sup>1</sup> Die Tagungsankündigung und das Programm, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=18842> [19.07.2012].

BERNARD GAUTHIEZ (Lyon) stellte ein Geoinformationssystem des frühneuzeitlichen Lyon vor, das auf Schriftquellen, z.B. auf Baugenehmigungen der Jahre von 1600 bis 1763, beruht. Das System ermögliche nicht nur Aussagen zur Gestalt des Verwaltungsviertels oder der Verteilung der Armut, sondern mache auch die *parcours* der städtischen Steuereintreiber sichtbar. Die verschiedenen *layer* ermöglichen darüber hinaus den Vergleich der räumlichen Verteilung von wirtschaftlichen Faktoren mit sozialen Milieus und politischen Vorgängen, wie z.B. die Korrelation der Verteilung der Webstühle mit den Bereichen der städtischen Unruhen während der Seidenweber-Aufstände von 1834.

Danach arbeitete OLIVIER ZELLER (Lyon) die vielfältigen thematischen Dimensionen des kartierbaren Wissens über historische Städte heraus. Dabei ging es ihm nicht nur um die Umsetzungen konkreter städtischer Baupolitiken, etwa von Abriss und Neubau, von Straßenbegradigungen und Urbanisierungen, sondern auch um die administrative und polizeiliche Kontrolle städtischer Räume und um den Zusammenhang von Straßennetzen und sozialen Vorgängen.

In der zweiten Gruppe stellte GEORG GARTNER (Wien) das „EmoMap“-Projekt vor, das sich mit der Kartierung emotionaler Wahrnehmungen von und in Städten beschäftigt.<sup>2</sup> Es wird eine Applikation für *Android*-Smartphone entwickelt, die unter Beteiligung möglichst zahlreicher Freiwilliger erlaubt, emotionale Reaktionen der Nutzer auf städtische Räume zu erkennen. Darauf aufbauend soll die App in der Lage sein, alternative Routen für Fußgänger vorzuschlagen, um als negativ oder unsicher empfundene Räume zu vermeiden.

RICHARD RODGER (Edinburgh) präsentierte das „*Visualising-Urban-Geographies*“-Projekt<sup>3</sup>. Das *VUG*-Projekt stellt der Öffentlichkeit ein Instrument zur Verfügung, das den Online-Zugang zu georeferenzierten historischen Karten ermöglicht, diese untereinander und mit heutigen Geographien vergleichbar macht und mit dem sich historische und geographische Daten miteinander verknüpfen lassen. Dafür nutzt das Projekt vorhandene Google-Oberflächen.

LEIF SCHEUERMANN (Stuttgart) machte die Teilnehmer zunächst mit kooperativen Kartenproduktionen mittels *Google Fusion Tables* bekannt und zeigte die Möglichkeiten und Grenzen dieser Angebote. In Projekten, die größere Datenmengen darstellen müssten, seien diese *tools* nur bedingt einsetzbar. Als Alternative stellte Scheuermann das Projekt eines **Adaptiven, Interaktiven und Dynamischen Atlases** (AIDA-Projekt) vor. Es soll einen Rahmen zur Verfügung stellen, der es Historikern trotz divergierender Forschungsinteressen und unterschiedlicher Epochen ermög-

<sup>2</sup> Projekt zur Erforschung emotionaler Raumwahrnehmung, URL: <http://openemotionmap.org> [19.07.2012].

<sup>3</sup> Visualising-Urban-Geographies-Projekt, URL: <http://geo.nls.uk/urbhist/> [19.07.2012].

licht, ihre Ergebnisse kartographisch darzustellen.

Im letzten Vortrag beschäftigte sich EKKEHARD SCHÖNHERR (Erfurt) mit unterschiedlichen Strukturierungen Barcelonas in Stadtplänen und -ansichten, in Verwaltungsgrenzen und Reiseberichten des 16. bis 19. Jahrhunderts. Historische Reiseberichte und Stadtansichten stellten einen stark kanonisierten, insgesamt aber nur sehr kleinen Teil des Territoriums der Stadt dar. Schönherr formulierte Vorschläge für die kartographische Darstellung historischer Stadtwahrnehmungen, so die Darstellung unbekannter oder unsicherer Daten durch weiße Flecken oder verlöschende Zeichen sowie der Verzicht auf Georeferenzierung, wenn räumlich unscharfe Verhältnisse oder mentale räumliche Vorstellungen sichtbar gemacht werden sollen.

Den Kommentar übernahm WOLFGANG SPICKERMANN (Erfurt), Gründungsmitglied der Arbeitsgemeinschaft „Geschichte und EDV e.V.“. Er führte aus, dass Karten sowohl symbolische Systeme als auch Modelle seien, die in ihren Vereinfachungen auch „lügen“. Dennoch sei es Aufgabe der Historiker und Historikerinnen, mit Hilfe moderner Technologien solche Modelle zu erstellen – nicht zuletzt für pädagogische Zwecke und für ein breiteres Publikum. Auch wenn sich Karten an unterschiedliche Adressaten wenden, könne mit ihrer Hilfe neues Wissen für die Wissenschaftsgemeinschaft bereitgestellt werden.

Kritische Anmerkungen hatte Benjamin Vis, Doktorand an der School of Geography der Universität Leeds. Der Workshop habe zwar einen guten Überblick über den Status räumlich inspirierter bzw. räumlich eingebetteter historischer Forschung gegeben, allerdings seien die Historiker noch zu wenig mit innovativen Methoden der Kartographie vertraut. Jetzt käme es darauf an, eine Agenda der Herausforderungen und notwendigen Informationen sowie einen Rahmen für interdisziplinäre Zusammenarbeit zu schaffen.

Damit formulierte Vis genau den Gedanken, der zur Idee geführt hatte, Forscher und Forscherinnen unterschiedlicher disziplinärer Herkunft zusammenzuführen, die das gemeinsame Interesse trägt, soziale bzw. sozialräumlich dynamische Prozesse zu kartieren. Allerdings muss es nicht von vornherein als ausgemacht gelten, dass die innovativsten Methoden der aktuellen Kartographie auch dem Gegenstand, also den historischen Städten als konstruierten, praktizierten und wahrgenommenen Räumen, am angemessensten sind. Um alle (technischen) Möglichkeiten, aber auch die methodischen Probleme im Umgang mit historischem Material auszuloten, sind sicherlich weitere Gespräche vonnöten.

**Ekkehard Schönherr, M.A., Universität Erfurt, Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsbereich „Geschichte und Kulturen der Räume in der Neuzeit, [ekkehard.schoenherr@uni-erfurt.de](mailto:ekkehard.schoenherr@uni-erfurt.de)**

## Tagungsbericht: „Stadt-Land-Beziehungen im 20. Jahrhundert“, am 25. und 26. Oktober 2012 in Münster

Ist es weiterhin sinnvoll, von der „Stadt“ und dem „Land“ mit ihren jeweils unterschiedlichen Eigenschaften zu sprechen? Oder haben sich solche Polaritäten im Zuge der Angleichung materieller Lebensverhältnisse, der Suburbanisierung und der Verbreitung des Internets nicht längst aufgelöst? Gibt es heute noch spezifisch „ländliche“ Sozialstrukturen, Handlungsmuster, Selbst- und Fremdbilder oder herrschen inzwischen hybride Strukturen, Lebensstile und Identitäten vor? Diese Fragen in einer historischen Dimension zu untersuchen war Gegenstand der Tagung „Stadt-Land-Beziehungen im 20. Jahrhundert“ am 25. und 26. Oktober 2012 auf Gut Havichhorst, dem Seminar- und Tagungszentrum der Stiftung Westfälische Landschaft, in Münster-Handorf. Der Einladung des Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL)-Instituts für westfälische Regionalgeschichte und des Lehrstuhls für Kultur- und Mediengeschichte der Universität des Saarlandes waren Historiker, Geographen, Soziologen, Ethnologen, Stadt- und Regionalplaner gefolgt.

Nach einer Begrüßung durch Bernd Walter (Münster) und einer inhaltlichen Einführung von Organisator Franz-Werner Kersting (Münster) widmete sich die erste Sektion unter der Moderation von Christine Hannemann (Stuttgart) der Forschungsgeschichte und den Forschungskonzepten des Themas. Kersting diskutierte Ansätze der frühen Forschung zur Stadt-Land-Geschichte und hob im Besonderen die Leistungen der sogenannten „Darmstadt-Studie“, eines Community-Survey aus den 1950er Jahren, hervor. Insbesondere die in diesem Zusammenhang entstandene Monographie des Agrarsoziologen Herbert Kötter zur Struktur und Funktion von Landgemeinden im Einflussbereich einer deutschen Mittelstadt (1952) biete auch für zukünftige Untersuchungen zur Beziehungsgeschichte von Stadt und Land mehr als nur eine reichhaltige Materialsammlung. Aufgrund amerikanischer Einflüsse habe Kötter bereits in den 1950er Jahren noch aus dem „Dritten Reich“ stammende, ideologisch gefärbte Bilder von Stadt und Land überwunden. Mitorganisator Clemens Zimmermann (Saarbrücken) trat in seinem Vortrag zu Konzepten der Stadt-Land-Beziehungen insbesondere für das „Suburbanisierungskonzept“ ein. Es

nehme nicht nur die Stadt, sondern auch die ländliche Kultur in den Blick. Während Zimmermann den Begriff der „Zwischenstadt“ als analytische Kategorie ablehnte, plädierte er für das aus der französischen Forschung stammende Konzept der „Periurbanisierung“, um kleinteilige Räume zu beschreiben.

Die zweite, von Karl Ditt (Münster) moderierte Sektion widmete sich der Gebietsreform der 1960er und 1970er Jahre. Hans-Walter Schmuhl (Bielefeld) präsentierte sein Oral-History-Projekt zu eingemeindeten ländlichen Gebieten in Bielefeld. Die Interviews mit der älteren Bevölkerung hätten gezeigt, dass es dort zur Ausbildung von „Sonderidentitäten“ kam. Julia Rinser (München) stellte in einem Werkstattbericht ihr Dissertationsprojekt vor, das die Folgen der Gebietsreform in bayerischen Dörfern untersucht. Beide Projekte versprechen interessante Ergebnisse für das Thema der Stadt-Land-Beziehungen, wenn auch die Frage gestellt werden sollte, ob alle beobachteten Phänomene in engem Zusammenhang zur Gebietsreform standen oder nicht vielmehr Ausdruck von längerfristigen gesellschaftlichen Entwicklungen waren.

Die dritte Sektion „Kulturelle Aufbrüche und soziale Bewegungen“ wurde von Brigitta Schmidt-Lauber (Wien) moderiert. Gunter Mahlerwein (Saarbrücken) untersuchte die musikalische Praxis in rheinhessischen Dörfern zwischen 1950 und 1980, die er als für Innovationen durchlässig beschrieb, sofern sich diese in die vorhandenen Strukturen einfügen ließen. Bis in die 1960er Jahre überwogen nach Mahlerwein die integrativen gegenüber den distinktiven Elementen der Musikausbildung. Julia Paulus (Münster) stellte ihre Lokalstudie zu Protest- und Mobilisierungskulturen der politischen Emanzipationsbewegung von Frauen in der „Provinz“ vor, die, so Paulus, die bisher in der Forschung etablierte Phaseneinteilung der Neuen Frauenbewegung in Frage stelle. Anschließend wurde kontrovers darüber diskutiert, inwieweit der Begriff der „Provinz“ als analytische Kategorie sinnvoll ist. Der Vortrag von Benno Gammerl (Berlin) fragte nach den lesbischen und schwulen Perspektiven auf das Verhältnis zwischen Stadt und Land in der Bundesrepublik. Seine Untersuchung von Zeitschriften und die Durchführung von Interviews ergaben, dass für Lesben und Schwule in den 1970er Jahren der Gegensatz zwischen Stadt und Land weniger wichtig war und es erst in den 1980er Jahren zu Ausdifferenzierungen kam.

Abschluss des ersten Tages bildete eine öffentliche Abendveranstaltung unter Moderation von Thomas Großbölting (Münster). Auf Grußworte von Heimo-Jürgen Döge (Münster) folgte ein Vortrag von Gerhard Henkel (Duisburg-Essen), der mit Unterstützung zahlreicher Bilder die Merkmale, Leitbilder und Potenziale des ländlichen Raumes von 1950 bis in die Gegenwart veranschaulichte.

Der zweite Tag begann mit der vierten Sektion „Visuelle Repräsentationen“, moderiert von Werner Freitag (Münster). Katharina Stütz (Münster) fragte nach der Visualisierung von Stadt und Land in Amateurfilmen und -fotografien in den Niederlanden und Deutschland zwischen 1930 und 1980. Matthias Frese (Münster) analysierte die Hintergründe und Inhalte der Tourismuswerbung im Raum Westfalen von 1950 bis 2000 und hob die Veränderungen im Reiseverhalten hervor, die u.a. zu einer zunehmenden Verknüpfung von Stadt- und Landwerbung geführt hätten. Der Vortrag von Christoph Lorke (Münster) thematisierte die visuelle Repräsentation von „Armut“ in der Bundesrepublik und der DDR. Seine auf breiter Quellenbasis durchgeführte Untersuchung fotografischer Abbildungen vor allem aus der überregionalen Presse belegte eine klare Dominanz des urbanen Raums in der Armutsdarstellung.

Michael Prinz (Münster) moderierte die fünfte Sektion unter dem Titel „Internationale Perspektiven“. Ein Doppelvortrag zu Niederösterreich zwischen 1945 und 1980 eröffnete die Sektion: Ulrich Schwarz (St. Pölten) stellte den „Agrarmediendiskurs“ anhand einer methodisch hochdifferenzierten Untersuchung zweier Zeitschriften vor; Ernst Langthaler (Wien) konzentrierte sich auf die bäuerliche Wirtschaftspraxis und wies auf Unterschiede zwischen stadtnaher und stadtferner Landwirtschaft hin. Peter Moser (Bern) bot einen methodisch reflektierten Vergleich über die Stadt-Land-Beziehungen in Irland und der Schweiz. Durch die Ausbildung gemeinsamer nationaler Interessen in der Ernährungspolitik und in Demokratisierungsbewegungen hätten sich Stadt-Land-Konflikte deutlich abgeschwächt, während heute gewisse Positionen das Land als eine Art Reservefläche kapitalistischer Entwicklung marginalisierten. Entsprechend seines Ansatzes vertrat Moser die Auffassung, dass eine Untersuchung von Stadt-Land-Beziehungen im 20. Jahrhundert einen Rückblick in das 19. Jahrhundert bieten müsse.

Werner Freitag (Münster) fasste in seinem Schlusskommentar die Grundlinien der Diskussion zusammen und diagnostizierte, die Themensetzung der Tagung sei insgesamt zu „landlastig“ geblieben. Außerdem mahnte er angesichts der Vielfalt von verwendeten Begrifflichkeiten wie „Dorf“, „ländliches Gebiet“, „Provinz“ usw. mehr Präzision beim „Land“-Begriff an. Für zukünftige Forschungen schlug Freitag vor, noch stärker die Beziehungen von Stadt und Land als Erfahrungsgeschichte zu untersuchen und dabei auch hybride Konstruktionen zu beachten.

Abschließend sind fünf Beobachtungen zu machen: 1. Die Tagung bewies die Relevanz des Themas, das sicherlich eine Reihe weiterer Forschungsstudien anregen wird. Die „Landlastigkeit“ der Themensetzung ist vor dem Hintergrund der in der Forschung vorherrschenden Fokussierung auf die Stadt zu rechtfertigen. 2. Entgegen der Ankündigung setzten die Veranstalter einen klaren Akzent auf die zweite

Hälfte des 20. Jahrhunderts, auch wenn einige Referate Rückblicke auf die erste Hälfte und ins 19. Jahrhundert vornahmen. Mehrere Vorträge boten Vorschläge einer inneren Periodisierung ihres Untersuchungszeitraumes an. Das Augenmerk zukünftiger Studien sollte auf diesem Aspekt liegen. 3. Die Tagung konzentrierte sich nicht allein auf das Gebiet der Bundesrepublik, sondern öffnete sich auch einer deutsch-deutschen (Gerhard Henkel/Christoph Lorke) und einer internationalen Perspektive. Es ging um Frankreich (Clemens Zimmermann), die Niederlande (Katharina Stütz), Österreich (Ernst Langthaler/Ulrich Schwarz), Irland und die Schweiz (Peter Moser). 4. Die Tagung versammelte eine Reihe von innovativen Themen, hervorzuheben sind hier vor allem die Beiträge zu Homosexualität und Musik. Fraglich ist allerdings, ob das Thema der Gebietsreform tatsächlich eine so hohe Relevanz für die Stadt-Land-Beziehungen spielte, wie in der Tagung repräsentiert. 5. Der interdisziplinäre Zuschnitt hat sich bewährt. Methodisch zeichneten sich die Vorträge durch eine vielseitige Kombination von klassischen und innovativen Ansätzen wie Bild-, Film- und Inhaltsanalyse aus. Auffällig hoch war die Akzeptanz der Oral History, auf die fast alle empirischen Studien zurückgriffen.

**Susanne Dengel, Universität d. Saarlandes, [susanne.dengel@mx.uni-saarland.de](mailto:susanne.dengel@mx.uni-saarland.de)**



## Tagungsbericht: Autostädte. Wachstums- und Schrumpfungprozesse in globaler Perspektive, vom 27. bis 29. Juni 2012 im Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation in Wolfsburg

„Autostädte“ waren das Thema einer von Martina Heßler (HSU, Hamburg) und Günter Riederer (Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation, Wolfsburg) organisierten Tagung, die von der ZEIT-Stiftung, der Stadt Wolfsburg, der Helmut-Schmidt-Universität und der GSU gefördert wurde. Damit geriet ein spezifischer Industriestadttypus in den Blick der interdisziplinär besetzten Tagung, nämlich Städte mit einer hohen Abhängigkeit von der Automobilindustrie.

Martina Heßler eröffnete die Tagung mit einer Einführung, in der sie auf die Konjunkturen der Autoindustrie und damit der Autostädte hinwies: „Autostädte leben gut und fallen tief“. Gerade dies stelle diese Städte vor Herausforderungen schwankender wirtschaftlicher Entwicklungen, Unsicherheit und Nichtplanbarkeit. Sie betonte weiterhin die globale Perspektive, die für die Geschichte der Autoindustrie und damit für diejenige der Autostädte zentral sei.

Die Tagung begann mit einem *key note*-Vortrag des Architekten Albert Speer, der einen faszinierenden Einblick in seine aktuellen Stadtplanungsprojekte für Automobilstädte in Asien gewährte.

Während der folgenden zwei Tage wurden verschiedene Beispiele dieses spezifischen Industriestadttypus im Kontext von Industrialisierungs- bzw. Deindustrialisierungsprozessen und städtischem Strukturwandel diskutiert. Die globale Tagungsperspektive ermöglichte es, verschiedene städtische Strategien des Wachstums- bzw. Krisenmanagements zu vergleichen.

Christoph Bernhardt und Harald Engler eröffneten den Themenblock „Autostädte im Sozialismus“. Anhand von Eisenach analysierten sie die für sozialistische Autostädte spezifischen Grundfragen sowie Probleme der Planungs-, Stadt- und Konsumkultur. Zentral sei die sozialistische Überformung bereits vorhandener Industrie- und Stadtstrukturen. Der Prozess der „Verbetrieblichung“ Eisenachs er-

reichte in der sozialistischen Periode der Stadtentwicklungsgeschichte einen Höhepunkt und steht exemplarisch für die fordistische Politik des 20. Jahrhunderts unter sozialistischen Vorzeichen. Das sozialpolitische Angebot der Autoindustrie festigte, zusammen mit der Verschmelzung bereits vorhandener älterer Traditionsbestände, die sozialistische Autokultur und die starke Verankerung der Automobilindustrie in dieser Region.

Esther Meier stellte das als russische sozialistische Musterstadt geplante und neugegründete Naberežnye Celny, heute eine Großstadt mit über 500.000 Einwohner in der Teilrepublik Tatarstan, vor. Diese Autostadt wurde als Modell der „sozialistischen Stadt“ realisiert und sollte zum Symbol für ein besseres Leben in Verbindung mit Wohlstand, Modernität, Konsum und Mobilität werden. Prägend und allgegenwärtig für das gesamte Projekt war das sowjetische Identitätsmodell „Wir bauen KamAZ,<sup>1</sup> und KamAZ baut uns!“. Das Werk bestimmte nicht nur den Alltag der Stadtbewohner, sondern auch die Wachstums- und Schrumpfungprozesse in der Stadtentwicklung.

Thomas Bohn hob in seinem Beitrag die Stadtneugründung als Utopie der sozialistischen Musterstadt hervor. Das stadtplanerische Konzept wurde den Interessen des Werks bzw. dessen Produktionsleistungen untergeordnet. Im Fokus stand das Erreichen des Plansolls; dies zeigte sich in der nachrangigen Behandlung der Stadtplanung und deren Umsetzung. Weiterhin diskutierte Bohn das Konzept der „Verbetrieblichung“ anhand der ausgeführten Beispiele und hob die radikale Umsetzung in Celny hervor. Er hinterfragte die These der sozialistischen Überformung ganz Eisenachs und bezog das Konzept lediglich auf die neugeplanten Werksanlagen und Produktionsanlagen.

Susanne Stein eröffnete den Themenblock der asiatischen Autostädte mit einem Beitrag zu Changchun, der nach ihren Worten „Wiege der chinesischen Autoindustrie“. Die zur Schlüsselindustrie aufgestiegene Autoindustrie, die von Peking gesteuerten räumlichen Konzentrationsprozesse der Produktion sowie ausländische Joint-ventures führten zu einem starken Wachstum dieses Industriezweiges und damit der gesamten Stadt. Gleichzeitig vollzog sich ein Wahrnehmungs- bzw. Darstellungswandel der Stadt von einer nationalen zur internationalen Autostadt. Veränderungen im Stadtbild liegen seit den 1990er Jahren ganz im Trend der „Eventisierung“ und legen einen Vergleich zur „Autostadt“ von VW in Wolfsburg und dem damit verbundenen Tourismus nahe.

Winfried Flüchter referierte zu Toyota-Stadt und verglich deren Entwicklung mit derjenigen Changchuns. Er konzentrierte sich auf das Image und die Selbstdarstellung der Städte sowie, falls vorhanden, deren historisch gewachsenen Identität-

<sup>1</sup> KamAZ bedeutet der Lkw bzw. das Werk.

ten und den Umgang damit. Der „Toyotismus“ als Produktionssystem stand dabei im Fokus. Es wurde deutlich, welche Folgen eine zu langsame Stadtplanungspolitik bei gleichzeitigem wirtschaftlichem Wachstum zeitigt. Toyota-Stadt reagierte mit der Ausbildung von unterschiedlichen Clustern der Produktion, wodurch sich allerdings die bereits vorhandene Abhängigkeit vom Konzern noch vergrößerte. Wachstums- und Schrumpfungprozesse verlaufen somit parallel. Als Reaktion hierauf lassen sich mittlerweile Tendenzen eines Strukturwandels erkennen.

Der Themenblock über schrumpfende Autostädte begann mit dem Vortrag von John Gallagher, in dem er die aktuelle Situation der einstigen „Motor Town“ Detroit schilderte. Die vorhandenen Strukturprobleme wurden inzwischen akzeptiert, so seine These. Diversifizierungsprozesse sowie insbesondere die Förderung kreativer Industrien werden vorangetrieben. Ein zentrales Problem stellen die leeren Innenstadtfächen dar, deren Neunutzung nun unter dem Label „green“ angegangen wird. *Urban farming*, *solar energy* oder auch *public arts* sind nur einige der unter Bürgerbeteiligung erarbeiteten Konzepte, die Gallagher optimistisch stimmen.

Ein Musterbeispiel schrumpfender Autostädte ist Flint, Michigan. Anne Volkmann und Jens-Uwe Walther beschrieben den dortigen dramatischen Verlust der industriellen Basis. Kennzeichnend sind, wie auch in Detroit, Leerstand, Verfall, Brachflächen sowie soziale Konflikte. Die Vortragenden betonten, dass die andauernde Wachstumsorientierung der Stadtverantwortlichen die Probleme verschärfte. Politik und Stadtentwickler setzten auf wachstumsorientierte Großprojekte, die einen Großteil der öffentlichen Ausgaben verschlangen. Das Scheitern dieser Projekte verschärfte den Schrumpfungprozess. Mittlerweile steht die Stadtentwicklung unter veränderten Vorzeichen und nach 50 Jahren stellte Flint erstmals einen Masterplan zur Stadtentwicklung und Neuorientierung der Stadt vor.

Walter Prigge kritisierte in seinem Vortrag die in den Autostädten zu beobachtenden Wachstumskoalitionen. Er bemängelte das Fehlen von Alternativszenarien zum Wachstumsdenken. „Anders Denken“ – unter diesem Stichwort fasste Prigge seinen Lösungsansatz zusammen: Autostädte müssten mit ihrem Wissen über Automobilität, neuen innovativen Konzepten und deren Umsetzung punkten.

Zum Abschluss standen die Konjunkturen zweier deutscher Autostädte im Fokus. Clemens Zimmermann betrachtete Rüsselsheim. Eine Besonderheit dieses Fallbeispiel liegt in der ungewöhnlichen geographischen Konkurrenzsituation mit den umliegenden Städten und Gemeinden. Er beschrieb die symbolische Einheit von Opel und Stadt und ihr langes Ende. Als Krisenreaktion wurde in Rüsselheim ebenfalls auf Diversifizierungs- und „Eventisierungsprozesse“ sowie den Ausbau zur Wissenschaftsstadt gesetzt. Trotzdem ist die Abhängigkeit der Stadt von der Konzern-

zentrale in Detroit weiterhin eminent. Allerdings ist ein neues städtisches Leitbild in der Phase der Etablierung.

Daran anschließend betrachtete Wulf Tessin die Stadtpolitik in Wolfsburg. Er verdeutlichte die strukturelle Abhängigkeit sowie die Determiniertheit der kommunalen Politik von bzw. durch das Volkswagenwerk: Das Werk setze die entscheidenden Rahmenbedingungen für die städtische Entwicklung. Des Weiteren sei es die Ursache zentraler Probleme, die die Kommunalpolitik aufzuarbeiten habe. Allerdings eröffne der VW-Konzern gleichzeitig die Problemlösungskapazitäten, derer sich die Stadt Wolfsburg bedienen könne. Kritisch beleuchtete Tessin die *Public Private Partnership*, die Wolfsburg AG, und die Einflussnahme des VW-Konzerns auf die Stadtentwicklung. Er zeigte sowohl die Chancen als auch die Risiken einer derartigen Kooperation für Wolfsburg auf, sprach aber in seiner Gesamtbewertung von einer *win-win*-Situation, welche allerdings eine mündige Stadtverwaltung erfordere.

Dirk Schubert verglich die Entwicklungen beider Städte mit der *Company Town* Pullmanns, um die Abhängigkeit der Stadt vom Autokonzern zu unterstreichen. Er fragte, ob Autostädte diese Abhängigkeit überwinden können, dies überhaupt wollen und der Konzern es zulassen würde. Er betonte einen eminenten Unterschied zwischen beiden: Als Konzernhauptsitz sei die VW-Stadt auch im Kontext der Globalisierung als Standort relevant, wohingegen die Opel-Stadt als „austauschbarer“ Produktionsstandort verzichtbar erscheine.

Ergänzt wurde das Tagungsprogramm durch die Vorführung des Films „Der VW-Komplex“, eingeleitet von Günter Riederer und in Anwesenheit des Regisseurs Hartmut Bitomsky; sowie eine von Martina Heßler moderierte Podiumsdiskussion zur Zukunft von Autostädten mit städtischen Vertretern aus Wolfsburg (Monika Thomas) und Rüsselsheim (Kurt Röder), Julius von Ingelheim als Vorstandssprecher der Wolfsburg AG sowie John Gallagher.

Den Organisatoren der Tagung gelang es, ein bislang wenig untersuchtes Themenfeld in interdisziplinärer Perspektive zu diskutieren und den Nutzen eines globalen Vergleichs von Autostädten für die Stadtgeschichte unter Beweis zu stellen. Gleichzeitig wurde deutlich, welche Möglichkeiten eine historische Betrachtung von Autostädten mit ihren Wachstums- und Schrumpfungprozessen für mögliche Folgerungen für die zukünftigen Stadtplanungen bieten.

**Normen von Oesen, Strasbourg, von-oesen@gmx.de**

## Tagungsbericht: „Museum.macht.Identity. – Zur Bedeutung der Stadtmuseen im 21. Jahrhundert“, am 16. und 17. November 2012 im Museum Industriekultur/ Museen der Stadt Nürnberg

Mit der Tagung „Museum.macht.Identity. – Zur Bedeutung der Stadtmuseen im 21. Jahrhundert.“ setzten die Museen der Stadt Nürnberg in Kooperation mit dem Institut für Museumsforschung (Berlin) und der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern (München) ihre Reihe der museologischen Fachtagungen fort.<sup>1</sup> Die Tagung fand vom 16. bis 17. November 2012 im Museum Industriekultur/Museen der Stadt Nürnberg statt.

Die mit ausgewiesenen Expertinnen und Experten besetzte Tagung wurde von über 120 Fachkolleginnen und Fachkollegen aus dem In- und Ausland besucht. Das Programm gliederte sich in eine einführende interdisziplinäre Podiumsdiskussion und eine am folgenden Tag stattfindende Sequenz ausgewählter *Case Studies*. Bei der Podiumsdiskussion stand die Frage im Zentrum, welche *Player* innerhalb des städtischen Gemeinwesens für die *Identitätsproduktion* einer Stadt zuständig beziehungsweise verantwortlich sind und welche Rolle das Stadtmuseum als Institution dabei spielen kann. Betont wurde, dass sich in der heutigen Zeit gerade das Stadtmuseum seinem Publikum gegenüber stärker öffnen müsse. Dies bedeutet, dass die Themen, die im Stadtmuseum verhandelt werden, mitunter stärkere Bezüge zur Gegenwart besitzen müssen. Um eine höhere Besucherorientierung zu erreichen, werden vielerorts partizipative Projekte lanciert. Um solche Ansätze erfolgreich realisieren zu können, sind im laufenden Museumsbetrieb künftig konzeptionelle Innovationen nötig, die sich auch auf das Sammlungs- und Präsentationskonzept – letzt-

<sup>1</sup> Matthias Henkel (Hrsg.), *Wie viel Museum braucht eine Stadt?* Dokumentation der Fachtagung am 18./19. September 2009. Museum Industriekultur, Nürnberg, Berlin/Kassel 2011, Matthias Henkel (Hrsg.), *Bewahrt die Kunst! Auftrag und Anforderungen zukunftsweisender Museumsarbeit*, Fachtagung 21.-23.10.2011, Museum Tucherschloss, Nürnberg, Berlin/Kassel 2012.

lich sogar auf den Stellenplan und einzelnen Arbeitsplatzbeschreibungen – auswirken werden.

In Bezug auf die Räumlichkeiten von Stadtmuseen wurde festgestellt, dass dafür häufig historische Bauten umgenutzt werden. Dagegen sind repräsentative Neubaukonzepte – wie sie etwa Jan Gerchow für das Historische Museum in Frankfurt am Main vorstellte – bei diesem Typus seltener zu finden. Anhand des Wien-Museums (Bericht von Wolfgang Kos) wurde außerdem deutlich, welche Bedeutung die stadtgeographische Lage des Gebäudes für den Erfolg einer Museumseinrichtung besitzt. Beim Blick auf die Hamburger Museumsentwicklung (Lisa Kosok) zeigte sich, welche Auswirkungen sich wandelnde Organisationsstrukturen und Betriebsmodelle auf den laufenden Museumsbetrieb haben können. Anhand der Nürnberger Museumslandschaft veranschaulichte deren Leiterin Brigitte Korn, welche Potenziale und Problemstellungen zu bewältigen sind, wenn es in einer Stadt kein *all-in-one-Stadtmuseum* (Henkel) gibt, sondern die städtische Museumslandschaft als Verbund mehrerer themenzentrierter Häuser als *polyzentrisches Gedächtnis der Stadt* (Henkel) organisiert ist. Durch den Erfahrungsbericht aus den Freiburger Museen von Tilmann von Stockhausen ließ sich anschaulich zeigen, welche nachhaltige Wirkung die Schaffung eines zentralen Kunstdepots auf die gesamte Ausstellungs- und Programmarbeit ausübt. Am Beispiel der Stadt Stuttgart (Anja Dauschek) wurde den TeilnehmerInnen der Tagung verdeutlicht, welche Aufgaben bei der Erfindung eines neuen Konzepts für ein Stadtmuseum mit stark partizipativen Ansätzen zu bewältigen sind. Abschließend wurde mit Franziska Nentwig der Blick auf die Berliner Museumslandschaft gerichtet: Das Medieninteresse liegt auf der Arbeit der Museen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz; die umfangreichen Entwicklungsarbeiten, die durch die Restrukturierung der städtischen Museumslandschaft erfolgreich begonnen wurden, müssen demgegenüber stärker um Aufmerksamkeit und die Finanzierung wichtiger Bauaufgaben kämpfen.

Anhand der jeweils ortsspezifischen Museumskonzepte aus Berlin, Hamburg, Frankfurt am Main, Freiburg, Stuttgart, Wien und Nürnberg wurden auf der Tagung die Fragen nach den Potenzialen und Grenzen einer zeitgemäßen Museumsarbeit im städtischen Umfeld intensiv diskutiert. Die ausgewählten Beispiele belegen, dass in vielen aktuellen oder gerade in Umsetzung sich befindlichen Stadtmuseumskonzeptionen die Flächen für die Präsentation konventioneller Schausammlungen zu Gunsten von flexibel gestaltbaren *Labor-Arealen* (Henkel) reduziert werden.

Insgesamt wurde deutlich, dass die MuseumsmacherInnen bei der Gestaltung von Ausstellungen vielerorts wieder stärker auf die auratische Wirkung originaler Exponate setzen. Gleichzeitig wird eine integrierte, mediale Ausstattung und thematisch-didaktische Erschließung der Stadtmuseen ebenfalls als konstitutiv angese-

hen. Um die emotionale Berührung der Besucher – und damit Ihr Interesse – zu wecken, wird auf der gesamten Klaviatur der Szenographie gespielt. Dazu gehört nicht zuletzt auch die architektonische Hülle des Museums.

Die Beiträge zur Tagung sollen wie die beiden vorherigen Tagungen in einer Publikation des B&S-Siebenhaar Verlags Berlin/Kassel erscheinen.

**Dr. Matthias Henkel, Berater für Markenkommunikation im Kultursektor für Uli Mayer-Johanssen und die Agentur MetaDesign AG in Berlin, mhenkel@metadesign.de**

*RENATE KASTORFF-VIEHMANN /  
YASEMIN UTKU*

## **Tagungsbericht: Das Erbe Robert Schmidts: 100 Jahre regionale Planung im Revier am 8. und 9. November 2012 im Regionalverband Ruhr in Essen**

Im Jahr 1912 erschien die von Robert Schmidt verfasste „Denkschrift betreffend Grundsätze zur Aufstellung eines General-Siedlungsplanes für den Regierungsbezirk Düsseldorf (rechtsrheinisch)“. Als Meilenstein für die sich herausbildende Fachdisziplin der Regional- und Landesplanung bildete sie zugleich den Auftakt der praktischen Regionalplanung im Ruhrgebiet, die 1920 mit der Gründung des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk auf eine verbindliche institutionelle Basis gestellt wurde. Robert Schmidt war der erste Direktor des Verbandes.

Aus Anlass des 100-jährigen Jubiläums der „Denkschrift“ veranstaltete der Fachbereich Architektur der FH Dortmund (Renate Kastorff-Viehmann und Yasemin Utku) in Kooperation mit dem Regionalverband Ruhr (RVR) und der Sektion Planungsgeschichte der GSU am 8. und 9. November 2012 eine interdisziplinär besetzte Fachtagung im Gebäude des RVR in Essen. Den ersten von vier Themenblöcken

leitete Ursula von Petz (Schwerte) mit Informationen zu Leben und Werk Robert Schmidts ein. Der Vortrag von Renate Kastorff-Viehmann (FH Dortmund) widmete sich dem fachlich, ideologisch und politisch mehrschichtigen Umfeld Schmidts in Essen, diskutierte mögliche Einflüsse und rückte prägnante Projekte in den Blick. Daran anschließend beleuchtete Heinz-Wilhelm Hoffacker (Essen) den Entstehungskontext der Schrift, ihre inhaltlichen Zielsetzungen sowie den politischen Hintergrund der Gründung des Siedlungsverbandes im Jahr 1920.

Unter dem übergeordneten Thema „Regionale Planung im Revier“ analysierte Manfred Walz (Bochum) im zweiten Block Schmidts Regionalmodell zu den Eingemeindungen von 1928/29 und zeigte Umsetzungsschwierigkeiten auf der kommunalen Ebene auf. In eine ähnliche Richtung wies der Vortrag von Dirk-Marco Hampel (Oberhausen) zum Verkehr im Ruhrgebiet 1920–1952. Er beschrieb einerseits die Anläufe zur Vernetzung des Gebiets und beleuchtete andererseits die dabei zu überwindenden Hindernisse, wie etwa die unterschiedlichen Spurbreiten der Straßenbahnen. Ein kritisches Fazit zog auch Ulrich Höpke (Castrop-Rauxel), der über „100 Jahre Freiraumschutz im Ruhrgebiet“ sprach und feststellte, dass sich die Waldflächen zwar im Verlauf der Jahrzehnte ausgedehnt haben, landwirtschaftliche Flächen aber bis in die Gegenwart hinein in beträchtlichem Umfang verloren gehen. Der Freiraumplanung als „grünem Faden“ der Verbandsarbeit widmeten sich zudem die Vorträge von Axel Zutz (TU Berlin), der die „Grüne Arbeit“ im Ruhrgebiet als Impulsgeber der Regionalplanung 1930–1960 darstellte, Yasemin Utku (FH Dortmund), die sich mit „Programmen und Programmierungen“ regional angelegter Großprojekte im Ruhrgebiet beschäftigte, sowie Frank Bothmann (RVR Essen), der die regionale Trägerschaft bei der Freiraumentwicklung beleuchtete. Der thematische Bogen, der damit geschlagen wurde, beleuchtete nicht nur Aspekte wie die Ästhetik der Landschaft, zu Grunde liegende Leitbilder oder ideologische Prägungen und deren Nachwirkungen, sondern beschrieb auch facettenreich das Selbstverständnis des Verbandes seit Schmidt.

Die dritte Themengruppe widmete sich der Fachdisziplin Landes- und Regionalplanung aus aktueller und historischer Perspektive. Rainer Danielzyk (Leibniz Universität Hannover) fragte nach der Zukunft der Regionalplanung und wies vor dem Hintergrund aktueller Herausforderungen wie dem Klimawandel, großflächigem Einzelhandel oder demografischen Entwicklungen auf einen deutlichen Bedeutungsgewinn raumordnungsrelevanter Themen einerseits und das eher geringe Interesse der Öffentlichkeit an regionaler Steuerung andererseits hin. In einem systematischen Überblick ging Dietrich Fürst (Hannover) auf „Typische und atypische Merkmale von Ballungsraumverbänden“ ein und Stefan Goch (Ruhr-Universität Bochum), der über Perspektiven der Zusammenarbeit im Ruhrgebiet sprach, beschrieb

die durch die vielen Instanzen eingeschränkte regionale Handlungsfähigkeit Die Themengruppe wurde durch zwei historische Perspektiven abgerundet: Dirk Schubert (HafenCity Universität Hamburg) fokussierte auf die Arbeit Fritz Schumachers als zentralem Akteur der Regional- und Landesplanung im Raum Hamburg und Harald Kegler (Bauhaus-Universität Weimar) zeigte mit seinem Blick auf die Landesplanung in Mitteldeutschland ein deutlich vom Ruhrgebiet abweichendes Planungskonzept auf. Insbesondere mit dem Planwerk für Mitteldeutschland (1932) gelang perspektivisch eine Harmonisierung von Landschaft, Siedlung, Industrie und Infrastruktur, von der die eher additiv angelegte Regionalplanung im Revier damals noch weit entfernt war.

Im letzten Themenblock beschäftigte sich Celina Kress (TU Berlin) mit Urbanität und der Bedeutung von kulturellem Erbe in Stadtregionen und wies auf die Notwendigkeit hin, regionale Identität zu stärken, beispielsweise mittels Initiativen zur Geschichtskultur. Klaus Kunzmann (Potsdam), der einen Überblick über die strategische Planung in der internationalen Dimension gab, kam zu der Feststellung, dass es zu hoch gegriffen sei, in diesem Zusammenhang vom „Erbe Robert Schmidts“ zu sprechen. Volker Kreibich (Dortmund) referierte über die Steuerung der Siedlungsentwicklung in megaurbanen Stadtregionen und formulierte Thesen zur Bedeutung der informellen Planung.

Die letzten drei Vorträge wandten sich wieder regional wirksamen Initiativen im Ruhrgebiet zu: Pascal Cormont (TU Dortmund) sprach über Klimaanpassung und Regionalplanung im Ruhrgebiet und Martina Oldengott (Emschergenossenschaft Essen) berichtete unter dem Motto „Flussgebietsmanagement als Gemeinschaftsaufgabe“ über den umfassenden Rück- bzw. Umbau des Emschersystems. Zum Schluss erläuterte der Planungsdezernent des RVR, Martin Tönnies (Essen), den ambitionierten regionalen Diskurs für eine strategische Regionalplanung im Ruhrgebiet.

Eine Busexkursion am folgenden Tag thematisierte einerseits frühe Planungen von Schmidt aus seiner Zeit als Dezernent für Stadterweiterung in Essen, die Vernetzung von Bachtälern sowie Verbandsgrünflächen aus dem Gebietsentwicklungsplan von 1966. Andererseits wurden aktuelle Projekte im Ruhrgebiet in Augenschein genommen und dadurch der weit über die regionalen Grenzen ausgedehnte Blick der Tagung auf die Ausgangsebene zurück gelenkt. Den Abschluss bildete eine Gesamtschau von der Dachterrasse der ehemaligen Kohlewäsche auf Zollverein 12 (heute Ruhrmuseum) auf das herbstliche „grüne Revier“.

Insgesamt ist der angeregte Austausch zwischen den verschiedenen Fachdisziplinen bei dieser Fachtagung hervorzuheben; außerdem die gelungene Kooperation der veranstaltenden Institutionen bei der Organisation und Durchführung der Tagung sowie die fruchtbare Integration von historischen und gegenwartsorientierten

Perspektiven auf Fragen der Stadt- und Regionalplanung. Eine Publikation der Beiträge befindet sich in Vorbereitung.

**Prof. Dr. Renate Kastorff-Viehmänn, FH Dortmund, Fachbereich Architektur, Fachgebiet Bau- und Stadtbaugeschichte, [renate.kastorff-viehmänn@fh-dortmund.de](mailto:renate.kastorff-viehmänn@fh-dortmund.de)**  
**Prof. i.V., Dipl.-Ing. Yasemin Utku, FH Dortmund, Fachbereich Architektur, Fachgebiet Städtebau, [yasemin.utku@fh-dortmund.de](mailto:yasemin.utku@fh-dortmund.de)**

*A N N A R I C H T E R*

## **Conference report: „Industrial Cities: History and Future“ from September 21<sup>st</sup> to 22<sup>nd</sup> 2012 at the Chair of Cultural and Media History, Saarland University, Saarbrücken**

In times of academic research and policy making in the West turning their attention to the post-industrial city and the contemporary so-called information, knowledge and creative economies, the conference offered a good opportunity to dwell on the places, networks and relationships of production and, if less, of (social) reproduction that only seemingly belong to the past. Given the recently fashionable prefix ‘post’, it was stressed at the outset that industrial cities do not simply ‘disappear’ or are de-industrialised, but undergo complex processes of transformation and (industrial) restructuring. Funded by the Fritz Thyssen Foundation, the Saarland Ministry for the Economy and Science and the Saarland Chamber of Industry and Commerce alongside the Friends of the University of the Saarland, the conference featured sixteen papers that presented a range of perspectives, snapshots and analyses of the landscapes, images, social relationships and economies of (mass) production that have characterised cities ever since the Industrial Revolution, through booms and busts, crises and times of prosperity.

In his opening statement, convenor Clemens Zimmermann outlined the aim of the conference along six dimensions: 1. The international context industrial cities are situated in needs to be taken into account so that comparative research can go beyond political divisions and take into account cultural and spatial turns. 2. Interdisciplinary perspectives are necessary in order to comprehensively interrogate the industrial city past and present. 3. He called for specific and empirical research rather than reverting to models such as Fordism. 4. Cities need to be interrogated beyond traditional understandings according to which local advantages turn into disadvantages – and vice versa. 5. Crises and reconstruction efforts deserve greater contextualisation. 6. Newer approaches to industrial cities from cultural studies and media-historical research are on the agenda.

Simon Gunn (Leicester) argued that the way we write the history of industrialisation and hence of industrial cities is shaped by twentieth century research and experience. With earlier phases of industrialisation obscuring later phases, he proposed the apparent generic coherence of the ‘industrial city’ being perhaps a rather flexible category: classical industrial cities differ from company and planned towns and from cities that are not primarily defined as industrial cities but nevertheless have important industrial bases. In terms of periodization, Gunn suggested to consider the ecology of the industrial city rather than taking centuries or wars as turning points alone.

Historical types of and research perspectives on industrial cities were presented by Ondrej Ševecek (Prague), Martina Heßler (Hamburg), Robert Lewis (Toronto), Richard Rodger (Edinburgh) and Christoph Bernhardt (Berlin). Ševecek presented the shoe-producing empire of Tomás Bat’a, the paternalist model town that incorporated the utopian ideas of proprietary and power relations of socialist communism. Heßler took an urban regime approach to ‘Western car cities and especially their crises. The urban regime theory approach, has been developed by Clarence Stone, Norman *Fainstein* and Susan *Fainstein* for the interpretation of local and regional power constellations. By comparing Detroit and Wolfsburg, she put Detroit’s failure to build a successful growth coalition opposite Wolfsburg’s successful transformation into an event city. From a geographical perspective, Lewis moved away from the industrial city as a self-contained space and demonstrated how the historical geographies of networked industrial districts were, and still are, characterised by clusters of often highly specialised firms. Rodger argued that although half of Edinburgh’s working population was employed in industry in the 1950s, the city’s officials were in denial of the city’s industrial sector, concentrating instead on Edinburgh’s heritage and the financial services. Comparing German and French legislation on industrial pollution in the early nineteenth century, Bernhardt demon-

strated that civic complaints and environmental conflicts led to Berlin’s second *Randwanderung* (industry’s second relocation to the fringe).

Discussing historical and sociological concepts of the industrial city, Timo Luks (Chemnitz) and Adelheid von Saldern (Hanover) were concerned with social policy developments emerging throughout industrialisation. Luks analysed the relationship between factory, urban environment and ideologies of social engineering in the 1930s by presenting images depicting agricultural, idyllic scenes with factories in the background. Von Saldern critically took apart the notion of the Fordist city and argued that it presented an ideal type, a social construction originally referring to a special mode of production in the period from the 1950s to the 1970s.

Henry Keazor (Heidelberg) and Judith Thissen (Utrecht) discussed film and postcards as medial representations of the industrial city. Keazor dealt with the intricate interrelationship of industrialisation, globalisation, cities and the connections between “moneymaking, urban structures and economies of work”. His analysis of the cultural artefacts / documentaries created by Michael Glawogger opened up new vistas on the ambiguities of industrial production and destruction that could easily get lost in contemporary urban restructuring and unfettered belief in growth. Thissen eloquently demonstrated the domesticated modernity projected through images depicting romantic idealism instead of industry, thus taking issue with the absences in representation. Redrawing the relationship between Rotterdam and its industrial, albeit logistical rather than productive, base, Thissen powerfully presented the schism between the two in various phases throughout the twentieth century.

Moving from the past mediation and representation of industrial cities to the yet equally mediated present, Michaël Deinema (Amsterdam), Christine Hanemann (Stuttgart) and Jörg Plöger (Dortmund) considered various trajectories of formerly industrial cities. Presenting Amsterdam as an example of the ‘media city’ between globalisation and localisation, Deinema retraced the emergence of the creative industries as historically rooted in the traditional publishing industries. Hanemann presented an example of extreme shrinkage and the failed strategy to revitalise Flint, General Motors’ headquarter. Although certainly not a new phenomenon, she suggested the structural dimension of the emerging problems of shrinking cities led to ‘a new paradigm of decline’ in Flint. Drawing on research into ‘Phoenix cities’, Plöger in contrast gave examples of industrial cities that managed to address decline and develop resilience despite persisting structural problems.

The last panel with Rebecca Madgin (Leicester) and Peter Dörrenbächer (Saarbrücken) addressed implications for the future and lessons from the past. Madgin

considered the central role of industrial heritage in urban regeneration processes since the 1970s, while Dörrenbächer put examples from the Saar region into contrast, demonstrating differences between regeneration processes of formerly industrial sites. Both papers centrally engaged with aspects of agency in terms of planning traditions and urban coalitions.

The conference provided a rich overview of specific developments in industrial cities and local, regional, national and transnational transitions and trends facing urbanised industries and industrial metropolitan regions. Overall rather surprising was the lack of attention and space given to critiques: positions towards power relationships and structural inequalities remained partly weak and underlying normative assumptions could have been challenged more prominently.

**Anna Richter, Leibniz Institute for Regional Development and Structural Planning, Erkner, richtera@irs-net.de**

*FLORIAN GRAFL / OLGA SPARSCHUH /  
GUNNAR ZAMZOW*

## **Die 11. Konferenz der European Association for Urban History in Prag aus Sicht der GSU- Stipendiaten**

Die GSU hatte wiederum, wie zu den EAUH-Konferenzen in Lyon 2008 und Gent 2010, drei Reisestipendien ausgeschrieben und die Empfänger um einen kurzen Bericht über ihre Eindrücke und Projekte gebeten, die wir im Folgenden wiedergeben.

*FLORIAN GRAFL (GIESSEN)*

Gerade in den letzten Jahren ist die Stadt als Bühne für Gewalt wieder verstärkt in den Mittelpunkt gerückt. Beispiele aus jüngerer Zeit sind sowohl die Ausschreitungen in Athen und London oder zuletzt der aufkeimende Drogenkrieg in Marseille.

Deshalb bildete die urbane Gewalt und ihre Regulierung auch bei der European Urban History Conference in Prag 2012 einen Themenschwerpunkt. So bot das Konferenzprogramm eine Vielzahl von diachronen Vergleichsmöglichkeiten, etwa in der von YANNIS XYDOPOULOS (Thessaloniki), KOSTAS VLASSOPOULOS (Nottingham) und ELENI TOUNTA (Thessaloniki) geleiteten Sektion: „Violence and the city: Law, territory and civic identity in ancient and medieval times“, sowie der von VINCENT DENIS (Paris), CHIARA LUCREZIO MONTICELLI (Rom) und VINCENT MILLIOT (Caen) moderierten Sektion: „Crise urbaine, crise sociale, crise des polices?“.

Das besonders gewaltträchtige 20. Jahrhundert thematisierten KLAUS WEINHAEUER (Bielefeld) und CHRIS QUIPEL (Leiden): „Violence in Urban Spaces since the Second Half of the Twentieth Century: Comparative Transnational and Entangled Perspectives“. Die Organisatoren rückten vor allem fünf Aspekte in den Vordergrund: Die Frage nach dem spezifisch Städtischen der Gewalt, die Motive und Ziele hinter den Gewalthandlungen, die Funktion der Medien hinsichtlich des kommunikativen Aspektes der Gewalt, die Interaktionsmöglichkeiten des Staates sowie die transnationalen Einflüsse bezüglich der auftretenden Gewaltmuster. Neben einem Auszug aus dem hier vorgestellten Projekt umfasste diese Sektion zwei weitere Vorträge. So fragte MARIA CHRISTODOULOU (Lancaster) in ihrem Beitrag nach der urbanen Repräsentation der terroristischen Untergrundorganisationen Brigade Rosse in Italien und Rote Armee Fraktion in der BRD während der 1970er und 1980er Jahre. MICHAEL ESCH (Berlin) zeigte anschließend am Beispiel von Krakau und Lodz auf, wie Hooligans den städtischen Raum brutalisieren.

Neben Klaus Weinhauser hat sich mit FRIEDRICH LINGER ein weiterer renommierter deutscher Stadthistoriker jüngst dem Thema der städtischen Gewalt zugewandt. Unter seiner Leitung entstand 2009 die in der Forschergruppe Gewaltgemeinschaften verankerte Sektion „Städtische Gewaltgemeinschaften in der Zwischenkriegszeit“, aus dessen Kontext auch das hier vorgestellte Projekt „Städtische Gewalt in Barcelona während der Zwischenkriegszeit“ hervorgegangen ist.

Gerade Barcelona bietet sich in diesem Zusammenhang als Untersuchungsgegenstand an: Die erste Hälfte des 20. Jahrhundert stellt für die Stadt die wohl bedeutendste Epoche ihrer Geschichte dar, in der sie nicht nur demographisch, sondern auch kulturell zu einer der bedeutendsten europäischen Metropolen der 1930er Jahre aufstieg. Darüber hinaus war es aber vor allem die besondere Gewalttätigkeit, die Barcelona anfangs, bedingt durch die in den 1890er Jahren einsetzenden anarchistischen Bombenattentate, als „Stadt der Bomben“ und später zur Zeit der Krise der Zweiten Republik und den damit einhergehenden fast täglichen bewaffneten Überfällen als „Chicago Europas“ über die spanischen Landesgrenzen

hinaus bekannt werden ließ. Nicht zuletzt wird durch die Wahl Barcelonas als Untersuchungsgegenstand der immer noch fortbestehenden Fokussierung der Stadtgeschichte auf die Städte West- und Nordeuropas bzw. Amerikas entgegenwirkt.<sup>1</sup>

Das Projekt umfasst drei verschiedene Ebenen. Zunächst soll eine Chronologie der Gewalt für die Zwischenkriegszeit in Barcelona erstellt werden. Besonders reizvoll hierbei ist, dass Spanien während dieser Zeit mit der auslaufenden Restaurationsmonarchie Alfons XIII., der sich anschließenden Diktatur Primo de Riveras sowie der zuletzt in den Bürgerkrieg mündenden Zweiten Republik drei völlig verschiedene Phasen durchlief. Dabei soll aufgezeigt werden, dass die agierenden Gewaltakteure, bedingt durch unterschiedliche politische Systeme und die sich verändernden sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen, jeweils ganz unterschiedliche Gewaltpraktiken anwendeten.

Der zweite Teil des Projektes nimmt sich der topographischen Perspektive an. Hier soll es darum gehen, aufzuzeigen, warum viele der Gewaltakte ausgerechnet in Barcelona stattfanden. Eine statistische Auswertung aller für diesen Zeitraum dokumentierten Straftaten ergab, dass sich ein Großteil von ihnen in dem als „Barrio Chino“ bekannten Viertel im Einzugsgebiet des Hafens ereignete. Während die besondere Gewalttätigkeit dieses Gebietes bereits sowohl in zeitgenössischen Milieustudien sowie in der aktuellen Forschung hervorgehoben wurde, konnten für dieses Projekt besonders hinsichtlich der Rolle des Stadtberges Montjuic neue Kenntnisse gewonnen werden.<sup>2</sup> So bot der bis Ende der 1920er Jahre kaum urbar gemachte Berg den agierenden Banden zum einen die Möglichkeit, Bomben und andere Waffen dort zu verstecken, zum anderen wurden dort auch regelmäßig angebliche Polizeispitzel hinterrücks ermordet.

Der abschließende dritte Teil des Projektes wendet sich schließlich den agierenden Akteuren zu. Hier soll es zunächst darum gehen, herauszuarbeiten, wie stark jeweils einzelne Personengruppen wie etwa Jugendliche oder Frauen als Täter in die Gewaltakte involviert waren. Die zentrale Frage aber wird sein, inwiefern sich „Gewaltgemeinschaften“ identifizieren und rekonstruieren lassen.<sup>3</sup> Diese sollen nach ihrer Wirkungszeit, nach den von ihnen bevorzugt angewandten Gewaltpraktiken sowie den ihr Handeln bestimmenden Motiven klassifiziert werden. Ein weiteres

<sup>1</sup> Diese wurde zuletzt von Friedrich Lenger in seinem Aufsatz, Die europäische Stadt in der Moderne. Eine Herausforderung für Sozialgeschichte, Stadtgeschichte und Stadtsoziologie, in C. Benninghaus et al. (Hrsg.), *Unterwegs in Europa. Zur vergleichenden Sozial- und Kulturgeschichte Europas*, Frankfurt am Main 2008, S. 357-376, angemerkt.

<sup>2</sup> Etwa: C. Ealham, An 'Imagined Geography'. Ideology, urban space and protest in the creation of Barcelona's 'Chinatown' c.1835-1936, in: *International Review of Social History* 50 (2005), S. 373-397.

<sup>3</sup> Für eine genauere Erörterung des Konzepts „Gewaltgemeinschaften“ siehe: H. J. Bömelburg und H. Carl (Hrsg.), *Lohn der Gewalt. Beutepraktiken von der Antike bis zur Neuzeit*, Paderborn 2011.

wichtiges Unterscheidungsmerkmal ist die Frage, ob die Gruppierungen wie etwa die Staatspolizei *Guardia Civil* oder die paramilitärische Miliz *Somaten* eher staatsnah anzusiedeln sind oder staatsfern agierten wie beispielsweise Terrorgruppen oder Straßenbanden. Als bisher wichtigste Erkenntnis hinsichtlich der Täter kann festgehalten werden, dass sich viele Gewalttaten auf persönliche Motive zurückführen lassen. So kam es zum Beispiel häufig vor, dass ein entlassener Arbeiter aus Rache denjenigen ermordete, der seinen Arbeitsplatz eingenommen hatte. Damit wird zumindest für diesen Zeitabschnitt das in der historischen Spanienforschung gängige Narrativ relativiert, welches besagt, dass der Großteil der alltäglichen Gewalt vom Staat ausgegangen sei.<sup>4</sup>

Eine besondere Schwierigkeit des Projektes liegt in der für diese Zeit besonders im Hinblick auf die Dokumentation von Gewaltverbrechen bestehenden Quellenarmut, auf die schon Romero Maura in einer der ersten Arbeiten zum Terrorismus in Spanien zu Beginn des 20. Jahrhunderts hinwies.<sup>5</sup> Da der Großteil an Gerichts- und Polizeiakten vermutlich im Zuge des Bürgerkrieges vernichtet wurde, bestehen die aussagekräftigsten Quellen vor allem aus zeitgenössischen Zeitungen und Milieustudien, die aber natürlich wegen ihrer Tendenziosität nicht unproblematisch sind. Deshalb sollen diese bestmöglich durch offizielle Quellen wie dem Schriftverkehr des Zivilgouverneurs von Barcelona mit dem Innenministerium in Madrid sowie den Berichten der in Barcelona und Madrid tätigen auswärtigen Botschaften ergänzt werden.

Methodisch versteht sich das Projekt vor allem als mikrogeschichtliche Studie, in der die bisher in der Forschung nur oberflächlich erfassten Gewaltpraktiken – vor allem mit Hilfe der ausführlichen Zeitungsberichte – detaillierter betrachtet werden sollen. Auf der anderen Seite werden aber besonders im zweiten Teil auch empirische Verfahren angewendet, wenn es darum geht, die etwa 10.000 für den Untersuchungszeitraum dokumentierten Straftaten statistisch zu erfassen um die gewaltträchtigsten Bereiche der Stadt zu identifizieren.

**Florian Graf, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut, Universität Gießen, Florian.Grafl@geschichte.uni-giessen.de**

<sup>4</sup> Dass das Narrativ vom „Staatsterrorismus“ für die moderne Geschichte Spaniens immer noch populär ist, zeigt sich etwa in aktuellen Darstellungen wie M. Vincent, *Spain, 1833-2002. People and State*, Oxford 2007.

<sup>5</sup> J. Romero Maura, *Terrorism in Barcelona and its Impact on Spanish Politics 1904-1909*, in: *Past and Present* 41 (1968), S. 130-183.



Die diesjährige Konferenz der European Association for Urban History fand vom 29. August bis zum 2. September in Prag statt. Mein Interesse an der Teilnahme an der EAUH 2012 wurde durch einen Call for Papers für die Sektion „Rights and Responsibilities. Cities and Citizenship in the 20th Century“ geweckt und durch ein Stipendium der GSU gefördert. Im Mittelpunkt dieser Sektion sollten Aushandlungsprozesse von Staatsbürgerschaft mit den damit verbundenen Rechten und Pflichten im lokalen statt – wie oft üblich – im nationalen Kontext stehen. Dieser Zuschnitt versprach für mich sehr lohnend zu sein, denn in meiner an der Freien Universität Berlin entstehenden Dissertation vergleiche ich die italienische Binnenmigration vom Süden Italiens in den Norden des Landes mit der italienischen Arbeitsmigration in die Bundesrepublik Deutschland in den 1950er bis 1980er Jahren. Beide Migrationsbewegungen wurden durch die ökonomischen Unterschiede zwischen den agrarisch geprägten und den industrialisierten Regionen Europas verursacht und weisen zahlreiche Übereinstimmungen auf. Zum Beispiel gab es in den als Untersuchungseinheiten ausgewählten Städten Turin und München, die im jeweils nationalen Kontext besonders stark von der Zuwanderung aus Süditalien betroffen waren, weitgehend identische Vorurteile gegenüber den Arbeitsmigranten. In beiden Fällen wurden zudem Maßnahmen für die Integration der Neuankömmlinge nur sehr zögerlich ergriffen. Doch es gab einen wesentlichen Unterschied: In Italien waren die Arbeitsmigranten Staatsbürger, in Deutschland nicht. Es stellt sich daher die Frage, welche Bedeutung dieser unterschiedliche Status beim Vergleich beider Migrationsbewegungen hat.

Weiter gefasst soll in der Dissertation durch den Vergleich einer binnenstaatlichen und einer transnationalen Migration ermittelt werden, welche Rolle nationalstaatliche Zugehörigkeiten für beide Migrationsprozesse spielten und inwiefern diese durch ökonomische, soziale, kulturelle und regionale Prägungen sowohl der Aufnahmegesellschaft als auch der Arbeitsmigranten relativiert wurden. Vor dem Hintergrund der ausgeprägten Unterschiede innerhalb Italiens einerseits und der beginnenden europäischen Integration andererseits wird es so möglich, über den Erklärungshorizont staatlicher Migrationssysteme für das Süd-Nord-Migrationssystem der „Wirtschaftswunderjahre“ hinauszugehen und den Blick stärker auf übergreifende Problemlagen innerhalb Europas zu richten. Die Untersuchungsebene der Stadt wurde dabei weder aus Interesse an spezifischen Städten gewählt noch um generelle Prozesse der Urbanisierung aufzuzeigen. Sie ist vielmehr notwendig, weil nur auf dieser gemeinsamen Ebene soziale und kulturelle Prozesse, die sowohl bei Migration innerhalb eines Nationalstaats als auch bei transnationaler Migration

aufzutreten, wirklich vergleichend betrachtet werden können.

In allen Beiträgen der von SEBASTIAN HAUMANN (Darmstadt) und TOM HULME (Leicester) organisierten Sektion „Rights and Responsibilities“ wurde deutlich, dass die nationale Dimension für Citizenship im 20. Jahrhundert zwar bedeutend blieb, dass aber die lokale Komponente der Aushandlung dieses Status stärker in die Betrachtung einbezogen werden sollte. Während laut Hulme kommunale Stadtverwaltungen in Manchester und Chicago einerseits versuchten, Teilhabe aller Bevölkerungsgruppen über die publizistische Darstellung städtischer Dienstleistungen zu erreichen, ihre Bemühungen dabei aber auf den männlichen berufstätigen „Normalbürger“ beschränkten, blieben andererseits zahlreiche Bevölkerungsgruppen europäischer Städte trotz der formalen Zusicherung der gleichen Rechte wie der aller anderen Staatsbürger in ihren Partizipationsmöglichkeiten in der Stadt beschränkt. SEBASTIAN HAUMANN demonstrierte das am Beispiel von Bürgern Philadelphias und Kölns, die von städtischen Großprojekten betroffen waren. ANNE BORSAY (Swansea) machte dies anhand der Benachteiligung von durch den Wirkstoff Thalidomid Geschädigten (in Deutschland bekannt als Arzneimittel Contergan) im städtischen und ländlichen Großbritannien deutlich. In der Diskussion des international besetzten Panels wurde eine sprachliche Inkongruenz deutlich: Während im Englischen die Verbindung von *City* und *Citizenship* auf der Hand liegt, ist der Nexus von Stadt und Staatsbürgerschaft, die hier eher als (Stadt-)Bürgerschaft begriffen werden könnte, im Deutschen weniger eindeutig.

In seinem Eröffnungsvortrag der unter dem Titel „Cities and Societies in Comparative Perspective“ stehenden Konferenz hatte PETER CLARK (Helsinki) an alle Anwesenden den Aufruf „Go comparative! Go global!“ gerichtet. Es ist daher nicht ganz verständlich, warum der für das Thema zentrale, von NICOLAS KENNY (Vancouver) und REBECCA MADGIN (Leicester) organisierte Runde Tisch „Comparative, Transnational and Globalised Perspectives on Urban History“ in einem Nebenraum abgehalten wurde, wo sich die Vortragenden und das zahlreich erschienene Publikum drängten. Wie alle anderen Panels war auch dieses thematisch und zeitlich sehr heterogen und reichte vom Vergleich des um 1900 neuartigen Pendlerphänomens in London und Brüssel durch JANET POLASKY (Durham) über die Betrachtung transnationaler Verflechtungen von kommunalen Akteuren aus den Niederlanden und Großbritannien in den 1920er/30er Jahren durch STEFAN COUPERUS (Groningen) und SHANE EWEN (Leeds) bis zur Globalgeschichte der segregierten Stadt in der *longue durée* durch CARL NIGHTINGALE (Buffalo). Dabei wurde offenbar, dass auch die am stärksten vergleichend operierenden Papers Verbindungen und Transfers zwischen den gewählten Städten als Untersuchungsobjekten aufzeigten – diese in der Diskussion als „hybrid“ bezeichnete Form eines Vergleichs von in

Beziehung miteinander stehenden Analyseeinheiten stieß auf großen Konsens in der Diskussion der vergleichend arbeitenden Stadthistoriker.

Insgesamt erschien jedoch die Heterogenität der EAUH-Konferenz als ihr bestimmendes Merkmal: Über 700 Teilnehmer vor allem aus europäischen Ländern, aber auch aus aller Welt trafen sich in Prag. Vertreten waren die verschiedensten Disziplinen, in der Mehrzahl jedoch Historiker, Architekten und Stadtplaner. Die zeitliche Spanne reichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart und die thematisch geschlagenen Bögen vom kulturgeschichtlichen „Grand Hotel and the City“ bis zum umweltgeschichtlichen Zusammenhang von „Cities and Rivers“. Entsprechend dieses breit gesteckten Rahmens stellte sich im Verlauf der Konferenz heraus, dass vielfach die gleichen Teilnehmer thematisch verwandte Panels besuchten und in Diskussionen einstiegen, so dass es sich letztlich um mehrere Konferenzen in einer zu handeln schien, deren Teilnehmer sich erst beim Kaffee wieder zusammenfanden.

Gelegenheit, diese Engführungen aufzubrechen, bot das hervorragende Begleitprogramm. So erlaubte der Besuch eines durch die Postmoderne geprägten Stadtteils, der in den 1970er/80er Jahren getreu der Maxime, auch in der Architektur einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ zu schaffen, für 100.000 Bewohner im Südwesten Prags errichtet worden war, eine andere Sicht auf den alten, traumhaft schönen Prager Stadtkern, in dessen Zentrum getagt wurde, der aber stark vom Tourismus überformt ist. Ebenso wie bei der Führung ergaben sich beim Konferenzdinner und -tanz im barocken Kloster Brevnov sowie der nicht ganz einfachen An- und Abreise dorthin, die sich nach einer Straßenbahnpanne zur Nachtwanderung entwickelte, viele Möglichkeiten zu Gesprächen, die sich quer zu den einzelnen Forschungsschwerpunkten entwickelten, und zu neue (internationalen) Kontakten.

Im Rückblick hatte die EAUH-Konferenz für mich einerseits einen konkreten Nutzwert durch die sehr produktiven Diskussionen in einigen, thematisch eng mit meinem Projekt verwandten Panels; andererseits bot sie ein schillerndes Potpourri von Eindrücken davon, welche Fragen sich Wissenschaftler verschiedenster Disziplinen aus unterschiedlichen nationalen Forschungstraditionen bei der Untersuchung (nicht nur) europäischer Städte stellen.

**Olga Sparschuh, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Friedrich-Meinecke-Institut Berlin, [olga.sparschuh@fu-berlin.de](mailto:olga.sparschuh@fu-berlin.de)**

*G U N N A R   Z A M Z O W   ( O L D E N B U R G )*

Abseits größerer aktueller und historiographischer Beachtung liegt im nordwestlichen Niedersachsen die kleine Großstadt Wilhelmshaven. Die geschützte Lage am Jadebusen war Mitte des 19. Jahrhunderts der Ausgangspunkt des Urbanisierungsprozess in dieser Region. Die Stadt wurde schließlich 1869 einzig und allein gegründet, um die nötige Infrastruktur für den Hafen der neu entstehenden preußischen Marine bereit zu stellen. Gerade diese grundsätzliche strukturelle Fremdbestimmung der städtischen Existenz prädestiniert die Kommune für eine Untersuchung der örtlichen Selbstdeutungsstrategien und bietet so den Ausgangspunkt für meine Dissertation „Der Stadt einen Sinn geben. Identitätspolitik in der Marinestadt Wilhelmshaven zwischen 1930 und 1970“ an der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg. Die politischen Zäsuren des 20. Jahrhunderts haben in Wilhelmshaven durch die monostrukturelle Abhängigkeit von der Marine immer in besonderer Weise Wirkung entfaltet und die Fragilität, aber auch die Wirksamkeit städtischer Sinnstiftungsversuche bewiesen.

Im Ersten Weltkrieg erlebte die Stadt eine Blütephase, als Konsequenz aus der Niederlage in demselben und den Auflagen des Versailler Vertrages waren die Jahre der Weimarer Republik dann von wirtschaftlicher Krise und Abwanderung gekennzeichnet. Die Zeit des Nationalsozialismus' brachte für Wilhelmshaven einen neuen weitreichenden wirtschaftlichen Aufschwung mit sich. Die Kriegsausrichtung der nationalsozialistischen Politik und die nachhaltige Mobilisierung für die Rüstungsindustrie zeitigten hier ganz unmittelbare städtische Konsequenzen, die sich in einer starken Vergrößerung des Stadtgebietes, einer deutlichen Zunahme der Bevölkerung und einer intensiven Bautätigkeit niederschlugen. Die Stadt profitierte als Kommune von der massenhaften Ausbeutung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern an den unterschiedlichen Rüstungsproduktionsorten und war folglich in besonderer Weise mit den Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes verbunden. Das Auf und Ab der Stadtentwicklung setzte sich auch nach dem Ende des Nationalsozialismus fort. Bis zur Wiederansiedelung der Bundesmarine im Jahre 1956 war die Stadt mit ihrer vermeintlichen Bedeutungslosigkeit konfrontiert. Eine Neuausrichtung der lokalen Wirtschaft war in der Bundesrepublik angesichts der monostrukturellen Ausrichtung der städtischen Infrastruktur und der lokalen Mentalitäten nur schwierig vorstell- und vermittelbar.

Aufgrund der hier nur kurz geschilderten unmittelbaren Verbindung von Stadt und Marine bietet Wilhelmshaven eine herausragende Möglichkeit, um die wechselvolle Geschichte der verschiedenen deutschen Staaten im 20. Jahrhundert im urbanen Raum nachzuvollziehen. Nur an wenigen anderen Orten war die städtische

Entwicklung in solcher Weise von den politischen Entscheidungen auf nationaler Ebene abhängig und beeinflusst. Gleichwohl war und ist die Stadt Wilhelmshaven eine eigenständige Kommune mit spezifischen Zielen und Vorstellungen, die durchaus auch immer wieder mit denen der Marine konkurrierten. Es stellt sich also auch die Frage nach einer spezifischen „Eigenlogik“ Wilhelmshavens im Umgang mit den lokalen und übergeordneten Gegebenheiten.

Vor diesem historischen Hintergrund fragt die hier vorgestellte Untersuchung nach der lokalen Repräsentationsgeschichte Wilhelmshavens in den Jahren zwischen 1930 und 1970. Welche strategischen Leitbilder flankierten die materielle Entwicklung der Stadt? Mit welchen Motiven und Inhalten wurde die Stadt gedeutet und erklärt? Womit und wann distanzieren sich die Stadt und ihre Bevölkerung von der Marine, wann näherte man sich ihr an? Auf welche Weise wurde beispielsweise die nationalsozialistische Politik mit lokalen und regionalen Traditionen vereint, um eine stärkere Bindung an das Regime zu generieren? Welche identitätspolitischen Motive finden sich in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik? Ein zentrales Ziel der Arbeit ist es, dabei die politischen Epochengrenzen von 1933 und 1945 in ihrer praktischen Wirksamkeit zu hinterfragen. Mit Hilfe eines kulturgeschichtlichen Zugriffs soll hierfür die mögliche Langlebigkeit historischer Deutungen analysiert und deren Einfluss auf lokale Geschichtsbilder und historische Zukunftserwartungen bestimmt werden. In der Zusammenschau wird so ein Feld von Identitätspolitik umrissen, das die verschiedenen Versuche und Strategien der Sinngebung für die historische Einordnung zugänglich und sie als Elemente vielfältiger politischer Strukturen und Abhängigkeiten interpretierbar macht. Die Analyse der Akten des Stadtrates und der Stadtverwaltung, von Parteien und Verbänden, die Durchsicht der vielfältigen Presselandschaft und des nationalsozialistische Berichtswesen, Ego-Dokumente sowie die Auseinandersetzung mit Anlässen städtischer Repräsentation – um nur einige Quellengattungen und Ereignisse zu nennen – ermöglichen einen genauen Blick auf den wechselvollen Prozess der Aushandlung städtischer Identität im 20. Jahrhundert. Inhaltlich wird die Dissertation bereichert von der Anbindung an die Oldenburger Forschungsstelle *Regionale Geschichtskulturen*, die von den akademischen Betreuern der Arbeit, Prof. Dr. Dietmar von Reeken und Prof. Dr. Malte Thießen, geleitet wird. Als Mitglied des niedersächsischen Forschungskollegs *Nationalsozialistische ‚Volksgemeinschaft‘?: Konstruktion, gesellschaftliche Wirkungsmacht und Erinnerung vor Ort* profitiere ich zudem von der produktiven Zusammenarbeit in diesem Rahmen und der dort vertretenen Expertise im Bereich der NS-Forschung.

Eine seltene und äußerst produktive Möglichkeit des wissenschaftlichen Austausches ermöglichte ein Reisestipendium der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Ur-

banisierungsforschung. Durch diese Unterstützung wurde die Teilnahme an der 11th International Conference on Urban History in Prag vom 29. August bis zum 1. September 2012 möglich. Mit über 700 Studierenden und Forschenden und der Präsentation von 500 eingereichten Papers bot diese Tagung eine beeindruckende Bestandsaufnahme der internationalen Stadtgeschichtsforschung und ihrer vielseitigen Perspektiven. So war die Konferenz nicht nur geeignet, um den unterschiedlichen Umgang mit vergleichbaren Fragestellungen kennenzulernen und eigene – aber in der Regel auf einen nationalen Forschungszusammenhang bezogene – Feststellungen und Begrenzungen zu hinterfragen, sondern eröffnete ob der Vielzahl von thematisch verwandten Vorträgen auch ganz praktisch nutzbare neue Perspektiven für die eigene Untersuchung. Herausgegriffen sei hier die Geschichte der britischen Stadt Portsmouth, die in einem Vortrag zur dortigen Nachkriegsstadtplanung vorgestellt wurde. Nicht nur die materiellen Auswirkungen der Abhängigkeit von der Marine und die Zerstörung im Krieg erinnern an Wilhelmshaven, sondern auch die Schwierigkeiten, in der Nachkriegszeit ein tragfähiges Leitbild für die nun veränderte Stadt zu entwickeln. Der Vergleich der beiden Städte bot vielfältige Anknüpfungspunkte für die Diskussion der eigenen Ergebnisse und mögliche zukünftige Kooperationen.

Die Vorstellung meiner eigenen Forschung unter dem Titel „Apocalypse now? Dealing with Destruction and Defeat in Wilhelmshaven, Germany in the aftermath of World War II“ im Rahmen des Panels „Urban History Politics: Re-negotiating Local Pasts in the Face of 20th century Turning Points“ eröffnete mir die Chance, ganz explizit Fragen an das eigene Projekt zu diskutieren und die spezifische Entwicklung der Wilhelmshavener Geschichte mit so unterschiedlichen Städten wie Helsinki, Villeurbanne oder Cluj-Napoca zu kontrastieren. Die systematische Auseinandersetzung mit Mechanismen lokaler Geschichtspolitik unabhängig von einer engen nationalen oder zeitlichen Begrenzung ermöglichte es mir, einen neuen – weniger von der Historiographie des Nationalsozialismus ausgehenden – Blick auf das eigene Material auszuprobieren und theoretische und methodische Inspirationen für die eigene Untersuchung zu sammeln.

**Gunnar Zamzow, promoviert an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, [gunnar.zamzow@uni-oldenburg.de](mailto:gunnar.zamzow@uni-oldenburg.de)**

## Master-Studiengänge zur Stadtgeschichte

*TU Berlin: Historische Urbanistik / Historical Urban Studies*

Ins achte Jahr geht im Wintersemester 2013/2014 der viersemestrige Master-Studiengang Historische Urbanistik / Historical Urban Studies an der TU Berlin.

Die Stadt der Zukunft, betrachtet aus einer historischen Perspektive – das ist es, was dieser Master-Studiengang am Center for Metropolitan Studies der Technischen Universität Berlin Studierenden mit Bachelor oder Diplom anbietet. Der Studiengang betrachtet die Stadt von heute in ihren geschichtlichen Kontinuitäten und Brüchen. Unter den gegenwärtigen Bedingungen der Globalisierung zielt er auf eine vertiefte Einsicht in die spezifischen Gestaltungs- und Lebensformen des europäischen Städtewesens und aus dieser Perspektive vergleichend in die Entwicklung außereuropäischer Städte. Er verbindet Lehrinhalte und –methoden unterschiedlicher Fachdisziplinen. Zudem vermittelt er Grundlagen für den historisch fundierten, kompetenten Umgang mit Problemen gegenwärtiger wie zukünftiger Stadtentwicklung sowie die Fähigkeit, gestaltend auf sie einzuwirken.

Angestrebt ist die Ausbildung von Generalisten, die historisch informiert und mit internationalen Prozessen der Stadtentwicklung vertraut sind.

Der Studiengang konzentriert sich auf die Einübung von historisch-raumwissenschaftlich fundiertem „Möglichkeitssinn“ (Robert Musil). Er schult die Fähigkeit und die Fertigkeiten, gestaltend auf die gebaute Stadt, die städtische Gesellschaft und ihre Kulturdynamik einzuwirken.

Die Studierenden setzen sich mit unterschiedlichen Praxisfeldern und Problemzusammenhängen der Stadtentwicklung auseinander und werden befähigt, in einem breiten Spektrum stadtbezogener Handlungsfelder innovative Arbeit zu leisten. Die Prozesse und Strukturen der Herstellung, Gestaltung und Verwandlung städtischer Lebensräume werden durch die diachronen Perspektiven des Studienganges nicht nur in ihrer Gegenwartslogik, sondern auch in ihren historischen Voraussetzungen, Alternativen und Folgen verstehbar. In der Auseinandersetzung mit den aktuellen Forschungsdiskursen und -ergebnissen über Entwicklungslinien städtischer Wachstums- und Wandlungsprozesse und ihrer Ressourcen sowie Antriebskräfte und Akteure arbeiten die Studierenden daran, städtische Leitbilder und Handlungsmuster zu erschließen, kritisch zu reflektieren und zu vermitteln. Dies

bildet die Basis sowohl für eine eigenständige Grundlagenforschung als auch für eine auf konkrete Stadtprobleme angewandte Forschung in den Fachdisziplinen Geschichtswissenschaft, Stadtplanung, Architektur, Denkmalpflege, Soziologie und Politologie.

Der interdisziplinäre Ansatz wird durch die Kooperation unterschiedlicher Fachrichtungen und Institute der TU Berlin sowie durch die Zusammenarbeit mit außeruniversitären Einrichtungen theoretisch reflektiert und praktisch erprobt: Durch Co-Seminare mit jeweils zwei Vertretern unterschiedlicher Fachdisziplinen, durch Exkursionen und Projekte werden die Studierenden mit verschiedenen Institutionen der Stadtplanung und Stadtentwicklung, des Stadtmarketings, der städtischen Kulturarbeit und Sozialarbeit, des Tourismus sowie des Wissenschaftsbereichs bekannt gemacht und entwickeln ein sicheres Verständnis für unterschiedliche Kooperationsformen der Akteure in Stadtplanungs- und Stadtentwicklungsprozessen.

Der Studiengang wendet sich an HistorikerInnen, KunsthistorikerInnen, ArchitektInnen, StadtplanerInnen, DenkmalpflegerInnen, Angehörige der Bau- und Wohnungswirtschaft, WirtschaftswissenschaftlerInnen, PolitologInnen, StadtsoziologInnen, Medien-, Kultur- und LiteraturwissenschaftlerInnen und an alle Studierenden mit besonderem Interesse an der Entschlüsselung komplexer Zusammenhänge der Stadtentwicklung.

Für den Studiengang werden keine Studiengebühren erhoben.

Bewerbungsschluss für den neuen Jahrgang im Wintersemester 2013/14 ist der 2. Juli 2013.

Für nähere Informationen: <http://www.metropolitanstudies.de>,  
Dagmar.Thorau@TU-Berlin.de

### *Studium der Stadtgeschichte an der TU Darmstadt*

Der Master-Studiengang „Geschichte – Umwelt – Stadt“, der seit 2005 am Institut für Geschichte der TU Darmstadt angeboten wurde, wird mit dem Wintersemester 2013/14 durch eine Vertiefungsrichtung im Rahmen des MA Geschichte ersetzt. Grund für diese Veränderung war die wegen umfangreicher Wahlmöglichkeiten recht komplexe Studienorganisation, deren Einpassung in ein neues Studien- und Prüfungsmanagement-System große Schwierigkeiten erzeugte.

Die Interessen derjenigen, die mit einem Fokus auf Stadtgeschichte und Urbanisierung eine Spezialisierung im Master-Bereich vornehmen möchten, werden je-

doch auch in Zukunft in Darmstadt sehr gut bedient: Im Rahmen des MA Geschichte wird es den Schwerpunkt „Technik – Umwelt – Stadt“ geben, in dem ein starker Akzent auf der Stadtgeschichte liegt. Wie auch schon im MA „Geschichte – Umwelt – Stadt“ kann der Schwerpunkt „Technik – Umwelt – Stadt“ im MA Geschichte ohne ein grundständiges Geschichtsstudium studiert werden; der Quereinstieg aus anderen Fächern ist also weiterhin prinzipiell möglich.

Das Studium umfasst neben allgemeinen propädeutischen Veranstaltungen auf Master-Niveau Überblicksveranstaltungen zur Stadt- und Umweltgeschichte sowie Seminare und Übungen, mit denen eine Vertiefung in der Stadt- und Umweltgeschichte der Neuzeit vollzogen werden kann.

Das Studium wird außerdem stärker forschungsorientiert sein als bislang. Erhebliches Gewicht kommt in der Studienorganisation selbstorganisiertem Lernen und einer umfangreich angelegten Quellenrecherche zu, die zur Vorbereitung der Thesis dient; die Thesis, deren Thema die Studierenden in Absprache mit dem ausgewählten Prüfer bestimmen, geht mit 50% in die Endnote ein.

Wie auch bisher wird es möglich sein, einschlägige stadtbezogene Veranstaltungen an anderen Fachbereichen der TU Darmstadt zu besuchen und damit das große Potential an interdisziplinärer Stadtforschung an der TU Darmstadt zu nutzen.

Die TU Darmstadt bietet außerdem perspektivisch mit der Graduierten-Schule ‚UrbanGrad‘ eine Möglichkeit, mit einem Stadtthema im Rahmen eines strukturierten Promotionsprogramms eine Dissertation zu erarbeiten. Außerdem schaffen die zahlreichen Forschungsprojekte im Bereich der interdisziplinären Stadtforschung an der TU Darmstadt hervorragende Möglichkeiten, den Wissenschaftsbetrieb näher kennenzulernen.

Für nähere Informationen:

<http://www.geschichte.tu-darmstadt.de/index.php?id=ma>

Informationen über die Stadtforschung in Darmstadt:

<http://www.stadtforschung.tu-darmstadt.de/start/startseite.de.jsp>

E-Mail: [sekr-nng@pg.tu-darmstadt.de](mailto:sekr-nng@pg.tu-darmstadt.de)

Tel. +49-(0)6151-16 6834, Fax. -16 39 92

## Termine

### 1. Halbjahr 2013

21. – 23. Juni Konferenz: *Second World Urbanity: Between Capitalist and Communist Utopias*  
Leipzig  
<http://arthist.net/archive/4515>
21. – 22. Juni Nachwuchsworkshop: *Die Farben der Stadt*  
Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung/GSU  
Hamburg  
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=21174>
27. – 28. Juni Konferenz: *Mobilising London's housing histories: the provision of homes in London since 1850*  
The Centre for Metropolitan History in association with the Survey of London (English Heritage)  
London, Großbritannien  
<http://events.history.ac.uk/event/show/7235>
23. Juni – 4. Juli Exkursion: *Athens: Heritage and Modernity*  
International Institute for Restoration and Preservation Studies  
Athen, Griechenland  
<http://iirps-athens.org/>

### 2. Halbjahr 2013

9. – 10. Juli Konferenz: *The Transformation of Urban Britain Since 1945*  
Centre for Urban History, University of Leicester  
<http://www2.le.ac.uk/departments/urbanhistory/news>

25. – 27. Juli Konferenz: *Port Towns and Urban Culture*  
University of Portsmouth  
Portsmouth, Großbritannien  
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/>
25. – 31. August Sommerakademie: *Wissenstransfer und urbaner Raum. Formate, Modi und Akteure des Wissenstransfers in den Städten Ostmittel- und Osteuropas*  
Internationale und interdisziplinäre Sommerakademie des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung Marburg  
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=21134>
12. – 14. September VI International Conference of the Italian Association of Urban History (AISU): *Visible and invisible: perceiving the city between descriptions and omissions*  
Catania, Italien  
<http://www.storiaurbana.org>
18. – 21. September Tagung: *Die maritime Stadt - Hafenstädte an der Ostsee vom Mittelalter bis in die Gegenwart*  
21. Tagung des Arbeitskreises deutscher und polnischer Kunsthistoriker und Denkmalpfleger  
Uniwersytet Gdanski, Instytut Historii Sztuki  
Danzig/Gdansk, Polen  
<http://arthist.net/archive/4408>
20. – 22. September Veranstaltung: *In der Residenzstadt. Funktionen, Medien, Formen bürgerlicher und höfischer Repräsentation*  
Akademie der Wissenschaften zu Göttingen mit dem Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein  
Neuenstein  
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=20449>

08. – 09. Oktober Tagung: *'Denn die Armen habt ihr allezeit bei euch...'* Von der Armenpflege zur Sozialpolitik in den Städten vom 18. bis zum 20. Jahrhundert  
Archiv der Hauptstadt Prag, Akademie der Wissenschaften der Tschech. Republik, Fakultät der humanistischen Studien der Karls - Universität Prag  
Prag, Tschechien  
<http://www.ahmp.cz/eng/index.html?mid=38&wstyle=0&page=%27%27>
18. – 20. Dezember Konferenz: *(Re)constructing communities in Europe, 1918-1968. A venture into the discursive practices of community building*  
Radboud University Nijmegen/Utrecht University – Studiecentrum Soeterbeeck  
Nijmegen, Niederlande  
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=20444>

#### 1. Halbjahr 2014

7. – 8. April CFP Konferenz: *City Margins, City Memories*  
Institute of Germanic and Romance Studies, University of London  
Deadline: 07.06.2013  
London, Großbritannien  
<http://www2.le.ac.uk/departments/urbanhistory/news/newsletter/april2013/City%20margins%20CFP.pdf>
23. – 26. April Konferenz: *Between local autonomy and national policy: Regulating migration in European Cities, 1750-1914*  
European Social Science History Conference (ESSHC)  
Wien, Österreich  
<http://www2.le.ac.uk/departments/urbanhistory/news/diary#april-2014>

